

as

*

mm

rk

3.8

5XG





8







S
Soy de Maupe
Gesamte
Georg Freiherrn von

NORTHWESTERN UNIVERSITY
LIBRARY
EVANSTON, ILLINOIS

EX-LIBRIS

Immer höher muß ich steigen
Immer weiter muß ich schaun
GOETHE



GEORG
EDWARD

Georg Edward.

Guy de Maupassant

Gesammelte Werke

•

Guy de Maupassant

Gesammelte Werke

frei übertragen von

Georg Freiherrn von Ompteda

Zweite Serie

Erster Band



Berlin W
f. fontane & Co.
1900

Guy de Maupassant

Stark wie der Tod

Roman

frei übertragen von

Georg Freiherrn von Ompteda



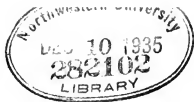
Berlin W
J. Fontane & Co.
1900

843.8

M45XG.a

v.1

Alle Rechte vorbehalten



Starb wie der Tod

Erster Band

Erster Teil

I

Durch das Oberlicht an der Decke fiel der Tag in das geräumige Atelier. Es war ein großes Viereck voll strahlenden, bläulichen Lichtes, eine helle Öffnung, in die das unendliche Himmelsblau hineinschaute, durch das blitzschnell die Vögel dahinschossen.

Aber kaum war das fröhliche Himmelslicht in den hohen, ernsten, drapierten Raum gefallen, so ward es sanft, fing sich in den Stoffen und wurde von den Vorhängen verschluckt, sodaß es kaum noch die dunklen Ecken erhellte, wo bloß die Goldrahmen wie Feuer aufleuchteten. Hier schienen Friede und Ruhe hergebannt, in die Stille des Künstlerheims, wo die Menschenseele arbeitet. Innerhalb dieser Wände, die der Gedanke bewohnt, in denen er kämpft und ringt ohne Unterlaß, erscheint alles matt und müde, sobald der Schöpfer ruht. Nach seinen gewaltigen Anstrengungen ist alles wie tot, alles schlummert, Möbel, Stoffe, die noch nicht beendigten Porträts auf der Leinwand, als ob der ganze Raum unter der Müdigkeit des Meisters gelitten, mit ihm gerungen und täglich teilgenommen hätte an diesem immer wieder sich erneuernden Schaffenskampf.

Ein unbestimmter Geruch von Malerei, Terpentin und Tabak lag über dem Raum, festgehalten von Teppichen und Möbeln. Kein anderer Laut unterbrach die tiefe Stille, als der kurze, helle Schrei der Schwalben,

die über dem geöffneten Oberlicht hinschossen, und das unbestimmte Geräusch der Stadt, das kaum bis über die Dächer drang. Nichts bewegte sich, als stoßweise eine kleine, blaue Dampfwolke, die der auf dem Divan ausgestreckte Olivier Bertin langsam aus der Zigarette durch die Lippen blies.

Den Blick zum fernen Himmel gerichtet, suchte er nach einem Vorwurf für ein neues Bild. Was sollte er machen? Er wußte es noch nicht. Er war kein entschlossener, selbstsicherer Künstler, sondern ein Tastender, dessen nicht deutlich ausgesprochene Begabung zwischen allen Kunststilen umherschwanke. Er war reich, berühmt, war aller Ehren teilhaftig geworden und wußte dennoch, nun wo sich die Sonne seines Lebens dem Untergange näherte, noch nicht bestimmt, was er künstlerisch eigentlich vertreten und erstrebt. Er hatte das Romstipendium erhalten, hatte das Athergebrachte verteidigt und wie tausend andre auch Historienbilder gemalt; dann war er moderner geworden und hatte Zeitgenossen mit dem Pinsel festgehalten, aber mit Anlehnung an klassische Vorbilder. Klug, voll Begeisterung, ein energischer Arbeiter, mit immer wechselnder Idee, in heiliger Liebe entbrannt für seine Kunst, die er aus dem Grunde verstand, hatte er dank seines feinen Verstandes sich ein außerordentliches Können erworben, dazu eine große Schmiegsamkeit des Talentes, die zum Teil grade von seinem Pin- und Herschwanken und seinen Versuchen in allen Stilarten kam. Vielleicht hatte auch der jähe Beifall, den seine eleganten, vornehmen und tadellosen Bilder in der Gesellschaft gefunden, ihn beeinflusst und daran gehindert, sich so zu entwickeln, wie er es sonst wohl gethan hätte. Seit dem ersten Erfolge⁶ lenkte ihn eigentlich fortwährend, ohne daß er es selbst wußte, der Gedanke zu gefallen, führte ihn sachte auf andere Wege und beugte seine künstlerischen Überzeugungen.

Übrigens machte sich dieser Wunsch, es allen recht zu thun, bei ihm in allen möglichen Dingen breit und hatte viel zu seinem Ruhme beigetragen.

Seine guten Manieren, die ganze Art sich zu geben, sein gewählter Anzug, der frühere Ruf seiner Kraft und seiner Geschicklichkeit im Sattel und mit der Waffe, alles hatte dazu beigetragen, seine Berühmtheit zu erhöhen. Nach der Cleopatra, dem ersten Bilde, das ihm seiner Zeit einen Namen gemacht, war ganz Paris Feuer und Flamme für ihn gewesen. Man hatte ihn bewundert, gefeiert, und er war plötzlich einer jener gesellschaftlich glänzenden Künstler geworden, die man im Bois de Boulogne trifft, um die man sich in den Salons reißt und die schon in jungen Jahren zu Mitgliedern der Akademie der Künste ernannt werden. Er war unter dem Beifall der ganzen Stadt in dieselbe aufgenommen worden.

So hatte ihn das Glück hätschelnd und lieblosend bis an die Schwelle des Alters geführt.

Nun suchte er in der Stimmung, die das schöne Wetter draußen, das er gleichsam um sich fühlte, in ihm erregt, einen poetischen Vorwurf zu einem Bilde. Etwas müde geworden durch sein Frühstück und die Cigarette träumte er, den Blick in die Höhe gerichtet, indem er in der blauen Luft flüchtig ein paar Figuren skizzierte: graziöse Frauen in einer Allee des Bois oder auf dem Trottoir einer Straße, ein Liebespäpchen am Flußrand, galante Bilder, in denen sich seine Phantasie gefiel. Die wechselnden Erscheinungen zeichneten sich vom Himmel ab, unbestimmt und in einander fließend, wie sie in Farben sein Auge sah, und die Schwalben, die unausgesetzt pfeilgleich durch die Luft schossen, schienen sie fortlöschen zu wollen, indem sie wie mit einem Federzuge durchstrichen.

Er fand nichts, alle Gestalten, die er vor seiner Phantasie sah, ähnelten irgend einem Bilde, das er

schon gemacht, alle Frauen, die ihm erschienen, waren Töchter oder Schwestern berer, die seine Künstlerlaune schon einmal in die Welt gesetzt, und die noch unbestimmte Angst, die ihn seit einem Jahre quälte, er möchte sich ausgegeben, alle seine Themata erschöpft haben, die Furcht, daß seine Phantasie verdorrt, nahm bei seiner Unfähigkeit, neue Gedanken zu finden, etwas noch nicht Gemaltes zu entdecken, schärfere Gestalt an, wie an seinem geistigen Auge so vorbeiglimmt, was er alles geschaffen.

Er stand langsam auf, um seine Studien durchzusehen, ob er unter den Entwürfen nicht irgend etwas fände, was ihn auf neue Ideen brächte.

Er blies den Rauch von sich und durchblätterte die Skizzen, Zeichnungen, die er in einem hohen, alten Schranke aufhob. Aber schnell ekelte ihn das vergebliche Suchen, es quälte ihn, er warf die Zigarette fort, piff einen Gassenhauer und holte unter einem Stuhl eine schwere Mantel hervor die dort lag.

Mit der anderen Hand hatte er einen Vorhang zur Seite geschlagen, der den Spiegel verbarg, welcher dazu diente, die Richtigkeit der Stellungen zu prüfen, die Perspektive zu korrigieren. Er stellte sich grade vor das Glas und begann Übungen zu machen, indem er sich im Spiegel beobachtete.

In den Ateliers war er berühmt wegen seiner Kraft gewesen, dann in der Gesellschaft wegen seiner Schönheit, aber jetzt lastete das nahende Alter auf ihm, machte ihn plump und schwer. Er war groß und breitschultrig, besaß einen starken Brustkasten, aber jetzt hatte er Fett angelegt, wie ein alter Ringer, obgleich er täglich fecht und beharrlich ritt. Sein Kopf hatte etwas Besonderes behalten, er war noch so schön wie früher, obgleich er sich doch auch verändert. Durch sein weißes, kurzgeschnittenes Haar glänzte sein schwarzes Auge lebhafter unter grauen Augenbrauen.

Sein kräftiger Schnurrbart, der etwas Militärisches hatte war fast braun geblieben und verlieh seinem Gesicht einen seltenen Ausdruck von Energie und Stolz.

Er stand vor dem Spiegel mit geschlossenen Absätzen kerzengerade und ließ die beiden gußeisernen Kugeln am Ende seines muskulösen Armes allerlei Übungen machen, indem er wohlgefällig sich dabei betrachtete.

Aber plötzlich wahrte er im Spiegel, in dem man das ganze Atelier übersah, wie sich ein Vorhang bewegte und ein Frauenkopf, nur der Kopf, erschien und nach ihm spähte. Hinter ihm fragte eine Stimme:

— Ist man zu Hause?

Er antwortete:

— Jawohl — und drehte sich herum. Dann warf er die Pantel auf den Teppich und sprang mit etwas gemachter Elastizität zur Thür.

Eine Dame in hellem Kleid trat ein. Sie gaben sich die Hand, und sie sagte:

— Du machst Deine Übungen?

— Ja, antwortete er, ich schlug ein Rad und Du hast mich dabei überrascht.

Sie lachte und fuhr fort:

— In der Portierloge war niemand, und da ich weiß, daß Du um diese Zeit immer allein bist, habe ich mich nicht anmelden lassen.

Er betrachtete sie:

— Donnerwetter! Bist Du schön! So chic!

— Ja, ein neues Kleid! Gefällt es Dir?

— Reizend, die Farben stimmen wundervoll zu einander, man kann wohl sagen, daß man heutzutage Verständnis dafür hat.

Er ging um sie herum, befühlte den Stoff, zupfte mit den Fingerspitzen die Falten zurecht wie einer, der sich auf die Toilette gleich einem Damenschneider versteht. Hatte er doch sein ganzes Leben hindurch

sein künstlerisches Gefühl und seinen Athletenkörper benutzt, um mit der feinen Spitze seiner Pinsel die Schönheiten der wechselnden Mode und den weiblichen Liebreiz zu schildern, der sich unter schwerem Sammet, unter Seide und schneeigen Spitzen verbirgt.

Endlich sagte er:

— Das Kleid ist sehr gelungen, es steht Dir ausgezeichnet.

Sie ließ sich von ihm bewundern, erfreut, hübsch zu sein und ihm zu gefallen.

Sie war nicht mehr ganz jung, aber noch schön, nicht sehr groß, ein wenig stark, doch frisch in jenem Reiz, der den Vierzigjährigen eine gewisse köstliche Reife verleiht. So gleich sie einer jener Rosen, die ohne Ende blühen, bis ihre Blätter schließlich, wenn sie zu sehr aufgeblüht, in einer einzigen Stunde abfallen.

Mit ihrem Blondhaar behielt sie den jungen, frischen Liebreiz der Pariserin, die nicht altert. Jener Pariserin, die eine erstaunliche Lebenskraft besitzt, einen unerschöpflichen Vorrat an Widerstand gegen die Zeit, die sich Jahre hindurch gleich bleibt, unzerstörbar, immer Siegerin, indem sie vor allem ihren Körper pflegt und ihre Gesundheit vorsichtig conserviert.

Sie schlug den Schleier in die Höhe und flüsterte:

— Nun, bekomme ich keinen Kuß?

— Ich habe geraucht, sagte er.

Sie meinte: — Ach was, — dann hielt sie ihm den Mund hin: — Das schadet nichts.

Und ihre Lippen begegneten einander.

Er nahm den Sonnenschirm aus ihrer Hand, zog ihr das Frühjahrsjäckchen aus mit schneller sicherer Bewegung. Man merkte, er verstand sich darauf. Als sie sich dann auf's Sofa setzte, fragte er eifrig:

— Wie geht es Deinem Mann?

— Ausgezeichnet, er muß sogar gerade jetzt in der Kammer eine Rede halten.

— Ach! Worüber denn?

— Wie immer, wahrscheinlich über Zuckerrüben oder Rapsöl.

Ihr Mann, Graf von Guilleroy, Abgeordneter für das Departement Eure, war Specialist für alle landwirtschaftlichen Fragen.

Aber sie hatte in einer Ecke eine Studie erblickt, die sie noch nicht kannte, ging nun quer durch das Atelier und fragte:

— Was ist denn das?

— Ein Pastell, das ich angefangen habe. Das Porträt der Prinzessin von Pontève.

— Hör mal, sagte sie ernst, Du weißt, daß wenn Du wieder anfängst, Damen zu malen, ich einfach Dein Atelier zuschließe. Ich weiß zu genau, wohin das führt.

— Oh! meinte er, ein Porträt wie Anys malt man nur einmal.

— Das hoffe ich sehr.

Sie betrachtete das begonnene Pastell als Kennerin, trat zurück, näherte sich wieder, legte die Hände als Schirm an die Augen, suchte den günstigsten Standpunkt und erklärte sich endlich befriedigt:

— Das Bild ist gut. Die Pastelle glückt Dir immer famos.

Er meinte geschmeichelt:

— Findest Du?

— Ja, es ist eine feine Kunst, dazu braucht man Vornehmheit. Für die groben Payer paßt es nicht.

Seit zwölf Jahren bestärkte sie ihn in seiner Reigung zu vornehmer Malerei. Sie bekämpfte jede Rückkehr zur einfachen Wahrheit, und durch die Forderungen ihrer Modepuppen-Eleganz trieb sie ihn ganz sachte zu einem etwas gezierten, gemachten, süßlichen Stil.

Sie fragte:

— Wie ist denn diese Prinzessin eigentlich?

Er mußte ihr tausend Einzelheiten erzählen, alle jene winzigen Details, in denen sich eifersüchtige kleinliche Frauenneugier gefällt, und von der Toilettenfrage kam er auf die geistige Seite.

Plötzlich fragte sie:

— Ist sie kolett?

Er lachte und schwor, sie wäre es nicht. Da legte sie beide Hände dem Maler auf die Schultern, blickte ihn durchdringend an, und die Glut ihrer Frage machte die runden Pupillen zittern mitten in der blauen Fris wie zwei, undurchdringlichen Tintenleckfen ähnliche, schwarze Punkte.

Sie flüsterte wieder:

— Ist sie wirklich nicht kolett?

— Wirklich nicht.

Sie fügte hinzu:

— Übrigens bin ich ganz ruhig, denn jetzt liebst Du nur noch mich! Mit anderen ist es aus. Zu spät armer Freund!

Jener leichte Schauer überlief ihn, der das Herz eines reifen Mannes trifft, wenn man von seinem Alter spricht, und er flüsterte:

— Heute, morgen wie gestern gab es in meinem Leben und wird es geben nur dich, Any!

Da nahm sie ihn beim Arm, führte ihn zum Sofa zurück, und zog ihn an ihre Seite.

— Woran dachtest Du?

— Ich suche den Stoff für ein Bild.

— Was denn für ein Bild?

— Das weiß ich eben nicht, ich suche es ja.

— Was hast Du die Tage getrieben?

Er mußte ihr alle Besuche aufzählen, die er empfangen, Diners und Gesellschaften, die er besucht, Gespräche und Klatsch. Beide fanden sie Gefallen an

all den flüchtigen intimen Dingen der Gesellschaft. Die kleinen Eifersüchteleien, die Verhältnisse, von denen man wußte oder doch ahnte, die fertigen Urtheile, die tausend Mal wiederholt wurden, die man tausend Mal hörte über dieselben Menschen, dieselben Ereignisse, dieselben Ansichten zogen ihren Geist davon auf jenem, Pariser Leben genannten, wellenbewegten Fluß. Da sie beide alle Welt in den verschiedensten Kreisen kannten, er als Künstler, dem sich alle Thüren öffneten, sie als die elegante Frau eines konservativen Abgeordneten, so waren sie mit dem Sport der französischen Unterhaltung vertraut, die fein ist, banal, liebenswürdig böshast, unnütz geistreich, im allgemeinen vornehm, und die einen besonderen viel beneideten Ruf allen verleiht, deren Sprechweise sich an diese Art lästerndes Geschwätz gewöhnt hat.

— Wann kommst Du zu Tisch? fragte sie plötzlich.

— Wann Du willst. Wann paßt es denn?

— Freitag, da kommt die Herzogin von Mortemain, dann Corbelle und Musadieu, es soll nämlich die Rückkehr meines Töchterchens gefeiert werden, die heut abend zurückkommt, aber sage es niemandem, es ist Geheimnis.

— Schön, ich komme, ich freue mich, Annschen wieder zu sehen, ich habe sie ja drei Jahre nicht gesehen.

— Ja wahrhaftig drei Jahre.

Annschen, zuerst in Paris im väterlichen Hause erzogen, war die letzte leidenschaftliche Liebe ihrer Großmutter, Frau Paradin, geworden; diese war fast erblindet und lebte das ganze Jahr hindurch auf der Besichtigung ihres Schwiegersohnes, dem Schloß Roncières im Departement Eure. Allmählich hatte die alte Dame das Kind immer länger bei sich behalten, und da die Guilleroy beinahe die Hälfte ihres Lebens auf ihrem Gute zubrachten, wohin sie immer die ver-

schiedenen Interessen riefen, sei es Landwirtschaft, seien es Wahlen, so nahm man das junge Mädchen schließlich nur noch ab und zu nach Paris mit.

Annchen zog auch das freie, ungebundene Landleben dem eingeschlossenen Dasein in der Stadt vor.

Seit drei Jahren war sie überhaupt nicht mehr nach Paris gekommen. Die Gräfin wollte Annchen ganz von der Stadt fern halten, um nicht, ehe sie offiziell in die Welt eingeführt wurde, den Geschmack daran in ihr zu erwecken. Gräfin Guilleroy hatte ihr zwei ausgezeichnete Erzieherinnen aufs Land mitgegeben, und sie selbst fuhr häufig auf Besuch zu ihrer Mutter und ihrer Tochter. Übrigens war der Aufenthalt Annchens auf dem Schlosse beinahe zur Notwendigkeit geworden, weil sich die alte Dame dort befand.

Früher brachte Olivier Bertin alljährlich sechs bis acht Wochen in Roncières zu, aber seit drei Jahren zwang ihn ein rheumatisches Leiden entfernt gelegene Bäder aufzusuchen, die seine Vorliebe für Paris in solchem Grade weckten, daß er, wenn er einmal aus dem Badeort zurückgekehrt war, die Hauptstadt nicht mehr verlassen mochte.

Eigentlich sollte das junge Mädchen erst zum Herbst wiederkommen, aber der Vater hatte plötzlich ein Heirats-Projekt für Annchen in Aussicht genommen und rief sie zurück, damit sie sofort die Bekanntschaft des Marquis Farandal machen sollte, den er ihr bestimmt. Der Plan wurde ganz geheim gehalten, und Olivier Bertin war der einzige, der darin durch die Gräfin eingeweiht worden war.

So fragte er denn:

— Die Absicht Deines Mannes steht also fest?

— Ja, ich glaube sogar, es ist eine sehr gute Idee.

Dann sprachen sie von anderen Dingen.

Sie kam auf die Kunst zurück und wollte ihn bereden, ein Christusbild zu malen. Er widerstrebte,

denn er fand, es gäbe deren schon genug, aber sie blieb beharrlich dabei und ward ungeduldig:

— Ach! Wenn ich zeichnen könnte, würde ich Dir zeigen, was ich will. Etwas ganz Neues, sehr gewagt: man nimmt Christus vom Kreuze ab, und dem Manne, der die Hände losgemacht hat, entgleitet der Körper. Er fällt und sinkt auf die Menge herab, welche die Arme hebt, ihn aufzufangen. Verstehst Du, was ich meine?

Ja, er verstand es, er fand sogar die Erfindung ganz eigenartig, aber er war gerade in ganz modernem Fahrwasser, und wie seine Freundin so auf dem Divan lag, den einen Fuß herabhängend in zierlichen kleinen Schuhen, daß man meinte durch den dünnen fast durchsichtigen Strumpf das Fleisch zu sehen, rief er:

— Da, da, das müßte man malen, das heißt Leben, ein Frauensüßchen, das aus einem Kleide lugt. Da hinein läßt sich alles legen, Wirklichkeit, Begierde und Poesie, es giebt nichts Reizenderes, Hübscheres als einen Frauenfuß und dann welch' feiner Reiz: das Bein, das unter dem Stoff verborgen ist und das man nur ahnt und errät.

Er hatte sich mit gekreuzten Beinen auf den Fußboden gesetzt, nahm ihren einen Schuh, zog ihn aus, und der seiner Lederumhüllung entschlüpfte Fuß bewegte sich wie ein kleines zappelndes Tier, das höchlichst überrascht ist, freigelassen zu sein.

Bertin sagte:

— Nichts ist doch so zierlich und vornehm und dabei voll, voller als die Hand; zeige mal Deine Hand her, Any.

Sie trug lange Handschuhe, die bis zum Ellenbogen gingen. Sie zog den einen aus, faßte ihn dazu oben am Rand an und streifte ihn schnell ab, indem sie ihn umkrempelte, wie eine Schlangenhaut, die man abzieht. Der Arm ward sichtbar, weiß, dick

und rund, so schnell entblößt, daß er den Gedanken erweckte, als sei sie vollständig nackt.

Da streckte sie ihm die Hand entgegen, und er nahm sie am Gelenk; auf ihren weißen Fingern bligten die Ringe, und die rosigen scharfen Nägel machten den Eindruck verliebter Krallen, an der Spitze dieses niedlichen Frauenpfötchens gewachsen.

Olivier Vertin betrachtete ihre Hand, er bewegte die Finger hin und her, wie ein Spielzeug aus Fleisch, und sagte dabei:

— Was für ein eigentümliches Ding das doch ist, ein reizendes kleines Glied, klug und geschickt und macht alles, was man will: Bücher, Spitzen, Häuser, Pyramiden, Lokomotiven, Kuchen oder Liebesjungen, das ist das Beste, was es kann.

Er zog einen Ring nach dem anderen ab und wie nun auch der Trauring herabfiel, flüsterte er lächelnd:

— Achtung vor dem Gesetz!

— Dummheiten, sagte sie etwas getränkt. Er hatte immer etwas Höhnisches, jene Sucht der Franzosen, auch den ernstesten Gefühlen den Schein der Ironie zu geben, und oft betrübte er sie damit, daß er nicht verstand den feinen Regungen der Frauenliebe zu folgen und die Grenzen des Heiligtums, wie sie es nannte, zu achten. Vor allem ärgerte sie sich jedesmal, wenn er ihre Beziehungen zu einander bespöttelte, die so lange schon dauerten, daß sie das beste Beispiel für treue Liebe im neunzehnten Jahrhundert gewesen wären. Nach einer Pause sagte sie:

— Nicht wahr, Du begleitest uns, Annychen und mich zur Eröffnung der Bilder-Ausstellung?

— Selbstverständlich!

Da fragte sie ihn, welches die besten Bilder des nächsten Salons, der in vierzehn Tagen eröffnet werden sollte, sein würden.

Aber plötzlich sagte sie, vielleicht weil ihr einfiel, daß sie eine Besorgung vergessen:

— Schnell, schnell, gib mir meinen Schuh.

Er spielte träumend mit der leichten Fußbekleidung, drehte und wandte sie zerstreut in den Händen.

Er beugte sich nieder und küßte den Fuß, der zwischen Kleid und Teppich zu schweben schien, sich nicht mehr bewegte und durch die Luft kühl geworden war.

Dann zog er ihr den Schuh an. Gräfin Guilleroy erhob sich und trat an den Tisch, auf dem allerlei Papiere, offene Briefe, alte und neue, neben einem echten Maler-Tintenfaß, in dem die Tinte eingetrocknet war, herumlagen. Sie blickte alles neugierig an und hob die Blätter auf, um darunter zu sehen.

Er näherte sich ihr:

— Du wirfst meine Unordnung in Unordnung bringen.

Ohne zu antworten fragte sie:

— Wer ist dieser Herr, der „die Badenden“ kaufen will?

— Ein Amerikaner, den ich nicht kenne.

— Hast Du die „Straßen-Sängerin“ verkauft?

— Ja. Zehntausend.

— Das ist sehr vernünftig, die war nett, aber nichts Besonderes. Adieu Liebster!

Sie hielt ihm die Wange hin, die er mit einem ruhigen Kuß streifte, und sie verschwand hinter der Portière, nachdem sie noch halblaut gesagt:

— Freitag um acht. Du sollst mich nicht zur Thür begleiten. Du weißt, ich mag es nicht.

Als sie fort war, steckte er sich zuerst eine Cigarette an, dann durchmaß er das Atelier langsam mit großen Schritten, und die ganze Geschichte dieses Verhältnisses tauchte vor ihm auf. Allerlei Einzelheiten, die er längst vergessen, fielen ihm wieder ein, und er suchte

sie zusammen, um sie eine an die andere zu reihen. Die Jagd nach Erinnerungen unterhielt ihn in seiner Einsamkeit.

Damals war es, als er wie eine neue Sonne am Kunsthimmel von Paris aufstieg, damals, als die Maler die ganze Gunst des Publikums gewonnen und ein ganzes Stadtviertel prächtigster Häuser bezogen, die sie sich mit ein paar Pinselstrichen verdient.

Bertin hatte nach seiner Rückkehr von Rom 1864 zuerst ein paar Jahre hindurch keinen Erfolg und keinen Ruf gehabt; da ward er plötzlich 1868, als er seine Cleopatra ausstellte, von der Kritik wie vom Publikum in den Himmel erhoben.

1872, nach dem Kriege und nachdem der Tod Henri Regnaults all seinen Kollegen sozusagen ein Piedestal des Ruhmes verschafft, ward Bertin durch eine „Jokaste“, ein etwas gewagtes Bild, zu den Modernen gezählt, obwohl seine klug berechnete Technik ihn auch für die Akademiker annehmbar machte.

1873 brachte ihm seine „Algerische Jüdin“ die große goldene Medaille ein, sodaß er außer Wettbewerb erklärt ward, — ein Bild, das er nach seiner Rückkehr von einer afrikanischen Reise gemalt. Und seit einem Porträt der Prinzessin von Salia, 1874, galt er in der großen Welt für den ersten Porträtisten seiner Zeit. Von diesem Tage ab wurde er der Lieblingsmaler der Pariserin und der Pariserinnen, der geschickteste und genialste Schilderer ihrer Grazie, ihrer Art, ihres ganzen Seins. Nach ein paar Monaten hatten sämtliche bekannten Damen von Paris um die Gunst gebeten, von ihm gemalt zu werden. Er war sehr wählerisch und machte hohe Preise.

Als er nun in Mode war und gleich jedem anderen Herrn der Gesellschaft Besuche machte, traf er eines Tages bei der Herzogin von Mortemain eine junge Frau in tiefer Trauer, die eben ging, als er

eintrat. Die Begegnung mit ihr in der Thür gab ihm einen packenden Eindruck von Grazie und Eleganz.

Er fragte nach ihrem Namen und erfuhr, daß es die Gräfin Guilleroy sei, die Frau eines normannischen Landjunkers, Landwirthes und Abgeordneten, daß sie um ihren Schwiegervater trauerte, daß sie geistreich, sehr bewundert und sehr beliebt sei.

Er sagte sofort, noch ganz hingerissen von der Erscheinung, die seinem Künstlerauge wohl gethan:

— Die würde ich gern malen!

Am nächsten Tage war es der jungen Frau hinterbracht worden, und noch am selben Abend erhielt er ein kleines bläuliches Briefchen, das einen unbestimmten Duft ausströmte und in feiner, regelmäßiger Handschrift, ein wenig von links nach rechts ansteigend die Worte enthielt:

„Verehrter Herr Bertin!

Die Herzogin von Mortemain, die eben bei mir war, versichert, Sie würden geneigt sein, mit Hilfe meiner armen Flügel eines Ihrer Meisterwerke zu machen. Ich würde sie Ihnen gern zur Verfügung stellen, wenn ich bestimmt wüßte, daß Sie nicht bloß eine Liebenswürdigkeit gesagt haben, sondern wirklich in mir ein Modell sehen, wert Ihrer Kunst.

Ich bin Ihre sehr ergebene

Anna Gräfin Guilleroy.“

Er antwortete und fragte an, wann er der Gräfin seine Aufwartung machen dürfe. Ohne weitere Förmlichkeiten wurde er für den folgenden Montag zum Frühstück eingeladen.

Die Wohnung lag auf dem Boulevard Malesherbes in einem prachtvollen, modernen Hause.

Er durchschritt einen großen Salon, der mit blauer Seide tapeziert war, in Holzrahmen, Weiß mit Gold, und trat in eine Art Boudoir mit hellen, koketten Tapeten aus dem vergangenen Jahrhundert. Diese im Stil Watteau's gehalten, zeigten in zarten Farben graziose Bilder, als hätten, die sie entworfen und ausgeführt, dabei von Liebe geträumt.

Er hatte sich eben gesetzt, als die Gräfin erschien. Sie schritt so leise, daß er nicht gehört, wie sie durch das anstoßende Zimmer gekommen, und ganz erstaunt war, als sie vor ihm stand.

Ungezwungen gab sie ihm die Hand und fragte:

— Sie wollen mich also wirklich malen?

— Es würde mir eine sehr große Freude sein, Frau Gräfin.

Ihr schwarzes, eng anliegendes Kleid machte sie sehr schlank, sodaß sie ganz jung aussah, obwohl sie eine ernste Miene aufsetzte, die ihr lächelnder Kopf im hellen Blond der Haare jedoch Lügen strafte.

Der Graf trat ein, ein kleines Mädchen von sechs Jahren an der Hand.

Die Gräfin stellte vor:

— Mein Mann.

Er war klein, glattrasiert, mit eingefallenen Wangen, die durch den abrazierten Bart bläulich schimmerten. Er hatte etwas von einem Geistlichen oder Schauspieler mit seinem nach hinten gebürsteten Haar. Er war sehr zuvorkommend, und an seinem Mund hatten sich zwei tiefe, halbmondsförmige Falten eingegraben, die von den Wangen zum Kinn herab-liefen und den Eindruck machten, als hätte sie die Gewohnheit, öffentlich zu sprechen, gezogen.

Mit einem Wortschwall, der auch den Redner verriet, dankte er dem Maler. Seit langem schon habe er seine Frau malen lassen wollen und hätte unbedingt Herrn Olivier Bertin darum gebeten, wenn er nicht

eine Ablehnung befürchtet, denn er wußte, wie überlaufen der Maler war.

Sie kamen also nach vielen Komplimenten überein, daß er gleich vom nächsten Tage ab seine Frau ins Atelier bringen sollte. Aber er fragte, ob es nicht besser sei noch damit zu warten, wegen der tiefen Trauer, in der sie sich befanden; doch der Maler erklärte, es sei ihm gerade darum zu thun, den ernststen Eindruck festzuhalten, gerade den packenden Gegensatz ihres lebhaften, feinen, leuchtenden Kopfes mit dem Goldhaar zum ernststen Schwarz des Kleides.

So erschien sie am nächsten Tage mit ihrem Mann, und die folgenden mit dem Töchterchen, das man an einen Tisch setzte mit einem Haufen Bilderbücher darauf.

Olivier Bertin war wie gewöhnlich sehr zurückhaltend. Den Damen der Gesellschaft gegenüber war er verlegen: er kannte sie zu wenig. Er glaubte, sie wären gerissen und albern, scheinheilig und gefährlich, unbedeutend und unbequem zugleich. Bei den Damen der Halbwelt hatte er dank seiner Berühmtheit, seiner Unterhaltungsgabe sowie kräftigen, eleganten Gestalt, seinem energischen, männlichen Gesicht leichte Siege gehabt.

So zog er sie vor. Und da er an den leichten, lustigen Ton der Ateliers und der Theaterwelt, in der er verkehrte, gewöhnt war, so mochte er die ungezwungene Art und Unterhaltung mit ihnen gern. In Gesellschaft ging er seines Renommées wegen, aber nicht etwa, weil es ihm Spaß gemacht hätte; dort verkehrte, er aus Eitelkeit, man schmeichelte ihm, er bekam Bestellungen und spielte sich vor den schönen Damen auf, die ihm Liebenswürdigkeiten sagten, machte ihnen jedoch nicht den Hof. Da er sich aber im Gespräch mit ihnen niemals Zweideutigkeiten und Gewagtheiten erlaubte, so hielt er sie für dumm, und

man fand, er habe sehr gute Manieren. Jedesmal, wenn sich eine bei ihm malen ließ, hatte er trotz aller Liebenswürdigkeit, die sie aufgewendet, ihm zu gefallen, immer das Gefühl, verschiedener Race, das Künstler und Gesellschaftsmenschen verhindert, einander nahe zu kommen, wenn sie auch miteinander verkehren. Hinter dem Lächeln und der Bewunderung, die bei den Damen immer etwas gemacht ist, erriet er eine unbestimmte Zurückhaltung, wie sie ein Mensch zeigt, der sich mehr dünkt als ein anderer. Das hatte bei ihm eine Art Stolz zur Folge, ein respektvolleres Benehmen, beinahe von oben herab, neben der verstickten Eitelkeit des Emporkömmlings, der von Prinzen und Prinzessinnen als ihresgleichen behandelt wird, der Stolz des Mannes, der seinem Können die Stellung verdankt, welche andere nur durch die Geburt erlangt haben. Man sagte von ihm, fast wie erstaunt: „Er hat famose Manieren.“ Dieses Erstaunen, das ihm schmeichelte, verletzte ihn zu gleicher Zeit, denn es zeigte ihm eine Scheidewand zwischen ihnen.

Der förmliche und beabsichtigte Ernst des Malers störte Gräfin Guilleroy ein wenig, die nicht wußte, was sie mit diesem zurückhaltenden Manne sprechen sollte, der doch für geistreich galt.

Nachdem sie ihre kleine Tochter untergebracht, nahm sie selbst auf einem Stuhle Platz neben der begonnenen Studie und gab sich Mühe, nach dem Wunsche des Künstlers ihren Zügen Leben zu verleihen.

Als sie mitten in der vierten Sitzung waren, hörte er plötzlich auf zu malen und fragte:

— Was macht Ihnen am meisten Spaß?

Sie war verlegen:

— Ja, ich weiß nicht, warum fragen Sie das?

— Ich brauche einen glücklichen Ausdruck in Ihren Augen, und den habe ich bis jetzt noch nicht gesehen.

— Nun, bringen Sie mich zum Sprechen, ich schwache gern.

— Sind Sie heiter?

— Sehr heiter.

— Gut, so wollen wir uns unterhalten, Frau Gräfin.

Dieses „unterhalten, Frau Gräfin,“ hatte er in ganz ernstem Tone gesagt, dann ging er wieder an die Arbeit, begann einige Themata und suchte einen Berührungspunkt zwischen ihnen. Sie fingen an, ihre Beobachtungen über gemeinsame Bekannte auszutauschen, dann sprachen sie von sich selbst, was doch immer der angenehmste und anziehendste Stoff ist.

Am nächsten Tage fühlten sie sich ungezwungener, und da Bertin sah, daß er der Gräfin gefiel, fing er an, Geschichten aus seiner Künstlerlaufbahn zu erzählen und tischte Erinnerungen auf in jener phantastischen Art, die er liebte.

Sie, an die gezierte Sprache der Salon-Schriftsteller gewöhnt, war erstaunt über diese etwas verrückte Manier, mit der er offen herausredete und die Dinge beleuchtete.

Sofort antwortete sie im selben Tone mit feiner, fecker Grazie.

Nach acht Tagen hatte sie ihn gewonnen und verführt durch ihre gute Laune, ihre Offenheit und Einfachheit, hatte er sein Vorurteil gegen die Damen der Gesellschaft ganz vergessen und war bereit zu behaupten, nur sie hätten Reiz und Mumm. Während er malend vor der Leinwand stand und wie ein Fechter avancierte und zurückwich, schwatzte er ungezwungen, als ob er diese hübsche, blonde Frau in Schwarz da vor ihm, — halb Sonne, halb Trauer, — die ihm lachend zuhörte und so fröhlich und lebhaft antwortete, daß sie alle Augenblicke aus ihrer Stellung kam, schon lange gekannt hätte. Ab und zu entfernte er sich von ihr, kniff ein

Auge zu, beugte sich vor, um sein Modell im ganzen zu erfassen, ab und zu wieder trat er ganz nahe: heran, um die kleinsten Züge festzuhalten, den flüchtigsten Ausdruck, und alles auf die Leinwand zu bannen, was mehr in einem Frauenantlitz steckt, als man auf den ersten Blick gewahrt: dieser Ausfluß idealer Schönheit, dieser Widerschein von etwas, das man nicht kennt, der intime, gefährliche Reiz, der einer jeden inne wohnt und bewirkt, daß man sich bis zum Wahnsinn verliebt gerade in diese eine und gerade dieser eine in keine andere.

Eines Nachmittags stellte sich das kleine Mädchen mit ganzem Kinderernst vor die Leinwand und sagte: — Das ist doch Mama.

Er nahm sie auf den Arm und küßte sie, da ihm diese naive Bestätigung der Ähnlichkeit seines Werkes schmeichelte.

Als sie an einem anderen Tage sehr still war, erklärte sie plötzlich traurig mit leiser Stimme:

— Mama, ich langweile mich!

Und den Maler rührte diese erste Klage dermaßen, daß er folgenden Tages einen ganzen Spielwarenladen in das Atelier bringen ließ.

Das kleine Mädchen war sehr erstaunt und zufrieden, und bedachtig, wie sie immer war, ordnete sie das Spielzeug mit großer Sorgfalt, um eines nach dem anderen, je nachdem sie gerade Lust hatte, vorzunehmen. Von dem Tage ab, wo sie das geschenkt bekommen, liebte sie den Maler auf kindliche Art mit jener tierischen, schmeichelnden Zärtlichkeit, die den Kindern so gut steht und ihnen die Herzen gewinnt.

Die Gräfin fand Geschmack an den Sitzungen, sie hatte diesen Winter nichts vor wegen der Trauer, es fehlten ihr Gesellschaften und Feste, so wurde das Atelier ihre ganze Unterhaltung.

Als Tochter eines sehr reichen und gastfreien

Großhändlers, der vor ein paar Jahren gestorben war und einer immer kranken Mutter, die gesundheitshalber sechs Monate im Jahre das Bett hütete, war sie schon frühzeitig eine vorzügliche Wirtin geworden. Sie verstand zu empfangen, zu lächeln, zu schwagen, die Leute zu unterhalten, sie wußte was man jedem zu sagen hatte, und klug und schmiegsam fand sie sich im Leben zurecht. Als man ihr Graf Guilleroy als Bräutigam vorstellte, begriff sie gleich, welchen Vorteil diese Ehe für sie haben würde, fand sich sofort darein als vernünftiges Mädchen, das genau weiß, daß man nicht alles haben kann und in jeder Lebenslage die Vor- und Nachteile gegeneinander abwägen muß.

Als sie in die Gesellschaft trat, wurde sie sehr gut aufgenommen, weil sie hübsch war und geistreich. Ihr wurde sehr der Hof gemacht, aber sie verlor niemals ihr Herz, das kühl blieb wie ihr Kopf.

Und doch war sie kokett, aber von einer gewissen herausfordernden, gleichzeitig vorsichtigen Koketterie, die nie zu weit ging. Die Artigkeiten, die man ihr sagte, machten ihr Spaß, die Wünsche, die sie erweckte schmeichelten ihr, so lange sie sie ignorieren konnte, und wenn sie einen ganzen Abend durch in Gesellschaft ungeschmeichelt gewesen, schlief sie still und ruhig, als eine Frau, die ihren Zweck auf Erden erfüllt hat.

Aber dieses Leben, das nun schon sieben Jahre so dauerte, ohne sie zu ermüden oder zu langweilen, denn sie liebte das Hin und Her der Gesellschaft, ließ sie dennoch manchmal anderes wünschen.

Die Herren ihrer Umgebung, politisierende Advokaten, Finanz- oder beschäftigungslose Klubmänner machten ihr Spaß wie Schauspieler. Sie nahm sie nicht recht ernst, wenn sie auch bei ihnen Stellung, Amt und Titel schätzte.

Zuerst gefiel ihr der Maler durch all das Neue, das er ihr zuführte. Sie unterhielt sich ausgezeichnet im

Atelier, lachte nach Herzenslust, fand sich geistreich und war ihm dankbar für das Amusement, das die Sitzungen ihr brachten. Er gefiel ihr auch, weil er schön, stark und berühmt war. Was die Frauen auch sagen mögen, keine ist für körperliche Schönheit und Berühmtheit unzugänglich. Es schmeichelte ihr, von diesem Kenner bemerkt worden zu sein, und sie war sehr geneigt, ihn auch ihrerseits nach ihrem Geschmack zu finden. Sie hatte bei ihm einen regen gebildeten Geist gefunden, Zartgefühl, Phantasie und eine bilderreiche Sprache, die sofort klar machte, was er sagen wollte.

Schnell kam es zwischen ihnen zu Intimität, und in den Händedruck, jedesmal wenn sie das Atelier besuchte, ging täglich etwas mehr von ihrem Herzen über.

So fühlte sie in sich ohne Berechnung, ohne bestimmte Absicht, den Wunsch, ihn zu gewinnen, und dem gab sie auch nach. Sie hatte keinen Plan, sie ging nicht bewußt vor, sie war nur kokett und liebenswürdig gegen ihn, wie unwillkürlich gegen einen Mann, der einem mehr als andere gefällt. In ihr ganzes Benehmen gegen ihn, ihre Blicke, ihr Lächeln legte sie jene Verführungskunst, welche jede entwickelt, in der der Wunsch erwacht, geliebt zu werden.

Sie sagte ihm Artigkeiten, die so viel bedeuteten wie: „Sie gefallen mir,“ und ließ ihn lange sprechen, um ihm durch ihr aufmerksames Zuhören zu beweisen, wie sehr er sie interessierte; er hörte auf zu malen, setzte sich neben sie, und in jener erhöhten Stimmung, die der Wunsch zu gefallen hervorzaubert, war er manchmal poetisch, humoristisch oder philosophisch, je nach dem Tage.

Es machte ihr Spaß, wenn er heiter war; wenn er ernstere Gespräche führte, versuchte sie, seinen Gedankengängen zu folgen, ohne daß es ihr immer gelang; und wenn sie dann an andere Dinge dachte, schien sie ihn doch zuzuhören, und sie that so, als verstehe sie ihn

vollkommen und habe einen großen Genuß an seinen Worten, sodaß es ihn glücklich machte, sie so lauschen zu sehen, und er ganz gerührt war, eine zarte, mitfühlende, gelehrige Seele gefunden zu haben, in die seine Gedanken fielen wie ein Samenkorn.

Das Bild machte Fortschritte. Es schien sehr gut zu werden, denn der Maler war in der nötigen Erregung, alle Vorzüge seines Modells herauszufinden und sie nun mit jener feurigen Überzeugung wiederzugeben, die den wahren Künstler kennzeichnet.

Er neigte sich zu ihr, bespähte jeden wechselnden Zug ihres Anlitzes, jeden Farbenton ihres Fleisches, den Schatten auf ihrer Haut, den Ausdruck, die Durchsichtigkeit der Augen, alle Geheimnisse ihrer Erscheinung, und so hatte er sich vollgefogen mit ihr, wie ein Schwamm mit Wasser; und indem er den ganzen sinnverwirrenden Reiz, den seine Blicke einsogen, auf die Leinwand übertrug, der sich wie ein Strom von seinem Kopf in den Pinsel ergoß, war er wie berauscht, als habe er Frauenliebreiz getrunken.

Sie fühlte, wie er verliebt ward, und das Spiel, der immer sicherer werdende Sieg machte ihr Spaß, sodaß sie selbst dabei Feuer fing.

Ein Neues war in ihr erwacht, gab ihrem Dasein neuen Reiz und machte sie seltsam froh. Wenn man von ihm sprach, schlug ihr Herz schneller, und sie hatte den Wunsch — einen Wunsch, den sie aber niemals äußerte — ganz laut zu rufen: „Er liebt mich!“ Sie war glücklich, wenn man sein Talent lobte, und vielleicht noch glücklicher, wenn man ihn schön fand. Wenn sie an ihn dachte, ganz heimlich im stillen Kämmerlein, meinte sie, an ihm einen wahren guten Freund gewonnen zu haben, der sich stets mit einem freundschaftlichen Händedruck begnügen würde.

Er aber legte oft plötzlich mitten während der Sitzung die Palette auf ein Tischchen, schloß das kleine

Annchen in die Arme, küßte sie auf Augen und Haar, während er dabei die Mutter ansah, als wollte er sagen: „Dich küsse ich ja, Dich, nicht das Kind!“

Ab und zu kam die Gräfin ohne ihre Tochter, allein. An solchen Tagen wurde dann kaum gearbeitet, aber desto mehr geschwaßt.

Eines Nachmittags kam sie zu spät. Es war ein kalter Tag, gegen Ende Februar. Olivier war zeitig nach Hause zurückgekehrt, wie jezt immer, wenn sie ihm sitzen sollte, denn er hoffte immer, sie würde zu früh kommen. Er wartete auf sie und schritt rauchend auf und nieder, indem er sich fragte — selbst ganz erstaunt, daß sich ihm seit acht Tagen die Frage zum hundertsten Male aufdrängte: „Liebe ich sie?“ Er wußte es nicht, denn er hatte noch nie ernstlich geliebt. Er war wohl einmal, sogar lange Zeit hindurch, heftig verschossen gewesen, hatte das aber nie für Liebe angesehen. Heute wunderte er sich über das, was er empfand.

Liebt er sie? Jedenfalls beehrte er sie kaum, da er an die Möglichkeit sie zu besitzen noch nie gedacht. Bisher hatte ihn jedesmal, wenn ihm eine Frau gefallen, die Begierde sofort übermannt, daß er die Hand nach ihr ausstreckte, wie man eine Frucht pflückt, ohne daß seine Seele durch ihre Ab- oder Anwesenheit jemals aus dem Gleichgewicht gebracht worden war.

Der Wunsch, diese zu besitzen, hatte ihn kaum gestreift und schien sich hinter einem anderen, stärkeren, dunkleren, kaum erwachten Gefühl zu verbergen.

Olivier hatte gedacht, daß die Liebe beginnen müsse mit Träumen und poetischer Begeisterung, das was er aber empfand, schien ihm im Gegenteil einem undeutbaren, mehr körperlichen, als seelischen Zustand zu entspringen. Er war nervös, fiebernd, unruhig, wie vor dem Ausbruch einer Krankheit, und doch

mischte sich mit diesem fiebrigen Blut, das sich wie durch Ansteckung auch auf seine Gedanken übertrug, nichts Schmerzhaftes. Er wußte wohl, daß diese Erregung durch Gräfin Guilleroy verursacht ward, durch das Denken an sie und das Warten auf ihr Kommen.

Er fühlte sich nicht durch alle Pulse zu ihr hingetrieben, aber er empfand immer ihre Gegenwart, als ob sie nie von ihm gegangen wäre. Wenn sie fortging, ließ sie ihm etwas von sich zurück, etwas Bartes, Unausprechliches. Wie? War das Liebe? Nun stieg er in sein eigenes Herz hinab, zu sehen und zu begreifen, was es sei. Er fand sie reizend, aber sie entsprach nicht dem idealen Bilde, das seine Sehnsucht erträumt. Jeder, der die Liebe ersehnt, malt sich die geistigen Gaben und körperlichen Reize der Frau aus, die ihn in Fesseln schlagen soll, und wenn Gräfin Guilleroy ihm auch unendlich gefiel, so schien sie ihm doch dieses Geschöpf seiner Phantasie nicht zu sein.

Aber warum beschäftigte er sich mehr mit ihr, als mit andern, ganz anders und unablässig?

Hatte er sich einfach in den Fallstricken ihrer Kofetterie gefangen, die er schon längst gefühlt und geahnt hatte? Und erlag er etwa dem faszinierenden Einfluß, den der Wunsch, einer Frau zu gefallen, ansüßt?

Er ging hin und her, setzte sich, stand wieder auf, zündete sich Cigaretten an, warf sie wieder fort, und alle Augenblicke sah er nach dem Zeiger der Wanduhr, der langsam fast unbeweglich sich der bestimmten Stunde näherte.

Ein paar Mal schon war er daran gewesen, das runde Deckglas aufzuknipfen über den beiden goldenen Zeigern, und mit der Fingerspitze den großen bis an die Stunde vorzuschieben, der er sich so träge näherte.

Er meinte, das müsse genügen, damit sich die Thür

öffne und die Erwartete, durch diese List betrogen und herbeigerufen, einträte. Dann hatte er angefangen, selbst zu lächeln über solch unvernünftige Idee.

Endlich fragte er sich: „Ob ich wohl ihr Geliebter werden könnte?“

Der Gedanke erschien ihm sonderbar, kaum möglich, kaum denkbar, schon wegen der Schwierigkeiten, die das in sein Leben tragen würde.

Und doch gefiel ihm diese Frau sehr, und er schloß damit, sich zu sagen: „Ich muß doch jetzt in einem merkwürdigen Zustande sein.“

Die Uhr schlug, und bei dem Geräusch schreckte er zusammen, es traf mehr seine Nerven, als seine Seele. Er erwartete sie mit jener Ungebuld, die durch die Verzögerung steigt von Sekunde zu Sekunde. Sie war immer pünktlich, also mußte sie binnen zehn Minuten erscheinen. Als diese Zeit um war, fühlte er sich in einem Zustande, als stünde ihm ein großes Unglück bevor. Dann ward er ganz erregt, daß sie ihn warten ließ, und hatte das Gefühl, er würde verrückt werden, wenn sie nicht sofort käme. Was sollte er thun? Er mußte sie erwarten, nein, er wollte ausgehen, damit, wenn sie etwa sehr zu spät käme, sie niemanden mehr im Atelier fände.

Er wollte ausgehen, aber wann? Wie viel Frist sollte er ihr noch gönnen? War es nicht doch besser, zu bleiben? Um ihr mit ein paar kalten, höflichen Worten begreiflich zu machen, daß man ihn nicht warten ließ.

Und wenn sie nun gar nicht kam?

Dann würde er ein Telegramm bekommen, eine Karte, der Diener oder ein Dienstmann würde geschickt. Was sollte er anfangen, wenn sie nicht kam? Das war ein verlorener Tag, arbeiten konnte er nicht mehr, und dann? . . . Dann würde er zu ihr gehen, denn er mußte sie sehen.

Ja, er mußte sie sehen, er hatte eine tiefe, quälende Sehnsucht nach ihr. Was bedeutete das? Liebe? Aber er fühlte gar keine Begeisterung weiter, kein Drängen der Sinne; kein seliges Träumen, bei dem er sich gestand, daß es ihm Kummer bereiten würde, wenn sie nicht käme.

Die Glocke der Hausthür klang auf der kleinen Treppe des Hauses, und Olivier Bertin war plötzlich ganz erregt, dann so glücklich, daß er einen Lustsprung that, indem er seine Cigarette fort warf.

Sie trat ein, sie war allein.

Er kam sofort auf einen kühnen Gedanken:

— Wissen Sie, was ich mich gefragt habe, als ich eben auf Sie wartete?

— Nein, das weiß ich nicht.

— Ich fragte mich, ob ich nicht in Sie verliebt bin.

— Ich mich verliebt? Sind Sie verrückt?

Aber sie lächelte dabei, und ihr Lächeln schien zu sagen: „Das ist nett, das hab ich gern.“

Sie meinte:

— Sie reden ja nicht im Ernst; warum machen Sie solche Späße?

Er antwortete:

— Bitte, es ist mein voller Ernst, ich sage Ihnen nicht, daß ich Sie liebe, aber ich frage mich, ob ich nicht auf dem besten Wege dazu bin?

— Wie kommen Sie darauf?

— Weil ich unruhig bin, wenn Sie nicht da sind, und glücklich, wenn Sie kommen.

Sie setzte sich:

— Ach, beunruhigen Sie sich nicht um so eine Kleinigkeit. So lange Schlaf und Appetit normal sind, ist weiter keine Gefahr.

Er fing an, zu lachen:

— Und wenn ich Schlaf und Appetit verliere?

— Dann sagen Sie es mir.

— Und dann?

— Dann gebe ich Ihnen Ruhe, daß Sie sich auskurieren.

— Danke schön!

Und über das Thema dieser Liebe stritten sie sich den ganzen Nachmittag hin und her. Die nächsten Tage wieder. Dann fragte sie ihn jedesmal, wenn sie eintrat, guter Laune, indem sie die Sache als geistreichen, nicht ernst zu nehmenden Scherz ansah:

— Wie steht es heute mit Ihrer Liebe?

Und er setzte ihr ganz ernsthaft in leichtem Ton auseinander, welche Fortschritte sein Leiden gemacht, alles was fortwährend merlich in ihm gearbeitet, seine ganze Liebe, wie sie kam und wuchs. Peinlich genau gab er ihr Stunde um Stunde an, wie ihm seit der Trennung am Tage vorher zu Mute gewesen, so wie ein Professor, der eine Vorlesung darüber hält. Sie hörte ihm mit Interesse zu, etwas bewegt und auch verlegen wegen dieser Geschichte, die sich wie ein Roman ausnahm, dessen Heldin sie war.

Wenn er auf galante und leichte Art allen Kummer, der ihn bedrückte, ausgeschüttet, so begann manchmal seine Stimme, wenn er durch ein Wort, oder sogar nur durch einen Ton, sein Herzeleid offenbarte, zu bebem.

Und immer fragte sie ihn wieder zitternd vor Neugierde, die Blicke auf ihn gerichtet, gespannt lauschend auf all diese Dinge, die ein wenig peinlich waren zu hören und doch so süß klangen.

Ab und zu versuchte er, wenn er herantrat, um ihre Haltung zu korrigieren und dabei ihre Hand berührte, diese zu küssen.

Mit hastiger Bewegung zog sie die Finger von seinen Lippen, runzelte ein wenig die Augenbrauen und rief:

— Vorwärts, vorwärts an die Arbeit.

Er machte sich wieder an die Arbeit, aber noch waren nicht fünf Minuten vergangen, daß sie ihm schon wieder irgend eine Frage stellte, die ihn geschickt zum einzigen Thema zurückführte, das sie doch allein interessierte.

Jetzt stiegen allerlei Befürchtungen in ihrem Herzen auf. Sie wollte geliebt sein, aber nicht zu sehr, sie fühlte sich ihrer selbst sicher und fürchtete, er möchte zu heftig Feuer fangen und sie ihn verlieren, weil sie ihn abweisen mußte, nachdem sie ihn scheinbar an sich gezogen. Wenn sie aber ganz auf diese zarte Freundschaft, auf dieses immer leise dahinfließende Gespräch, das wie ein Bach in seinem Bette Goldkörner mit sich führt, auf seinen Wellen Liebeskörner dahertrug, hätte verzichten sollen, so wäre ihr das ein tiefer Schmerz gewesen, ein Kummer, als zerrisse ihr Herz.

Wenn sie ihr Haus verließ, um in das Atelier des Malers zu gehen, so überrann sie glühende Freude, und sie fühlte sich leicht und glücklich. Wenn sie klingelte an Oliviers Haus, klopfte ihr Herz vor Ungeduld, und auf dem Treppenläufer schritt sie dahin, wie auf weichem Sammet.

Doch Bertin war ernst, etwas nervös, und manchmal war er gereizt. Er wurde ungeduldig, beherrschte sich zwar gleich wieder, aber das kam doch jetzt oft. Als sie eines Tages erschien, setzte er sich neben sie und begann, statt zu malen:

— Gräfin, Sie müssen jetzt wissen, daß es kein Scherz mehr ist zwischen uns. Ich liebe Sie wahrhaftig.

Diese Einleitungsworte setzten sie in Verlegenheit, sie sah den befürchteten Augenblick nahen und versuchte, ihn zu unterbrechen, aber er hörte nicht mehr auf sie; die Erregung nahm sie ganz gefangen, und zitternd, bleich, voller Angst mußte sie ihn anhören. Er redete lange, ohne etwas zu fordern, zärtlich, traurig, mit

verzweifelter Resignation. Sie duldete es, daß er ihre Hände in die seinen nahm und sie behielt. Ohne daß sie darauf geachtet, war er niedergekniet und wie mit irrem Blick flehte er sie an, ihm nicht weh zu thun. Welches Weh? Sie faßte es nicht und versuchte nicht, es zu fassen, schmerzlich bewegt ihn leiden zu sehen. Und dieser Schmerz kam ihr fast wie ein Glück. Plötzlich sah sie Thränen in seinen Augen und war davon so bewegt, daß sie ein oh! ausstieß, und beinahe die Arme um ihn geschlungen hätte, wie man ein weinendes Kind tröstet. Er sagte mit weicher Stimme: „Ach, ach, ich leide so sehr.“ Und plötzlich machte sie sein Schmerz ganz weich, sein Schmerz und seine Thränen. Sie schluchzte nervös, und ihre Arme zitterten, bereit ihn zu empfangen.

Sie fühlte sich plötzlich von ihm umschlungen und leidenschaftlich auf den Mund geküßt. Sie wollte schreien, dagegen ankämpfen, ihn zurückstoßen, aber sie meinte, dennoch verloren zu sein, denn in ihrem Widerstand drängte sie zu ihm, in ihrer Abwehr neigte sie ihm zu, sie umschloß ihn und rief doch dabei: „Nein, nein, ich will nicht.“ Nun war sie wie von Sinnen, verbarg ihr Gesicht in den Händen, sprang plötzlich auf, nahm ihren Hut, der zu Boden gefallen war, setzte ihn auf und entfloß trotz Oliviers Bitten, der sie am Kleide zurückhielt.

Als sie auf der Straße stand, hätte sie sich am liebsten gleich aufs Trottoir gesetzt, ihre Kniee wankten, sie fühlte sich wie zerschlagen. Eine Droschke kam vorüber, sie rief sie an und sagte zum Kutscher:

— Fahren Sie mich langsam spazieren, wohin Sie wollen.

Sie warf sich in die Polster, schlug die Thür zu, schmiegte sich in eine Ecke, nun, wo sie sich hinter den geschlossenen Fenstern allein fühlte, allein mit ihren Gedanken. Während einiger Minuten hörte

sie nur den Lärm der Räder und fühlte die Stöße des Wagens. Sie starrte, ohne etwas zu sehen, auf die Häuser, die Leute auf der Straße, in den Wagen, sie dachte an nichts, als müßte sie erst Zeit gewinnen, eine Frist, ehe sie wagte, an das zu denken, was geschehen. Dann sagte sie sich, da sie gewöhnt war, den Dingen ins Gesicht zu blicken: „So, nun bin ich verloren.“ Und noch ein paar Minuten lang war sie wie gelähmt durch die Gewißheit, daß es nicht mehr gut zu machen sei, in starrem Entsetzen, wie einer, der vom Dache gefallen ist und sich nicht zu bewegen wagt, weil er ahnt, daß er die Glieder gebrochen hat, aber sich fürchtet, die Gewißheit davon zu bekommen.

Doch statt unter dem Schmerz, den sie nahen fühlte und vor dem sie sich fürchtete, zusammen zu brechen, blieb ihr Herz jetzt ruhig und gefaßt. Es schlug leise und langsam nach dem Unglück, das ihre Seele gepackt, und schien an der Verstortheit ihres Geistes nicht teilzunehmen.

Laut wiederholte sie sich, als wollte sie es hören, um sich selbst davon ganz zu überzeugen: „So, nun bin ich verloren.“ Kein körperlicher Schmerz antwortete als Echo dieser Klage ihres Gewissens.

Eine Zeit lang ließ sie sich von der Droschke hin und her stoßen, und verschob die Überlegung über ihre Lage auf später. Nein, sie litt nicht, sie hatte nur Angst, nachzudenken, Angst, zu wissen, zu verstehen, zu begreifen; sonst schien im Gegenteil in dem rätselhaften dunklen Gefühl, das in uns der unausgesetzte Kampf unserer Wünsche und unserer Neigungen erweckt, eine seltsame Ruhe eingezogen zu sein.

Nachdem sie etwa eine halbe Stunde in dieser eigentümlichen Startheit der Seele verharret, sah sie ein, daß der Verzweiflungsausbruch, den sie erwartete, gar nicht eintreten würde, schüttelte die Betäubung.

die über sie gekommen ab und sprach zu sich: „Seltsam, ich bereue eigentlich nicht!“

Da begann sie sich Vorwürfe zu machen, Wut stieg in ihr auf über ihre Blindheit und Schwäche. Wie hatte sie nur das nicht vorher sehen können, nicht ahnen, daß diese Entscheidungsstunde einmal kommen würde, daß dieser Mann ihr zu sehr gefiel, um ihm gegenüber stark zu bleiben, und daß in den reinsten Herzen manchmal Wünsche aufsteigen können, vor denen wie vor einem plötzlichen Windstoß alle Willenskraft wie weggeblasen ist.

Aber nachdem sie sich heftige Vorwürfe gemacht und sich verwünscht hatte, fragte sie sich voller Schrecken, was nun geschehen sollte.

Ihr erster Gedanke war, mit dem Maler zu brechen und ihn niemals wieder zu sehen.

Sie hatte kaum diesen Entschluß gefaßt, als sie schon tausend Gründe dagegen fand.

Wie sollte sie den Bruch erklären, was ihrem Manne sagen? Würde man nicht die Wahrheit ahnen, darüber schwätzen und sie überall herumtragen?

War es nicht besser, um den Schein zu wahren, Olivier Bertin gegenüber selbst die Komödie von Gleichgültigkeit und Vergessen zu spielen und ihm zu zeigen, daß sie diese Minute aus ihrem Gedächtnis und aus ihrem Leben gestrichen habe.

Aber würde sie das können, würde sie es wagen, so zu thun, als hätte sie alles vergessen? Ihn mit empörtem Erstaunen ansehen, als wollte sie sagen: was willst du von mir? Diesen Mann, dessen jähen Leidenschaftsausbruch sie geteilt.

Sie überlegte lange, entschloß sich aber trotzdem dazu, da ihr kein anderer Ausweg möglich erschien. Morgen wollte sie ihn mutig auffuchen und ihm zu verstehen geben, was sie von ihm wünschte, von ihm verlangte. Nie sollte irgend eine Anspielung,

Wort oder Blick ihr den Augenblick der Schande wieder ins Gedächtnis rufen.

Nachdem er den Schmerz überwunden, denn darunter leiden würde auch er, würde er sich gewiß damit abfinden, als Mann von guter Erziehung und Gentleman, und später würde er dann genau so sein wie bisher.

Sobald sie diesen neuen Entschluß gefaßt hatte, gab sie dem Kutscher ihre Wohnung an und kehrte ganz gebrochen nach Hause zurück mit dem Wunsch, sich hinzulegen, keinen Menschen zu sehen, zu schlafen und zu vergessen.

Sie schloß sich in ihrem Zimmer ein und blieb bis zum Essen im Halbschlummer auf der Chaiselongue liegen. Sie wollte nicht mehr an all diese gefährlichen Dinge denken.

Pünktlich kam sie zu Tisch, selbst ganz erstaunt über ihre Ruhe, und erwartete ihren Mann mit einem Gesicht wie immer.

Da erschien er, ihre kleine Tochter auf dem Arm, sie gab ihm die Hand und küßte das Kind ohne irgend eine Erregung. Graf Guilleroy fragte, was sie gethan. Sie antwortete gleichmütig, sie habe wie täglich eine Sitzung gehabt.

— Ist denn das Bild gut? fragte er.

— Es wird sehr gut.

Nun sprach er seinerseits von seinen Angelegenheiten, von denen er gern bei Tisch erzählte: von der Kammer- sition und Debatte über den Gesekentwurf gegen die Nahrungsmittelverfälschung. Dies Gewäsch, das sie sonst ruhig anhörte, ärgerte sie heute, und sie ward gewahr, welch gewöhnlicher Schwächer der sein mußte, den so etwas interessierte. Doch lächelnd hörte sie ihm zu, antwortete liebenswürdig, sogar artiger als sonst, aufmerksamer auf sein Gerede hörend. Sie blickte ihn an und dachte: „Ich habe ihn betrogen, und

es ist mein Mann! Ist das nicht eigen? Das ist nicht mehr ungeschehen zu machen, das kann nichts mehr auslöschen. Ich habe die Augen zugeedrückt ein paar Sekunden lang, nur ein paar Sekunden habe ich einem Manne angehört, und bin keine anständige Frau mehr. Ein paar Augenblicke meines Lebens, ein paar Augenblicke, die nicht mehr zu beseitigen sind, haben für mich dies kleine, nicht gut zu machende Geschehnis gebracht, so schwer, so kurz, ein Verbrechen, das schimpflichste für eine Frau und ich empfinde keine Verzweiflung! Wenn man mir das gestern gesagt hätte, hätte ich es nicht geglaubt. Wenn man es mir versichert hätte, so würde ich gleich an die fürchterlichen Gewissensbisse gedacht haben, die mir heute das Herz zerreißen müßten. Und ich habe keine, beinahe keine.“

Graf Guilleroy ging nach Tisch aus, wie fast jeden Tag.

Da nahm sie ihr kleines Mädchen auf den Schoß und küßte es unter Thränen; sie weinte aufrichtige Thränen, Thränen, die ihr das Gewissen, nicht ihr Herz in die Augen trieb.

Aber sie konnte nicht schlafen.

In der Dunkelheit ihres Zimmers quälte sie doppelt der Gedanke an die Gefahr, die ihr durch das Benehmen des Malers drohen konnte, und sie begann sich vor der Begegnung am nächsten Tage und vor allem, was sie ihm Auge in Auge sagen mußte, zu fürchten.

Sie stand zeitig auf und blieb den ganzen Morgen auf der Chaiselongue sitzen, indem sie sich bemühte, was ihr bevorstand, was sie antworten mußte sich vorher klar zu machen, um auf alles gefaßt zu sein.

Zeitig ging sie aus, um noch unterwegs darüber nachzudenken.

Er erwartete sie nicht und fragte sich seit gestern, was er wohl thun sollte, wenn er ihr gegenüber stünde.

Nachdem sie fort war, nach ihrer Flucht, der er sich nicht zu wiedersehen gewagt, war er allein geblieben, und obgleich sie längst gegangen war, klang ihm noch der Schall ihrer Schritte, das Rauschen ihres Kleides, das Zuschlagen der Thür, die eine verzweifelte Hand hinter sich zugeworfen, in den Ohren.

Aufrecht blieb er stehen, voll glühender, tiefer, unsäglicher Freude. Jetzt besaß er sie. Das war zwischen ihnen geschehen. War das nur möglich? Nach der Überraschung des Triumphes genoss er ihn nun in vollen Zügen, und er setzte sich und streckte sich beinahe aus auf dem Divan, wo er sie bezwungen.

Lange blieb er in dieser Stellung, immer mit dem Gedanken beschäftigt, daß sie seine Geliebte gewesen, und daß zwischen dieser Frau, die er so begehrt, und ihm sich in wenigen Augenblicken das wundersame Band geknüpft hatte, das im Geheimen zwei Wesen mit einander verbindet.

Er hatte in seinen noch zitternden Nerven das deutliche Gefühl des flüchtigen Momentes, in dem ihre Lippen sich begegnet, jenes Momentes, wo ihre Seelen und Körper ineinanderflossen, sie gemeinsam unter dem großen Schauer des Lebens erzitterten.

An jenem Abend ging er nicht aus, und noch ganz erfüllt von seinem Glück, legte er sich zeitig schlafen.

Raum war er am anderen Morgen erwacht, so fragte er sich, was er thun sollte. Einer Cocotte, einer Schauspielerin, würde er Blumen geschickt haben oder sogar ein Schmuckstück, aber die Neuheit der Situation peinigte ihn. Schreiben mußte er jedenfalls. Doch was? Er warf etwas hin, verbesserte es, zerriß es, begann von neuem zwanzig Briefe, aber alle schienen ihm beleidigend, unmöglich, lächerlich.

Er wollte in zarten, bezwingenden Worten die

tiefe Dankbarkeit seiner Seele ausdrücken, seine wahnsinnige Liebe, seine Ergebenheit bis zum Tode. Aber er fand statt der Flammenworte der Leidenschaft nur Phrasen, Gemeinplätze, grobe, kindische, banale Redensarten. Er gab also den Gedanken auf, zu schreiben, und wollte sie auffuchen, sobald die Stunde für die Sitzung verstrichen war, denn er glaubte bestimmt, daß sie nicht kommen würde.

Er schloß sich also im Atelier ein, schwärmte vor dem Bilde und hätte am liebsten die Lippen auf die Leinwand gepreßt, auf die ein Teil ihrer selbst gebannt war. Ab und zu blickte er durch das Fenster auf die Straße, jedes Kleid, das er in der Ferne entdeckte, machte ihm Herzklopfen. Zwanzig Mal meinte er sie zu erkennen, wenn dann aber die Dame, die er gesehen, vorüber war, setzte er sich einen Augenblick ganz ermattet, wie nach einer Enttäuschung.

Plötzlich entdeckte er sie, zweifelte, nahm sein Opernglas, erkannte sie und setzte sich, auf das heftigste bewegt, um sie zu erwarten.

Sobald sie eintrat, warf er sich auf die Kniee und wollte ihre Hand ergreifen. Aber sie zog sie schnell zurück, und wie er ihr zu Füßen knien blieb, angstvoll die Blicke auf sie gerichtet, sagte sie stolz:

— Bitte, was thun Sie denn? Ich weiß nicht, was das soll!

Er stammelte:

— Gräfin, ich bitte Sie!

Sie unterbrach ihn hart:

— Stehen Sie auf, das ist lächerlich!

Erschrocken erhob er sich und murmelte:

— Was haben Sie denn? Behandeln Sie mich doch nicht so. Ich liebe Sie doch!

Da setzte sie ihm mit ein paar trockenen, kurzen Worten auseinander, wie sie ihr gegenseitiges Verhältnis wünschte:

— Ich weiß nicht was Sie eigentlich wollen. Sprechen Sie niemals von Ihrer Liebe, sonst verlasse ich das Atelier und komme nie wieder. Wenn Sie diese Bedingung, unter der ich nur hier bleibe, ein einziges Mal außer Acht lassen, sehen Sie mich nie wieder.

Er blickte sie an, ganz erschrocken über die Härte, die er nicht geahnt. Dann begriff er und flüsterte:

— Ich gehorche, Gräfin.

Sie antwortete:

— Gut, das habe ich erwartet. Und nun an die Arbeit, denn Sie malen recht lange an dem Bild.

Er nahm also seine Palette und fing an zu malen, aber seine Hand zitterte und sein unruhiger Blick sah nichts. Er war den Thränen nahe, so unglücklich fühlte er sich.

Er versuchte mit ihr zu sprechen. Sie antwortete kaum. Als er ihr eine Artigkeit über ihren Teint sagen wollte, unterbrach sie ihn so schneidend, daß er plötzlich einen jener Wutanfälle Verliebter bekam, die die Liebe beinahe in Haß wandeln. Über Seele und Leib lief ihm ein nervöses Zucken, und ohne Übergang meinte er sie plötzlich zu hassen. Ja, ja, das war die rechte Frau! Sie war wie die andern. Auch sie! Und warum nicht? Sie war falsch, unbeständig und schwach wie alle. Sie hatte ihn zu sich gezogen, ihn mit den Ränken einer Dirne in Fesseln geschlagen, sie suchte ihn wahnsinnig zu machen, ohne ihm etwas zu gewähren, ihn zu reizen, um nein zu sagen. Sie wandte gegen ihn alle Manöver feiger Koketterie an, immer entgegenkommend bis zum äußersten, bis der Mann endlich, wie die Sünde auf der Straße, vor Begierde lechzte.

Aber machte sie sein, wie sie wollte, er hatte sie befehlen. Sie konnte ihren Leib waschen und ihm unverschämt antworten, sie wischte damit nichts fort,

und er würde sie vergessen. Es wäre auch wirklich zu dumm, sich um eine solche Geliebte zu grämen, die sein Künstlerleben zerfressen haben würde mit den niedlichen Zähnen einer launenhaften Dame.

Er hätte gern angefangen zu pfeifen, wie er es in Gegenwart seiner Modelle zu thun pflegte, aber da er fühlte, daß seine Nervosität wuchs und wuchs und er fürchtete, irgend eine Dummheit zu machen, kürzte er die Sitzung ab, unter dem Vorwande, daß er eine Verabredung habe. Als sie sich bei der Trennung Adieu sagten, meinten sie gewiß beide ferner von einander zu stehen, als an jenem Tage, wo sie sich zum ersten Male bei der Herzogin von Mortemain getroffen.

Sobald sie fort war, nahm er Hut und Überzieher und ging aus. Kalt schien die Sonne vom blauen, nebligen Himmel herab und warf auf die Stadt ihr bleiches, falsches, trauriges Licht.

Als er einige Zeit so seines Weges gegangen war, schnellen und erregten Schrittes, die Leute antempelnd, um nicht von der geraden Linie abzurweichen, sank seine furchtbare Wut gegen sie zu Verzweiflung und Bedauern zusammen. Nachdem er sich noch einmal alles klar gemacht, was er ihr vorwarf, kam ihm, als andere Damen vorüber gingen, plötzlich wieder die Erinnerung, wie hübsch und verführerisch sie doch eigentlich war. Wie so viele andere, die es nur nicht eingestehen, hatte er immer auf jene seltene Begegnung gewartet, auf die einzige, ideale, leidenschaftliche Liebe, nach der wir uns alle im tiefsten Grunde unseres Herzens sehnen. Hatte er sie nicht beinahe gefunden? Hatte sie ihm nicht jenes fast unmögliche Glück gegeben? Warum wird nichts zur Wirklichkeit, warum erreichen wir nichts von allem, wonach wir jagen? Warum nur immer Bruchstücke, die die Jagd nach dem Glück nur schmerzlicher gestalten?

Der jungen Frau zürnte er nicht mehr, sondern dem Dasein. Wenn er sich nun recht überlegte, warum sollte er ihr zürnen? Was konnte er ihr eigentlich vorwerfen? Daß sie liebenswürdig, gut und hingebend gegen ihn gewesen, — während sie finden durfte, daß er sich wie ein Rüpel benommen.

Tieftraurig kehrte er heim. Er wollte sie um Verzeihung bitten, sich ihr opfern, alles für sie thun, auf daß sie vergaß. Und er überlegte sich, was er wohl thun könnte, um ihr begreiflich zu machen, daß er trotz allem bis zum Tode ihr Sklave bliebe.

Da kam sie am folgenden Tage mit ihrer Tochter, mit so unsäglich traurigem Lächeln, so betrübt, daß der Maler meinte, in ihren armen, blauen Augen, die bisher so heiter gelacht, allen Schmerz, alle Gewissensbisse, die ganze Verzweiflung dieses Frauenherzens lesen zu können. Er ward von Mitleid bewegt und, damit sie vergessen sollte, war er von zarter Rücksicht für sie, so zuvorkommend, als nur möglich. Sie hingegen war weich, gütig, müde und gebrochen, wie eine Frau die leidet.

Und als er sie ansah, wahnsinnige Sehnsucht im Herzen, sie zu lieben und von ihr geliebt zu sein, fragte er sich, wie es kam, daß sie nicht mehr böse war, wie es möglich sei, daß sie wiedergekommen, daß sie zuhörte was er sprach und ihm antwortete, während doch diese Erinnerung zwischen ihnen stand.

Wenn sie ihn wiedersehen, seine Stimme hören und in dem einzigen Gedanken, der immer wiederlehren mußte, seine Gegenwart ertragen konnte, dann mußte ihr dieser Gedanke doch nicht gar so unerträglich geworden sein. Wenn die Frau den Mann, der sie überwunden, haßt, kann sie nicht vor ihm stehen, ohne daß ihr Haß wieder erwacht. Aber dieser Mann kann ihr auch nicht gleichgültig sein. Sie muß ihn

hassen oder ihm verzeihen, und wenn Sie vergiebt, ist die Liebe nicht weit.

Während er langsam malte, überlegte er kurz, klar und bestimmt; jetzt fühlte er wieder den Kopf frei, fühlte sich stark und Herr der Situation. Er mußte nur vorsichtig sein, geduldig, sich ganz ihr weihen, und eines Tages war sie doch wieder sein.

Er mußte zu warten. Um sie zu beruhigen, um sie wieder zu gewinnen, gebrauchte auch er nun seine List, verborgene Zärtlichkeit bei scheinbaren Gewissensbissen, zögernde Aufmerksamkeiten und scheinbare Gleichgültigkeit. Er war ruhig, in der Gewißheit des kommenden Sieges. Was that es, ob es ein wenig früher oder später wurde! Es verursachte ihm sogar eine seltsame raffinierte Freude sich nicht zu sehr zu übereilen und, als sie immer wieder in Begleitung ihres Kindes erschien, sich zu sagen: „Sie hat Angst!“

Er fühlte, daß zwischen ihnen eine langsame Annäherung stattfand daß in den Augen der Gräfin etwas seltsam Schmerzliches und Süßes lag, jener Ruf einer kämpfenden Seele, eines schwach werdenden Willens, der zu sagen scheint: „So greif doch an!“

Nach einiger Zeit kam sie wieder allein, beruhigt durch seine Zurückhaltung. Da behandelte er sie wie eine Freundin, wie einen Kameraden, erzählte ihr von seinem Leben, seinen Zukunftsplänen, seiner Kunst, als spräche er zu einem Bruder.

Durch seine Hingebung gewonnen, übernahm sie mit Vergnügen die Rolle des Ratgebers, geschmeichelt, daß er sie so vor anderen Frauen bevorzugte und überzeugt, daß sein Talent durch diese geistige Intimität gewinnen müsse.

Aber bei diesem Um-Rat-fragen und Achtung-erzeigen wuchs sie ganz natürlich von der Ratgeberin zu der Priesterin, die ihm die Ideen einblies. Sie fand es köstlich, Einfluß auf den großen Maler zu

gewinnen und fügte sich so ziemlich darein, daß er sie als Künstler liebte, da sie seine Werke inspirierte.

Eines Abends, nach einem langen Gespräch über die Geliebten berühmter Maler, sank sie in seine Arme, und diesmal blieb sie, ohne zu entfliehen, in ihnen ruhen und gab ihm seine Küsse zurück.

Diesmal hatte sie keine Gewissensbisse, nur das unbestimmte Gefühl ihrer Niederlage, und um ihr Gewissen zu beruhigen, begann sie, an eine Fügung zu glauben.

Zu ihm gezogen durch ihr Herz, das unberührt gewesen, durch ihre Seele, die leer gewesen, hing sie sich allmählich an ihn, wie schwache Frauen thun, die zum ersten Mal lieben.

Ihm aber war es ein wilder, sinnlicher und poetischer Liebesrausch.

Er hatte das Bild der Gräfin vollendet, unbedingt das beste Porträt, das er gemalt, denn es war ihm gelungen jenes Unausdrückbare, das beinahe nie ein Maler entschleiert, jenen Abglanz des geheimnisvollen Seelischen, das Spiegelbild der Seele, das unfassbar auf einem Menschenantlitz liegt, zu sehen und festzuhalten.

Dann waren Monate vergangen und Jahre, die kaum die Bande gelockert hatten, die die Gräfin Guilleroy mit dem Maler Olivier Vertin vereinten.

Der Liebesrausch der ersten Zeit war es bei ihm nicht mehr, aber eine ruhige tiefe Zuneigung, eine Art Freundschaft der Liebe, die ihm zur zweiten Natur geworden.

Bei ihr dagegen wuchs fortwährend die Leidenschaft, jene unerfütterliche Liebe gewisser Frauen, die einem Manne ganz und für immer angehören. Sie haben eine einzige Liebe, von der sie nichts abbringen kann, und bleiben so auch im Ehebruch anständig und fest, genau so wie sie es in der Ehe

hätten sein können. Sie lieben den Geliebten nicht bloß, sondern sie wollen ihn lieben. Sie sehen nur ihn, und ihr Herz hat nur Raum für ihn, sodaß nichts Fremdes ihnen mehr nahen kann. Sie haben mit voller Absicht ihr Leben in Fesseln geschlagen, wie einer der schwimmen kann sich die Hände bindet, wenn er sich von einer Brücke ins Wasser stürzt, um zu sterben.

Aber von dem Augenblicke ab, wo die Gräfin sich ihm so ganz ergeben, überkam sie Furcht und Zweifel an Olivier Bertins Beständigkeit. Nichts band ihn als sein männlicher Wille, seine Laune, sein vorübergehender Geschmaç für eine Frau, der er eines Tages begegnet, wie er so viele andere schon getroffen. Sie fühlte, daß er frei war, leicht zu verführen. Er, der keine Pflichten hatte, keine bestimmten Gewohnheiten, keine Scrupel und Zweifel, wie die Männer alle. Er war ein schöner Mann, berühmt, gesucht, und seinen schnell erwachten Wünschen standen alle Damen der Gesellschaft, deren Tugend so gebrechlich ist, zur Verfügung und alle Damen der Halbwelt und des Theaters, die stolz waren auf Beziehungen mit einem Manne, wie er. An irgend einem Abend, nach einem Souper konnte eine von ihnen ihm folgen, ihm gefallen, ihn erobern und ihn behalten.

Sie liebte also in steter Furcht, ihn zu verlieren, sie bespähete sein Benehmen, seine Bewegungen. Bei dem geringsten Wort erschrak sie, zitterte, wenn er eine andere Frau bewunderte, ein Gesicht hübsch, eine Figur graziös fand.

Alles, was sie aus seinem Leben nicht kannte, machte sie erzittern, und was sie wußte, flöhte ihr Entsetzen ein.

Jedesmal, wenn sie ihn sah, erfand sie kunstvoll allerlei, um ihn auszuforschen, ohne daß er es merkte, sein Urtheil über die Leute herauszulocken, oder über

die Häuser, wo er gegessen, über die geringsten Eindrücke, die er gehabt. Sobald sie glaubte zu erraten, daß jemand Einfluß auf ihn gewonnen, bekämpfte sie diesen mit wunderbarer Geschicklichkeit und unzähligen Mitteln.

Oft ahnte sie jene kurzen Intriguen, die nicht weiter Wurzeln schlagen, die nur acht oder vierzehn Tage dauern, und im Leben jedes bekannten Künstlers wiederkehren, vorher.

Sie hatte sozusagen eine Witterung für die Gefahr, sogar ehe sie durch das leuchtendere Auge, die angeregteren Züge eines Mannes, der auf Liebespfaden wandelt, bei Olivier aufmerksam geworden.

Da begann sie zu leiden. Sie schlief nicht mehr, und die Qualen des Zweifels erschienen in ihren Träumen. Plötzlich trat sie bei ihm ein, um ihn zu überraschen, stellte scheinbar gleichgiltige Fragen, forschte, was er dachte, und untersuchte sein Herz, wie man einen Kranken befühlt und befragt, um das verborgene Leiden festzustellen.

Und wenn sie allein war, weinte sie, denn sie war sicher, diesesmal würde man ihn ihr rauben, ihr diese Liebe stehlen, an der sie so innig hing, mit ihrem ganzen Willen, der ganzen Kraft ihrer Leidenschaft, mit allen ihren Hoffnungen und Träumen.

Und wenn er nach diesen kurzen, plötzlichen Seitensprüngen wieder zu ihr zurückkehrte, war es ihr, wenn sie ihn wieder in Besitz nahm, wie etwas Verlorenes und Wiedergefundenen, ein stummes, tiefes Glück, das sie ab und zu, wenn sie an einer Kirche vorüberkam, hineintrieb, um Gott dafür auf den Knien zu danken.

Der Gedanke, ihm immer zu gefallen, mehr als eine andere, ihn gegen alle zu behaupten, hatte sie dahin geführt, daß ihr ganzes Dasein ein ununterbrochener Kampf der Koetterie wurde. Sie hatte um ihn gekämpft, ohne Unterlaß durch Anmut,

Schönheit und Eleganz. Sie wollte, daß er überall, wo man von ihr sprach, ihren Liebreiz, ihren Geschmack, ihren Geist, ihre Toilette rühmen hören sollte. Den andern wollte sie um feinetwillen gefallen und sie gewinnen, damit er stolz wäre und eifersüchtig auf sie. Und jedesmal, wenn sie ahnte, daß er es war, bereitete sie ihm kurze Qualen, um ihn wieder im Triumph zurückzuholen, damit seine Liebe neu entfacht würde durch seine Eitelkeit.

Dann begriff sie, daß ein Mann in der Gesellschaft immer einer Frau begegnen konnte, deren physischer Reiz stärker auf ihn wirkte, da er neu war. Und sie kam auf andere Mittel. Sie schmeichelte ihm und verzog ihn. Auf eine diskrete Art lobte sie ihn unmausgesetzt, überschüttete ihn mit Belohnungen, sagte ihm tausend angenehme Dinge, damit er aller andern Freundschaft und sogar Zärtlichkeit doch etwas kalt und ungenügend fände, und wenn andere ihn auch lobten, er endlich einsehen mußte, daß ihn doch keine so verstand, wie sie.

Aus ihrem Haus, aus ihren beiden Salons schuf sie einen Ort, wo sein Künstlerstolz ebenso Genüge fand, wie sein Mannesehrgeiz, der Ort in ganz Paris, wohin er am liebsten kam, weil dort allen seinen Schwächen geschmeichelt ward.

Es gelang ihr nicht nur, in jeder Kleinigkeit seinen Geschmack herauszufinden, damit es ihm bei ihr so wohl wäre, wie nirgends anders, sondern sie suchte auch neue Geschmacksrichtungen bei ihm zu entwickeln, ihm allerlei Leckerbissen für Seele und Sinne zu schaffen, ihn zu gewöhnen an ihre Fürsorge, ihre Zärtlichkeiten, Aufmerksamkeiten, Schmeicheleien. Sie bemühte sich, sein Auge durch Eleganz gefangen zu nehmen, seinen Geruchssinn durch Parfüm, sein Ohr durch Complimente, durch Artigkeiten, seinen Mund durch gutes Essen.

Aber als sie seiner Seele und seinem egoistischen, verwöhnten Junggesellenleib eine Menge kleiner Wünsche und Begierden eingeimpft, als sie ihrer Sache ganz sicher war, daß keine andere Geliebte, so wie sie, darüber wachen könne, ihm alle kleinen Annehmlichkeiten des Lebens zuzuführen, bekam sie plötzlich eine fürchterliche Angst, da sie merkte, daß es ihm in seinem eigenen Hause ungemütlich ward und er sich unausgesetzt über Einsamkeit beklagte. Als er nun, da er doch zu ihr nur mit aller gesellschaftlichen Vorsicht kommen konnte, plötzlich im Club und überall versuchte, seine Einsamkeit zu vergessen, bekam sie eine jähe Angst, er möchte etwa heiraten wollen.

Manchmal litt sie so unter dieser Unruhe, daß sie sich nach dem Alter sehnte, damit diese Angst ein Ende nehme und sie in kühlerer, stiller Reigung Ruhe fände.

Doch die Jahre gingen hin, ohne daß sie sich getrennt hätten; die Kette, die sie geschmiedet, war fest, und wenn sich die Ringe abnützten, so machte sie neue; aber immer blieb sie aufmerksam und überwachte sein Herz, wie man auf ein Kind Achtung giebt, das eine Wagenbelebte Straße überschreitet, denn täglich fürchtete sie, das unbekannte Ereignis, das ihr drohte, möchte eintreten.

Der Graf hatte keinen Argwohn und keine Eifersucht, er fand die Intimität seiner Ehefrau mit dem berühmten Maler, dem man überall mit Aufmerksamkeit entgegenkam, ganz natürlich, und die beiden Männer hatten sich allmählich so aneinander gewöhnt, daß sie sich endlich geradezu liebten.

II

Als Bertin am Freitag abend bei seiner Freundin eintrat, wo er um Annchens Heimkehr zu feiern, zu Tisch gebeten war, befand sich in dem kleinen Salon im Stile Ludwig XV. erst ein einziger Gast: Herr von Musadieu.

Das war ein geistreicher, alter Herr, der vielleicht etwas Bedeutendes hätte werden können und der untröstlich war, daß er nichts geworden.

Früher war er Konservator der kaiserlichen Museen gewesen, und es war ihm gelungen, sich zum Inspektor der schönen Künste unter der Republik ernennen zu lassen, was ihn jedoch nicht hinderte, vor allen Dingen Freund aller Prinzen und Prinzessinnen, Herzöge und Herzoginnen der europäischen Fürstenthümer und vereidigter Beschützer aller Arten Künstler zu werden. Er hatte einen lebhaften Geist, der die Dinge leicht faßte, und eine große Redegewandtheit, die es ihm ermöglichte, das Alltägliche auf angenehme Weise zu sagen; dazu eine Schmiegsamkeit des Geistes, wodurch er in allen Kreisen sich zu Hause fühlen konnte. Dabei besaß er eine Art Diplomaten Nase, die ihn auf den ersten Blick Menschen richtig taxieren ließ. Mit seiner klugen, unnützen, lebhaften Geschwätzigkeit wanderte er Tag für Tag, Abend für Abend, von einem Salon zum andern.

Er schien zu allem geeignet, sprach über alles, als wäre er durchaus kompetent, mit allgemein verständlicher Klarheit, die die Damen der Gesellschaft sehr schätzten, da er auf diese Weise eine Art Konversationslexikon zu ihrer Belehrung für sie war. In der That wußte er sehr viel, obgleich er nicht viel mehr als das Notwendigste gelernt hatte. Aber er stand sich mit den fünf Akademien, mit allen Gelehrten,

allen Schriftstellern, mit allen Specialkennern, denen er immer aufmerksam lauschte, auf das allerbeste. Zu sehr in technische Einzelheiten gehende Erklärungen oder solche, die für ihn wertlos waren, wußte er zu vergessen, während er sich die andern gut merkte sodas seine zusammengewürfelten Kenntnisse nicht schwer verdaulich waren. Seine Bemerkungen hatten etwas Einfaches und Kindliches, sodas man sie leicht begriff, wie populär-wissenschaftliche Märchen.

So war er wie eine Art Ideenmagazin, er glich einem jener großen Läden, wo man zwar besonders auserlesene Gegenstände nicht bekommt, aber alles andere, was man nur will, sehr billig, alle möglichen Dinge, von allem möglichen Ursprunge, von den Hausgeräten bis zu den gewöhnlichen physikalischen Instrumenten zum Experimentieren oder zum häuslichen medizinischen Gebrauch.

Die Maler, mit denen ihn seine Obliegenheiten immer in Berührung brachten, schimpften über ihn und fürchteten ihn; übrigens leistete er ihnen auch Dienste, war ihnen behilflich, Bilder zu verkaufen und machte sie mit der Gesellschaft bekannt. Er liebte es, sie vorzustellen, sie zu begönnern, sie einzuführen, und schien so die Brücke zwischen den Herren der Gesellschaft und den Künstlern herzustellen. Es war sein Stolz, diese genau zu kennen, in jener intim zu verkehren, mit dem Prinzen von Wales, wenn er auf der Durchreise in Paris weilte, zu frühstücken und an demselben Abend mit Paul Adelmans, Olivier Bertin und Amaury Maldaut zu dinieren.

Bertin, der ihn sehr gern mochte und ihn sehr komisch fand, sagte von ihm: „Er ist so eine Art komprimierter Jules Verne in Eselshaut gebunden.“

Die beiden Männer drückten einander die Hände und begannen sich über die politische Lage zu unterhalten, über Kriegsgerichte, die Musafieu sehr be-

denklich fand, aus ganz augenfälligen Gründen, die er genau auseinandersetzte: Deutschland nämlich mußte daran liegen, Frankreich zu vernichten und diesen Augenblick, auf den Bismarck seit achtzehn Jahren warte, möglichst zu beschleunigen, während Olivier Bertin mit unumstößlichen Gründen nachwies, daß diese Befürchtungen aus der Luft gegriffen wären. Deutschland könne nicht so verrückt sein, seinen Sieg durch einen immerhin zweifelhaften neuen Krieg aufs Spiel zu setzen, und der Reichskanzler nicht so unvorsichtig, noch in seinen letzten Lebenstagen den Bestand seines Werkes und seinen Ruhm auf eine Karte zu setzen.

Aber Herr von Musadieu schien Dinge zu wissen, die er nicht sagen wollte: er hatte im Laufe des Tages einen Minister gesprochen und war dem Großfürsten Wladimir, der erst am Abend vorher aus Cannes zurückgekehrt, begegnet.

Der Maler sprach dagegen und bestritt mit ruhiger Ironie die Kompetenz der bestunterrichtetsten Leute. Hinter all dem Lärm stünden nur Börsenmanöver; nur Bismarck wisse vielleicht etwas Bestimmtes.

Graf Guilleroy trat ein, drückte den Herren warm die Hand, indem er sich in wohlgefehrter Rede entschuldigte, sie unterbrochen zu haben.

— Und Sie, „lieber Herr Abgeordneter“, fragte der Maler, was denken Sie über den Kriegslärm?

Graf Guilleroy hielt eine große Rede. Als Mitglied der Kammer wußte er mehr als alle andern, und dennoch war er nicht derselben Ansicht, wie der größte Teil seiner Kollegen. Nein, er glaubte nicht an die Wahrscheinlichkeit einer bevorstehenden Kriegsgefahr, wenn sie nicht durch das leicht erregbare französische Blut hervorgerufen würde, oder durch die prahlerischen Schreiereien der sogenannten Patriotenliga.

In großen Strichen entwarf er ein Bild von Bismarck, ein Bild à la Saint-Simon. Man wollte diesen Mann nicht verstehen, weil man andern immer die eigene Denkungsweise unterlegte und meinte, sie müßten das thun, was man selbst an ihrer Stelle gethan hätte. Bismarck war kein falscher und lügnerischer Diplomat, sondern offen, brutal, ein Mann, der immer die Wahrheit sagte und vorher ankündigte, was er thun wollte. Er sagte, er wolle den Frieden, und das sei auch wahr, er wolle wirklich den Frieden, nur den Frieden, und seit achtzehn Jahren beweiße alles auf handgreifliche Weise, alles, sogar seine Rüstungen, seine Bündnisse, dieser Dreibund zum Beispiel den er gegen Frankreich geschlossen, daß er den Frieden wollte. Graf Guilleroy schloß in überzeugtem Tone: „Er ist ein großer Mann, ein sehr großer Mann, der Ruhe haben will, aber der glaubt, daß er das nur durch Drohungen und Gewaltmittel erreichen kann; im ganzen, meine Herren, ein großer Barbar.“

— Wer das Ende will, will auch die Mittel, antwortete Herr von Musadieu. Ich gebe Ihnen gern zu, daß er den Frieden liebt, wenn Sie mir eintäumen wollen, daß er immer zum Kriege bereit ist, um den Frieden zu erhalten. Übrigens ist es eine unbestreitbare Wahrheit, daß auf dieser Welt Krieg nur geführt wird, um Frieden zu haben.

Ein Diener meldete: — Ihre Durchlaucht die Herzogin von Mortemain!

Zwischen den beiden offenen Thürflügeln erschien eine große, starke Dame, die würdevoll eintrat. Guilleroy ging ihr entgegen, küßte ihr die Hand und fragte:

— Wie geht es Ihnen, Herzogin?

Die beiden andern Herren begrüßten sie mit einer Art vornehmer Familiarität, denn die Herzogin hatte eine bräusle cordiale Art und Weise sich zu geben.

Als Witwe des Generals, Herzogs von Mortemain, Mutter einer einzigen Tochter, die mit dem Prinzen von Salia verheiratet war, als Tochter des Marquis von Farandal aus einem großen Hause und von fürstlichem Reichtume, empfing sie in ihrem Palais in der Rue de Varenne Leute von Stellung und Bedeutung aus allen Weltteilen.

Keine Fürstlichkeit kam durch Paris, ohne bei ihr zu essen. Sobald jemand von sich reden machte, empfand sie das Bedürfnis, ihn kennen zu lernen. Sie mußte ihn sehen, mit ihm sprechen, ihr Urteil über ihn abgeben, das unterhielt sie sehr, brachte Abwechslung in ihr Leben und nährte jenes Wohlwollen, jene Liebenswürdigkeit, die in ihrer Natur lagen. Kaum hatte sie Platz genommen, als derselbe Diener meldete:

— Baron und Baronin Corbelle!

Sie waren beide jung, der Baron kahlköpfig und dick, die Baronin schlank, elegant, von dunklem Teint. Das Paar hatte eine ganz besondere Stellung in der französischen Aristokratie, die es nur der sorgfältigen Auswahl seiner Bekannten verdankte. Sie waren von kleinem, unbedeutendem Adel, ohne Geist, aber in allem, was sie thaten, zeigten sie eine unendliche Vorliebe für das Vornehme, das Distinguierte, und so hatten sie es erreicht, indem sie beharrlich nur die großen Häuser besuchten, sehr royalistische Anschauungen zeigten, aufs äußerste korrekt waren, allem Achtung erwiesen, dem man Achtung erweisen muß, alles verachteten, was man verachten muß, nie gegen irgend eine gesellschaftliche Sitte verstießen, bei keiner noch so kleinen Etiquettenfrage schwankten, in den Augen vieler für die Vornehmsten der Vornehmen zu gelten. Ihre Ansicht war sozusagen maßgebend in gesellschaftlichen Dingen, und ihre Anwesenheit in einem Hause drückte ihm gewissermaßen einen aparten Stempel auf.

Die Corbelleß waren mit Graf Guilleroy ver- wandt.

— Nun, fragte die Herzogin erstaunt, wo ist denn Ihre Gattin?

— Einen Augenblick, nur einen Augenblick, antwortete der Graf. Eine Überraschung; sie wird gleich erscheinen.

Als Gräfin Guilleroy, nachdem sie vier Wochen verheiratet, zum ersten Male in die Gesellschaft gekommen war, war sie der Herzogin von Mortemain vorgestellt worden, die sie sofort in ihr Herz schloß und unter ihre Fittiche nahm. Seit zwanzig Jahren hatte sich nichts in dieser Freundschaft geändert, und wenn die Herzogin von ‚meiner Kleinen‘ sprach, nahm ihre Stimme noch immer denselben rührenden Ton an. Bei ihr hatten sich der Maler und die Gräfin zum ersten Male gesehen.

Musadieu war näher getreten und fragte:

— Durchlaucht haben doch die Ausstellung der Zügellosen gesehen?

— Nein, was ist das?

— Eine neue Künstlervereinigung der Impressio- nisten, die ganz verrückt sind. Es sind zwei sehr bedeutende darunter.

Die Herzogin antwortete verächtlich:

— Ich liebe die Scherze dieser Leute nicht.

Sie war brüsk, und nur ihre Meinung galt, die sie bloß auf das Bewußtsein ihrer sozialen Vor- zugsstellung gründete, indem sie ohne sich recht darüber klar zu werden, Künstler und Gelehrte eigentlich wie intelligente Lohnarbeiter behandelte, die von Gott da- zu geschaffen sind, die gute Gesellschaft zu unterhalten oder ihr Dienste zu erweisen.

So war der Gradmesser ihres Urteils eigentlich nur die Summe von Erstaunen oder Vergnügen, die ihr der Anblick irgend eines Werkes, die Lektüre eines

Buches oder die Erzählung einer Entdeckung bereitete.

Sie war groß, stark, schwerfällig, rot, sprach laut und galt für eine distinguierte Persönlichkeit, weil nichts sie aus der Ruhe brachte, weil sie alles zu sagen wagte und alle Welt beglänzte: entthronte Fürsten, indem sie ihnen zu Ehren große Gesellschaften veranstaltete, und sogar den lieben Herrgott durch ihre Zuwendungen an Geistlichkeit und Kirche.

Musadieu fuhr fort:

— Wissen denn Durchlaucht, daß man den Mörder der Marie Lambourg gefaßt hat?

Sofort war sie ganz dabei:

— O, das müssen Sie mir erzählen!

Und er setzte ihr alle Einzelheiten auseinander.

Er war groß, sehr hager, trug eine weiße Weste und kleine Diamant-Knöpfe im Hemd. Er sprach in korrekter Art ohne Handbewegung, sodaß er sehr gewagte Dinge, worin er übrigens groß war, ruhig sagen konnte. Da er sehr kurzichtig war, machte er den Eindruck, trotz seines Kneifers, als sehe er nie jemand, und wenn er sich setzte, war es, als schiebe sich sein ganzes Knochengerüst nach der Form des Stuhles, sein Oberkörper sank zusammen, wurde ganz klein und bog sich, als wäre seine Wirbelsäule aus Gummi.

Die Beine, eins über das andere gelegt, glichen zwei aufgerollten Bändern, und die beiden, auf den Armlehnen ruhenden, Arme ließen die bleichen Hände mit den endlosen Fingern schlaff herab hängen. Sein Haar und sein Schnurrbart, der kunstreich gefärbt war und worin einzelne weiße Haare mit großer Geschicklichkeit absichtlich ungefärbt blieben, waren oft die Zielscheibe von Wigen.

Als er eben der Herzogin erklärte, daß der Schmuck der ermordeten Dirne durch den mutmaßlichen Mörder einer anderen leichtfertigen Person ge-

schenkt worden, öffnete sich wieder die Thür des großen Salons ganz weit, und zwei blonde Damen in weißen Spitzenkleidern, die wie zwei im Alter allerdings sehr verschiedene Schwestern aussahen, die eine etwas zu reif, die andere etwas zu jung, die eine etwas zu stark, die andere etwas zu mager, traten lächelnd, sich umschlungen haltend, ein.

Man rief, man klatschte Beifall. Niemand außer Olivier Bertin wußte beim Erscheinen des jungen Mädchens neben der Mutter etwas davon, daß Anny Guilleroy in das Waterhaus zurückgekehrt war. Die Gräfin sah von weitem neben dem jungen Mädchen beinahe so frisch aus und schien fast schöner wie sie, denn, eine zu sehr erblühte Blume, leuchtete sie in vollem Farbenglanz, während die kaum erschlossene Mädchenknospe eben erst in ihre Schönheit trat.

Die Herzogin klatschte entzückt in die Hände und rief:

— Nein, wie sind sie reizend und nett, so eine neben der andern, sehen Sie doch nur, Herr von Musadieu, wie sie sich ähnlich sehen.

Man verglich, und sofort bildeten sich zwei Meinungen. Musadieu, die Corbelle und Graf Guilleroy fanden, die Gräfin und ihre Tochter hätten nur denselben Teint, die gleichen Haare und vor allem ganz dieselben Augen mit denselben schwarzen Pupillen, die wie zwei winzige Tintenflecke auf der blauen Iris ausschauten. Sie meinten aber, wenn das junge Mädchen erst Frau geworden, würde keine Ähnlichkeit mehr vorhanden sein.

Die Herzogin dagegen und Olivier Bertin fanden sie ganz gleich, nur der Altersunterschied trenne sie. Der Maler sagte:

— Hat die sich aber seit drei Jahren verändert, ich hätte sie nicht wieder erkannt, ich wage ja gar nicht mehr, sie „Du“ zu nennen.

Die Gräfin begann zu lachen:

— Na, ich möchte doch mal hören, wenn Sie Annschen „Sie“ nennen.

Das junge Mädchen, dessen künftige Schlagfertigkeit sich noch unter leichter Verlegenheit verbarg, antwortete:

— Ich würde es nicht mehr wagen, Herrn Bertin „Du“ zu nennen.

Die Mutter lächelte:

— Behalte nur die schlechte Gewohnheit bei, ich erlaube es Dir, ihr werdet schon schnell wieder Bekanntschaft machen.

Aber Annschen schüttelte den Kopf:

— Nein, nein, das geniert mich.

Die Herzogin hatte sie geküßt und betrachtete sie nun als beteiligte Kennerin.

— Na kleine, sieh mich mal recht an, ja Du hast die Augen Deiner Mutter. In einiger Zeit wirst Du ganz hübsch sein, wenn Du Dich erst etwas mehr entwickelt hast. Du mußt dicker werden, nicht viel, nur ein bißchen, so bist Du das reine Skelett.

Die Gräfin rief:

— O, sagen Sie ihr das nicht!

— Warum nicht?

— Ach, es ist so schön, schlank zu sein, ich werde wahrhaftig eine Entfettungskur brauchen.

Aber die Herzogin ward böse und vergaß in der Lebhaftigkeit ihres Zornes die Gegenwart des jungen Mädchens:

— Ach was, ihr seid immer für Knochen, weil die leichter anzuziehen sind wie Fleisch. Ich bin nun mal aus dem Zeitalter der dicken Frauen. Heutzutage sind die dünnen Weiber am Ruder, das erinnert mich an die sieben fetten und sieben mageren Kühe. Ich kann die Männer nicht verstehen, die so thun, als

bewunderten sie eure Hühnerrippchen, zu meiner Zeit wollten sie mehr haben.

Sie schwieg; alles lächelte und dann fuhr sie fort:

— Da, Kleine, sieh mal Deine Mama, die ist schön, gerade wie sie sein soll, so mußt Du auch werden.

Es ging zu Tisch und als man saß, führte Musadieu die Unterhaltung fort:

— Ich meine, die Männer müssen mager sein, weil sie körperliche Übungen vornehmen sollen, wozu man geschickt und beweglich sein muß; mit einem dicken Bauch geht das nicht. Bei den Frauen ist die Sache ganz anders. Meinen Sie nicht, Corbelle?

Corbelle war ganz perplex. Die Herzogin war dick und seine eigene Frau überschlanke. Aber die Baronin kam ihrem Manne zu Hilfe und entschied sich unbedingt für die schlanken. Vor einem Jahre hätte sie mit beginnendem Dickwerden zu kämpfen gehabt, doch sie hätte es schnell überwunden.

Gräfin Guilleroy fragte:

— Wie haben Sie das nur angefangen?

Und die Baronin erklärte die Methode, die alle eleganten Damen befolgten. Man durfte während des Essens nicht trinken. Nur eine Stunde nach Tisch gönnte man sich eine Tasse Thee, sehr heiß, fast kochend. Das schlug bei allen an. Sie erwähnte erstaunliche Beispiele von dicken Damen, die in einem Vierteljahr dünn geworden, wie eine Messerklinge.

Die Herzogin rief entsetzt:

— Gott ist das dumm, sich so zu quälen, da habt ihr gar nichts, nichts, nicht mal Champagner getrunken? Sagen Sie mal, Bertin, was denken Sie denn als Künstler darüber.

— Mein Gott, mir, als Maler, ist es gleich, ich helfe mit Stoff nach. Wenn ich Bildhauer wäre, würde ich Grund zur Klage haben.

— Aber Sie sind doch auch Mann, was ist Ihnen lieber?

— Mir? Nun, etwas beleibtere Eleganz, etwa, was meine Köchin ein zartes Hühnchen nennt. Nicht dick, aber voll und fein.

Man lachte über seinen Vergleich, doch die Gräfin wollte es nicht glauben, blickte ihre Tochter an und murmelte:

— Nein, mager sein ist recht gut. Frauen, die mager sind, altern nicht.

Darüber wurde noch diskutiert, und diese Frage trennte die Gesellschaft in zwei Lager, nur über eins waren sie beinahe alle einig, daß jemand, der sehr stark sei, nicht zu schnell mager werden dürfte.

Damit kamen sie auf die bekannten Damen der Gesellschaft zu sprechen, man redete von ihrem Liebreiz, ihrem Chic, ihrer Schönheit.

Musadieu fand die blonde Marquise Lochrist von unvergleichlichem Reiz, während Bertin meinte, Frau Mandelière mit ihrem dunklen Teint, ihrer niedrigen Stirn, ihren schwarzen Augen und ihrem etwas großen Munde, in dem die Zähne schimmerten, habe nicht ihresgleichen.

Er saß neben dem jungen Mädchen und wandte sich plötzlich an sie:

— Höre einmal Annychen, alles was wir hier erzählen, wirst Du noch mindestens einmal wöchentlich hören, bis Du alt geworden bist. Nach acht Tagen weißt Du alles auswendig, was man in der Gesellschaft über Politik, Frauen, Theaterstücke und so weiter denkt. Du brauchst nur die Namen der Leute und die Titel der Werke von Zeit zu Zeit zu ändern. Wenn Du uns alle hast unsere Meinung sagen und verteidigen hören, kannst Du Dir ruhig die daraus bilden, die Du haben mußt. Dann brauchst Du an

nichts wieder zu denken, niemals mehr, und kannst Dich dann ausruhen.

Die Kleine blickte ihn, ohne eine Antwort zu geben, ärgerlich an, und aus ihren Augen sprach ein junger, frischer, noch ungebändigter Geist, der bereit schien, seinen eigenen Weg zu gehen.

Aber die Herzogin und Musadieu, die mit Ideen Fangball spielten, ohne zu merken, daß es immer dieselben waren, protestierten im Namen des menschlichen Denkens und Handelns. Da bemühte sich Bertin, auseinanderzusetzen, wie die Geistesarbeit der Gesellschaftsmenschen, sogar der Bestunterrichteten, ohne Wert, ohne Nährboden, ohne Keimkraft sei, wie ihr Wissen oberflächlich, ihr Interesse für geistige Dinge schwach und gleichgiltig, ihr Geschmaç wechselnd und von zweifelhafter Güte sei.

Es packte ihn einer jener halb wahren, halb gemachten Anfälle von Empörung, die zuerst der Wunsch, sich reden zu hören, hervorbringt, und er setzte auseinander, wie die Menschen, deren einzige Beschäftigung im Leben es ist, Besuche zu machen und zum Diner zu gehen, durch ein unentrinnbares Verhängnis angenehm und liebenswürdig, aber oberflächlich werden.

— Sie leben, sagte er, neben den Dingen dahin, ohne irgend etwas zu sehen oder zu durchdringen, neben der Wissenschaft, die sie nicht kennen, neben der Natur, die sie nicht zu beobachten wissen, neben dem Glück, das sie unfähig sind, glühend zu genießen, neben der Schönheit der Welt und der Kunst, von der sie sprechen, ohne sie entdeckt zu haben, ja ohne daran zu glauben; denn sie kennen die Trunkenheit nicht, die darin liegt, Leben und Wissen zu genießen. Sie sind nicht fähig, sich ganz einer Sache hinzugeben bis zur Selbstentäußerung, sich in etwas so lange zu versenken, bis ihnen endlich das Glück, wirklich zu verstehen, zu Teil wird.

Baron Corbelle meinte, die Gesellschaft verteidigen zu müssen.

Er that es durch nichtsagende Argumente, durch Argumente, die vor dem prüfenden Verstand dahin schmelzen wie Schnee vor dem Feuer; thörichte Gründe, die man nirgends packen kann, etwa wie die Gründe, mit denen ein Landgeistlicher das Dasein Gottes zu beweisen sucht. Am Schlusse verglich er die Gesellschaftsmenschen mit Rennpferden, die allerdings eigentlich zu nichts nütze sind, aber doch den Stolz der Rasse bilden.

Bertin fühlte sich verlegen diesem Gegner gegenüber und schwieg verächtlich aber höflich; doch plötzlich ärgerte ihn die Dummheit des Barons. Er schnitt ihm in geschickter Weise das Wort ab und schilderte, ohne etwas auszulassen, das Dasein eines Gesellschaftsmenschen vom Aufstehen bis zum Schlafengehen.

Alle fein zusammengetragenen Einzelheiten gaben ein unwiderstehlich komisches Bild. Man sah, wie der Herr durch den Diener angezogen wurde, wie er allgemeine Gespräche mit seinem Barbier führte, der zum Rasieren kam, wie er sich dann vor dem Morgenritt bei dem Stallpersonal nach dem Befinden der Pferde erkundigte, wie er darauf durch die Alleen des Bois de Boulogne ritt, nur auf eines bedacht, zu grüßen und gegrüßt zu werden, wie er dann mit seiner Frau frühstückte, mit ihr im Coupé ausfuhr, wobei er ihr weiter nichts erzählte, als wem er am Morgen begegnet, wie er dann bis zum Abend von Salon zu Salon lief, sein Gehirn im Verkehre mit Seinesgleichen zu stärken, wie er dann bei irgend einer Fürstlichkeit aß, wo die politische Lage Europas besprochen wurde, und wie er endlich den Abend hinter den Kulissen der Oper beschloß, wo sein bescheidenes Lebensmühen unschuldige Befriedigung fand.

Das Bild, das er entwarf, ohne daß seine Ironie

jemand verlegte, war so richtig, daß alles am Tische lachte.

Die Herzogin nur hielt sich zurück, sagte aber endlich:

— Mein, das ist wirklich zu komisch, ich sterbe vor Lachen.

Bertin, der sehr erregt war, antwortete:

— O Durchlaucht, in der Gesellschaft stirbt man nicht vor Lachen, man lacht ja kaum, man ist so lebenswürdig zu thun, als amüsiere man sich und lache. Außerlich thut man so, aber eigentlich lacht man doch nicht. Wenn Sie lachen sehen wollen, gehen Sie in ein Volkstheater, sehen Sie sich den Bürger an, der sich unterhält, da lacht man; gehen Sie in die Kaserne, da steht den Leuten das Wasser in den Augen, da winden sie sich in den Betten bei den Späßen eines Wigboldes. Aber in unseren Salons lacht man nicht, da ist alles bloß Schein, selbst das Lachen.

Musadieu unterbrach ihn:

— Hören Sie mal, Sie gehen aber streng in's Gericht! Sie ziehen die Gesellschaft so auf und scheinen doch selbst gern darunter zu sein.

Bertin lächelte:

— Ich habe sie gern.

— Nun also?

— Ja, ich verachte mich auch deswegen ein bißchen!

— Das ist ja alles bloß Pose, sagte die Herzogin.

Und als er sich gegen diesen Vorwurf verteidigte, schloß sie die Debatte, indem sie erklärte, alle Künstler machten den Leuten gern etwas vor.

Dann ward die Unterhaltung allgemein, berührte alles Mögliche, ward baul, mild, freundschaftlich, diskret, intim, und da das Diner zu Ende ging, rief die Gräfin plötzlich, indem sie auf ihre gefüllten Gläser deutete:

— Sehen Sie, ich habe nichts getrunken, nichts,

nicht einen Tropfen. Nun wollen wir einmal sehen, ob ich mager werde.

Die Herzogin ward wüthend und wollte sie zwingen, ein oder zwei Schluck Mineralwasser zu trinken. Es war vergebens, und sie rief:

— Mein, ist das thöricht, jetzt verdreht ihr die eigene Tochter noch den Kopf. Bitte, Guilleron, hindern Sie doch Ihre Frau, solchen Unsinn zu machen.

Der Graf, der gerade dabei war, Musadieu das System einer in Amerika erfundenen Dreschmaschine zu erklären, hatte sie nicht gehört.

— Welchen Unsinn, Herzogin?

— Ach den Unsinn, mager zu werden.

Er warf seiner Frau einen wohlwollenden, gleichgiltigen Blick zu.

— Ach, ich ärgere sie nicht gern.

Die Gräfin war aufgestanden und nahm den Arm ihres Nachbarn, der Graf bot der Herzogin den seinen und man ging in den großen Salon, da das Boudoir hinten für die Tagesempfänge vorbehalten war.

Es war ein sehr großer, sehr heller Raum. An den vier Wänden waren große, schöne Gobelins aus mattblauer Seide in alten Mustern, in weiß und goldene Rahmen gespannt, die beim Licht der Lampen und des Kronleuchters ausfahen wie von zartem bleichen Mondlicht übergossen. Inmitten der Hauptwand hing Olivier Vertins Bild der Gräfin. Es schien den Raum ganz zu beherrschen und zu beleben. Es paßte dahin, dieses lächelnde junge Frauengesicht mit dem lieblichen Blick und dem Liebreiz des blonden Haars. Beinahe war es hier allen zur Gewohnheit geworden, ein gewisser höflicher Brauch, — wie man sich beim Eintritt in die Kirche bekreuzigt, — angesichts des Bildes dem Modelle eine Artigkeit zu sagen.

Musadieu verfehlte das niemals. Da seine Meinung als die eines vom Staate bestellten Sachverständigen einen gewissen offiziellen Wert besaß, so machte er es sich zur Pflicht, im Brusttone der Überzeugung öfters den Wert des Bildes zu betonen.

— Das ist wahrhaftig, sagte er, das schönste moderne Porträt, das ich kenne, es hat ein wunderbares Leben.

Graf Guilleroy, bei dem durch das fortwährende Lob, das er hörte, sich die Überzeugung gebildet hatte, daß er ein Meisterwerk besäße, trat näher, und ein oder zwei Minuten lang häuften sie alle üblichen Phrasen und technischen Ausdrücke, um die äußeren und inneren Vorzüge dieses Gemäldes zu feiern.

Alles blickte zum Bilde empor und alle schienen begeistert. Olivier Bertin, der solches Lob gewöhnt war und ihm nicht mehr Aufmerksamkeit zollte, als etwa, wenn man auf der Straße gefragt wird, wie es einem geht, richtete trotzdem den Reflektor auf das Porträt, um es zu beleuchten, da der Diener ihn in seiner Nachlässigkeit schief hingestellt hatte.

Dann nahm man Platz. Der Graf war zur Herzogin getreten, und sie sagte zu ihm:

— Ich glaube, mein Neffe wird mich abholen kommen und Sie um eine Tasse Thee bitten.

Ihre Wünsche waren sich seit einiger Zeit begegnet, sie hatten einander erraten, ohne daß sie sich auch nur durch eine Anspielung gegenseitig ins Vertrauen gezogen hätten. Der Bruder der Herzogin von Mortemain, Marquis Farandal, war, nachdem er sich durch Spiel fast ganz ruiniert, in Folge eines Sturzes mit dem Pferde gestorben und hatte eine Witwe und einen Sohn hinterlassen. Der junge, jetzt achtundzwanzigjährige Mann war einer der gesuchtesten Vortänzer Europas, denn ab und zu ließ man ihn nach Wien oder London kommen, um irgend welche

fürstlichen Bälle zu leiten. Er war beinahe ohne Vermögen, doch durch seine Familie, seinen Namen, seine fast königliche Verwandtschaft war er einer der gesuchtesten und elegantesten jungen Leute von Paris.

Diesen zu jungen, im Ballsaale und beim Sport erworbenen Ruhm galt es zu befestigen, und nach einer reichen Heirat, einer sehr reichen, mußten die gesellschaftlichen Erfolge durch politische ersetzt werden. Wenn er erst einmal Abgeordneter war, würde der Marquis allein durch diese Thatsache eine der Säulen des künftigen Thrones werden, einer der Räte des Königs, einer der Führer der royalistischen Partei.

Die Herzogin, die gut unterrichtet war, kannte den enormen Reichtum des Grafen Guilleroy, dieses sparsamen Krösus, der eine einfache Wohnung bewohnte, während er doch als Grand-Seigneur eines der schönsten Palais von Paris hätte inne haben können. Sie wußte von seinen immer glücklichen Spekulationen, seiner feinen Nase in finanziellen Dingen, seiner Theilhaberschaft an den fruchtbringendsten Geschäften der letzten zehn Jahre, und sie war auf den Gedanken gekommen, ihren Neffen mit der Tochter des normannischen Abgeordneten zu verheiraten, dem seinerseits diese Heirat in der aristokratischen Gesellschaft einen beherrschenden Einfluß geben mußte. Guilleroy, der eine reiche Heirat gemacht und auch noch sein eigenes großes Vermögen durch seine Geschicklichkeit vermehrt hatte, ging jetzt auf andere Dinge aus.

Er glaubte an die Wiedereinsetzung des Königtums und wollte, wenn es einmal so weit war, von diesem Ereignis in der weitgehendsten Weise Vorteil ziehen können.

Als einfacher Abgeordneter war er nichts Besonderes, aber als Schwiegervater des Marquis Farandal, dessen Ahnen einst die treuesten Diener und

Freunde des königlichen Hauses von Frankreich gewesen, rückte er gleich in erste Linie.

Dazu verlieh die Freundschaft der Herzogin für seine Frau dieser Verbindung einen sehr wertvollen intimen Charakter, und in der Befürchtung, ein anderes, junges Mädchen könne plötzlich dem Marquis gefallen, hatte er seine Tochter ins Vaterhaus zurückgerufen, damit die Sache schneller ginge.

Die Herzogin von Mortemain ahnte und erriet diese Absichten. Sie war stillschweigend dafür, und an diesem Tage gerade, obgleich sie von der Rückkehr des jungen Mädchens nichts wußte, hatte sie ihren Neffen aufgefordert, zu Guilleroy zu kommen, um ihn daran zu gewöhnen, daß er nach und nach oft dieses Haus aufsuchte.

Zum ersten Male sprachen der Graf und die Herzogin mit versteckten Worten über ihre Wünsche, und als sie auseinandergingen, war die Heirat ausgemachte Sache.

Am anderen Ende des Salons wurde gelacht, Herr von Musabieu erzählte gerade der Baronin Corbelle, wie eine Negergesandtschaft dem Präsidenten der Republik vorgestellt worden; da wurde Marquis Farandal gemeldet.

Er erschien in der Thür und blieb stehen. Mit einer kurzen Armbewegung, klemmte er das Einglas in sein rechtes Auge und blieb so, als wollte er sehen, wer eigentlich im Salon anwesend sei, aber vor allen Dingen wahrscheinlich um den Leuten, die sich dort befanden, Zeit zu lassen, ihn zu erblicken und auf seinen Eintritt aufmerksam zu werden. Dann ließ er die Glasherbe, die an einer schwarzen Seidenschnur hing, durch eine plötzliche Bewegung von Backe und Augenbraue herauschnappen, ging schnell auf Gräfin Guilleroy zu, deren ausgestreckte Hand er mit tiefer Verbeugung küßte. Dasselbe that er bei seiner Tante,

dann begrüßte er die übrigen Anwesenden, schüttelte ihnen die Hände und ging mit eleganter Sicherheit von einem zum andern. Er war ein großer Mensch mit rotem Schnurrbart, ein wenig kahlköpfig schon, mit dem Äußeren eines Offiziers und mit englischen Sportsman-Manieren. Wenn man ihn sah, wußte man sofort, daß er einer jener Männer war, bei denen alle Glieder mehr geliebt werden, als der Kopf, und die nur Dinge lieben, wobei es sich um physische Kräfte und Beweglichkeit handelt; und doch war er ganz unterrichtet, denn er hatte etwas gelernt und lernte noch täglich dazu und zwar alles, was für ihn später einmal vielleicht von Wichtigkeit war: Geschichte, indem er sich an die Jahreszahlen hielt und die Thatfachen mißachtete, und die Elementar-begriffe der Nationalökonomie und Politik, die für einen Abgeordneten notwendig waren, mit einem Wort das A B C der Sozial-Wissenschaft zum Hausgebrauch für die herrschenden Klassen.

Musadieu schätzte ihn ein mit den Worten:

— Er wird ein Mann von Bedeutung werden!

Bertin wußte seine Geschicklichkeit und Kraft zu schätzen, sie besuchten denselben Fechtboden, gingen oft gemeinsam auf die Jagd und trafen sich zu Pferde auf den Reitwegen des Bois de Boulogne. So war zwischen ihnen eine gewisse Sympathie gemeinsamen Geschmacks erwachsen, die unwillkürliche Vertraulichkeit, die zwischen zwei Männern entsteht, wenn sie sich auf einem Unterhaltungsgebiet finden, das beiden angenehm ist.

Als der Marquis Annchen Guilleroy vorgestellt wurde, hatte er plötzlich den Verdacht, daß seine Tante Pläne habe, und nachdem er sich verneigt, betrachtete er sie mit schnellem Kennerblick und fand sie nett, vor allen Dingen für die Zukunft vielversprechend. Er hatte so viele Cotillons angeführt, daß er sich auf

junge Mädchen verstand und beinahe mit Sicherheit etwas über die Entwicklung ihrer zukünftigen Schönheit voraussagen konnte, wie der Kenner bei noch zu jungem Wein.

Er wechselte bloß mit ihr ein paar nichtsagende Worte, dann setzte er sich zur Gräfin Guilleroy und scherzte mit ihr halbblaut.

Es wurde zeitig aufgebrochen, und als alle fort, die Kleine zu Bett gegangen, die Lampen ausgelöscht, die Diensthoten auf ihren Zimmern waren, ging Graf Guilleroy durch den Salon, der nur noch durch zwei Kerzen erhellt war und hielt lange Zeit noch die auf einem Sessel schlummernde Gräfin auf, um ihr seine Hoffnungen auseinanderzusetzen, das Benehmen, das beobachtet werden sollte, um alle Fälle abzuwägen, alle Möglichkeiten und alle Vorsicht, die man anwenden mußte.

Es war schon spät, als er sich zurückzog, er war sehr befriedigt von seinem Abend und murmelte:

— Ich denke, es ist eine abgemachte Sache.

III.

„Wann kommst Du endlich, mein Freund, seit drei Tagen habe ich Dich nicht mehr gesehen und ich finde, das ist lange. Meine Tochter nimmt mich sehr in Anspruch, aber Du weißt, daß ich ohne Dich nicht mehr leben kann.“

Der Maler, der ein paar Skizzen hinwarf und immer ein neues Motiv suchte, las das Briefchen der

Gräfin, öffnete dann ein Fach seines Schreibtisches und legte es dort auf einen Stoß anderer Briefe, die sich gehäuft, seitdem sie sich kannten. Sie hatten sich daran gewöhnt, bei der Leichtigkeit mit der das im gesellschaftlichen Leben ging, sich beinahe täglich zu sehen. Ab und zu kam sie zu ihm, er arbeitete dann weiter, und sie setzte sich ein oder zwei Stunden in den Stuhl, wo sie früher als Modell gesessen. Doch da sie das Gerede der Dienerschaft fürchtete, liebte sie es mehr, für diese täglichen Begegnungen, dieses Kleingeld der Liebe, ihn bei sich zu sehen oder ihn in irgend einem Salon, am dritten Ort zu treffen.

Mindestens zwei Mal die Woche aß der Maler mit ein paar Freunden bei der Gräfin. Montags begrüßte er sie regelmäßig in ihrer Loge in der Oper, dann gaben Sie sich ein Stelldichein bei diesen oder jenen Bekannten, wo sie dann zufällig zur selben Stunde hinkamen. Er kannte die Abende, an denen sie nicht ausging, dann trank er bei ihr eine Tasse Thee und fühlte sich ganz wie zu Hause in ihrer Nähe, so zärtlich und sicher in dieser gefestigten Zuneigung, so gewöhnt, sie irgendwo zu finden, neben ihr ein paar Augenblicke zu verbringen, mit ihr ein paar Worte zu wechseln, ein paar Gedanken zu tauschen, daß er, obwohl die heiße Flamme seiner Liebe längst schwächer brannte, unausgesetzt das Bedürfnis empfand, sie zu sehen.

Der Wunsch nach Familienleben, nach einem belebten geselligen Hause, nach gemeinsamen Mahlzeiten, nach Abenden, wo man mit Leuten, die man lange kennt, ohne Müdigkeit schwätzt, dieser Wunsch nach Geselligkeit, Berührung, Intimität, der in jedem Menschenherzen schlummert und der jeden alten Junggesellen von Thür zu Thür treibt, zu allen seinen Freunden, wo er ein Stück seiner selbst hinverpflanzt, gab seiner Neigung eine stark egoistische Beimischung.

In diesem Hause, wo er geliebt und verzogen ward, wo er alles fand, konnte er sich von seiner Einsamkeit erholen und ausruhen.

Seit drei Tagen hatte er seine Freunde, die durch die Rückkehr der Tochter gewiß sehr beschäftigt waren, nicht wieder gesehen, und er langweilte sich schon, er ärgerte sich sogar etwas, daß sie ihn noch nicht gerufen; aber er wollte taktvoll sein und sie nicht zuerst auffuchen.

Der Brief der Gräfin schreckte ihn wie ein Peitschenschlag in die Höhe. Es war drei Uhr nachmittag; er entschloß sich sofort zu ihr zu gehen, um sie noch vor dem Ausgehen zu treffen.

Er klingelte, und der Diener erschien.

— Wie steht es mit dem Wetter, Josef?

— Es ist sehr schön, gnädiger Herr!

— Warm?

— Jawohl!

— Weiße Weste, blaues Jaquet, grauen Hut!

Er war immer sehr elegant gekleidet, aber obgleich er bei einem ersten Schneider arbeiten ließ, so sah man eigentlich an der Art und Weise, wie er seine Anzüge trug, wie er ging, die Weste eng zugeschnallt, den hohen grauen Hut etwas im Genick, daß er Künstler und Junggeselle sein mußte.

Als er bei der Gräfin erschien, sagte man ihm, sie mache sich eben zu einer Spazierfahrt ins Bois de Boulogne zurecht. Er war ärgerlich und wartete. Wie es seine Gewohnheit war, ging er im Salon auf und ab, von einem Stuhl zum andern, von den Fenstern bis zur Rückwand, in dem großen durch die Vorhänge verdunkelten Raume. Auf den leichten Tischchen mit den vergoldeten Füßen standen Nippfachen aller Art umher, unnütz, hübsch und teuer, in gesuchter Unordnung. Da gab es kleine alte Kästchen in Gold getrieben, winzige Tabatièren, Statuetten aus Elfen-

bein, dann Gegenstände aus mattem Silber ganz moderner Art, steif und komisch, nach englischem Geschmack: ein winziger Küchenofen und darauf eine Kage, die aus einer Schüssel trank, ein Cigarettenetui in Form eines großen Brotes, eine Kaffeekanne als Streichholzbüchse und in einem Etui ein ganzer Puppenschmuck, Halsband, Armbänder, Ringe, Ohrringe mit Brillanten, Saphiren, Rubinen, Smaragden, ein winziger, kleiner, phantastischer Scherz, als wäre er von Juwelieren aus Sipur gemacht.

Ab und zu nahm er einen Gegenstand in die Hand, den er zu irgend einem Geburtstage geschenkt, wandte ihn hin und her, betrachtete ihn mit träumerischer Unaufmerksamkeit und stellte ihn wieder an seinen Platz.

In einer Ecke lagen ein paar Bücher in luxuriösen Einbänden, die selten geöffnet wurden, auf einem Tischchen mit einem Fuße, hinter einem runden Kanapee. Dort lag auch die „Revue des Deux Mondes“, ein wenig zerrissen, ein wenig zerlesen, als ob man immer wieder darin geblättert hätte, dann ein paar andere Zeitschriften, nicht aufgeschnitten, die „Moderne Kunst“ die man nur wegen des Preises halten mußte, da das Abonnement vierhundert Francs jährlich kostete, und das „Freie Blatt“, ein winziges blau eingebundenes Blättchen, worin sich die neuesten Dichter ergingen, die „Entneroten.“

Zwischen den Fenstern stand der Schreibtisch der Baronin, ein zierliches Möbel aus dem vorigen Jahrhundert, wo sie ihre Antworten und die eiligen Briefchen schrieb, während sie empfing. Dort lagen auch die bekannten Lieblingsbücher aller Frauen „Misset“, „Manon Lescaut“, „Werther,“ und um zu zeigen, daß man auch den kompliziertesten Abgründen der Psychologie hier nicht fremd gegenüberstand: „Fleurs du Mal“, „Le Rouge et le Noir“, „La Femme au XVIII. Siècle“, „Adolphe.“

Neben diesen Bänden lag ein reizender Handspiegel, ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst, dessen Glas auf einem viereckigen Stück bestickten Sammet ruhte, damit man auf der anderen Seite eine wunderbare Gold- und Silberarbeit betrachten könne.

Bertin nahm ihn und blickte hinein. Seit ein paar Jahren alterte er fürchterlich, und obgleich er meinte, sein Gesicht wäre origineller wie früher, ängstigte er sich doch über die hängenden Wangen und die faltige Haut. Eine Thür öffnete sich hinter ihm.

— Guten Tag, Herr Bertin, sagte Annchen.

— Guten Tag Kleine, geht Dir's gut?

— Sehr gut und Ihnen?

— Was, Du duzt mich ja nicht?

— Nein, ich geniere mich!

— Ach was!

— Ja ich geniere mich!

— Warum denn?

— Weil Sie nicht mehr so jung und noch nicht alt genug sind.

Der Maler fing an zu lachen:

— Nach dieser Erklärung bestehe ich nicht mehr darauf.

Sie errötete plötzlich bis unter die Haarwurzeln und sagte verlegen:

— Mama hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß sie gleich herunter kommen und Sie bitten wird mit uns ins Bois de Boulogne zu fahren.

— Gerne! Sie beide allein?

— Nein, mit der Herzogin von Mortemain!

— Auch gut, ich bin dabei!

— Da kann ich also meinen Hut aufsetzen?

— Ja, mein Kind!

Als sie hinaus ging, trat die Gräfin ein, mit Hut und Schleier, zum Ausgehen bereit. Sie streckte ihm die Hände entgegen:

— Man sieht Sie ja gar nicht mehr. Was treiben Sie denn eigentlich?

— Ich wollte Ihnen doch nicht jetzt gerade lästig fallen.

Sie rief nur: „Olivier!“ und darin lagen all ihre Vorwürfe und ihre ganze Liebe.

— Sie sind die beste Frau der Welt, sagte er, ganz bewegt durch den Ton, in dem sein Name erklungen.

Nachdem die kleine Verstimmung behoben war, fuhr sie im gewöhnlichen Tone gesellschaftlichen Gesprächs fort:

— Wir wollen die Herzogin abholen und dann ein bißchen ins Bois fahren. Wir müssen doch Annchen das mal zeigen.

Unten wartete der Landauer. Bertin setzte sich den beiden Damen gegenüber, und der Wagen fuhr davon, während das Pferdegetrappel unter der hohen Wölbung widerhallte.

Als sie den großen Boulevard nach der Madeleine zu hinabfuhren, schien alle Heiterkeit des jungen Frühlings auf sie herabzuströmen. Die warme Luft und die Sonnenstrahlen gaben den Männern ein festliches Aussehen, den Frauen etwas Verliebtes; die Straßenjungen rannten umher, die Hunde schienen es eilig zu haben, die Kanarienvögel in den Portierslogen schmetterten, nur die alten Mähren vor den Droschken gingen ihren müden Trab weiter, als würden sie bald verenden. Die Gräfin flüsterte:

— Ach, ist's heute schön! Das macht einem wieder Lebenslust.

Der Maler blickte in dem strahlenden Licht Mutter und Tochter, eine nach der andern, an. Gewiß waren sie verschieden, aber zugleich so ähnlich, daß die eine wie die Fortsetzung der andern war, vom selben Blut, vom selben Fleisch, beseelt vom selben

Leben. Vor allem hefteten sich ihre Augen, diese blauen Augen mit den schwarzen Pupillen, bei dem jungen Mädchen so strahlend blau, bei der Mutter ein wenig matter, auf ihn mit demselben Blick, wenn er mit ihnen sprach, daß er beinahe erwartete, sie würden genau dasselbe antworten. Und wie er sie zum Lachen und Schwätzen brachte, war er fast erstaunt, festzustellen, daß vor ihm zwei ganz verschiedene weibliche Wesen saßen, eines das schon das Leben genossen und eines das erst ins Leben trat. Er konnte nicht ahnen, was aus diesem Kinde werden würde, wenn einst sein junger Geist erwacht, es durch Neigungen und Instinkte, die noch schliefen, beeinflusst, aufwuchs mitten in der Welt. Sie war ein hübsches, kleines, neues Persönchen, das man noch nicht kannte, und das noch nichts kannte, das wie ein Schiff aus dem Hafen lief, während ihre Mutter heimkehrte, nachdem sie geliebt und das ganze Dasein durchschiffte.

Er wurde weich bei dem Gedanken, daß sie gerade ihn, ihn gewählt, und daß diese noch immer hübsche Frau, die hier von den linden Frühlingslüften im Wagen umspielt ward, ihn noch immer allen vorzog.

Wie er ihr durch einen Blick seine Dankbarkeit zeigte, erriet sie ihn, und es war ihm, als fühlte er, durch die Berührung ihres Kleides, einen Dank, und nun sagte auch er:

— Ja, es ist schön heute!

Nachdem sie die Herzogin in der Rue de Varenne abgeholt, fuhren sie am Invalidentom vorüber über die Seine und bogen in die Avenue des Champs Elysées ein, mitten unter einem Schwarm von Wagen, nach dem Triumphbogen zu.

Das junge Mädchen saß neben Olivier auf dem Rücksitz und betrachtete die Equipagenflut mit naiven,

neugierigen Blicken. Ab und zu, wenn die Herzogin oder die Gräfin mit einer kurzen Kopfbewegung einen Gruß beantwortete, fragte sie:

— Wer war denn das?

Dann sagte er:

„Pontaiglin,“ oder „Buicelci,“ oder „die Gräfin Lochrist,“ oder „die schöne Frau Mandelaire.“

Jetzt rollten sie mitten unter dem Lärm und Räderrasseln die Avenue du Bois de Boulogne hinab. Die Equipagen fuhrten hier etwas weniger eng, als vor dem Triumphbogen, aber in unendlicher Reihe. Die Droschken, die schweren Landauer, die leichteren Wagen fuhrten abwechselnd einander vor, während plötzlich eine Victoria dazwischen schoß, ein einziger Traber davor, der das Gefährt mit wahnsinniger Geschwindigkeit durch die hin und hervogende Menge aller gesellschaftlichen Kreise und Klassen und Kasten hindurchdrängte. Eine junge Dame saß lässig darin, und ihre helle, etwas gewagte Toilette wehte den Wagen, an denen sie vorüber kam, ein seltsam fremdes Blumenparfüm zu.

— Wer ist die Dame? fragte Annschen.

— Ich weiß nicht, antwortete Bertin, während die Herzogin und die Gräfin stillschweigend ein Lächeln wechselten.

Die Blätter sproßten, und in dem jungen Grün sangen schon die in diesem Pariser Park heimischen Nachtigallen. Als man in der Nähe der Seine Schritt fuhr, wurden sie von Wagen zu Wagen begrüßt; man lächelte sich an, wechselte liebenswürdige Worte, während die Räder sich fast streiften. Es machte jetzt den Eindruck einer Flottille von Barken mit würdigen Damen und Herren darin, die aneinander vorüber glitten.

Die Herzogin, die alle Augenblick den Kopf neigte vor gebeugten Stirnen und gezogenen Hüften,

schien eine Art Revue abzunehmen und jedesmal sich ins Gedächtnis zu rufen, was sie wußte, dachte und ahnte von diesen Leuten, die hinter einander an ihr vorüber zogen.

— Da, Kleine, sieh mal, da ist wieder die schöne Frau von Mandelaire, die Schönheit der Republik.

In einem leichten, koketten Wagen ließ sich die Schönheit der Republik bewundern, scheinbar ganz gleichgiltig gegen diesen unbestreitbaren Ruhm. Die großen, dunklen Augen streiften über die Menge, die niedrige Stirn war turmartig von schwarzem Haar übertront, der launische Mund schien etwas zu üppig.

— Sie ist doch sehr schön, sagte Bertin.

Die Gräfin liebte es nicht, wenn er andere Frauen schön fand. Sie zuckte leise die Achseln und schwieg, aber das junge Mädchen, in der plötzlich eine eifersüchtige Anwandlung erwachte, wagte zu sagen:

— Das finde ich nicht!

Der Maler wandte sich um:

— Was, Du findest sie nicht schön?

— Nein, sie sieht aus, als ob sie in einem Tintenfaß gelegen hätte!

Das amüsierte die Herzogin, und sie lachte:

— Bravo, Kleine, seit sechs Jahren rutscht die Hälfte aller Herren von Paris vor dieser Negerin auf den Knien herum. Ich glaube, sie machen sich über uns lustig. Da, sieh mal lieber die Gräfin Lochrist an.

Die Gräfin saß mit einem weißen Pudel allein in ihrem Wagen. Sie war niedlich wie ein Püppchen, blond, mit braunen Augen, und auch ihr zartes Profil fand seit fünf oder sechs Jahren begeisterte Anbeter. Sie grüßte, ein ständiges Lächeln auf den Lippen.

Aber München war bei dieser noch weniger enthusiastisch:

— Ach, die ist nicht mehr ganz frisch!

Bertin, der gewöhnlich in der Unterhaltung über die beiden Rivalinnen, die täglich wiederkehrte, nicht auf Seite der Gräfin stand, ärgerte sich doch über diese Backfisch-Unwissenheit.

— Teufel, sagte er, ob man sie mehr oder weniger mag, sie ist jedenfalls reizend, und ich wünsche Dir nur, Du möchtest so hübsch werden, wie sie.

— Ach, wissen Sie, sagte die Herzogin, Sie werden erst aufmerksam auf eine Frau, wenn sie über dreißig ist. Das Kind hat ganz recht, Sie finden nur die hübsch, die etwas passées sind.

Er rief: — Erlauben Sie, eine Frau ist wirklich schön nur etwas später, wenn ihr ganzer Charakter zum Ausdruck gekommen ist.

Er entwickelte den Gedanken, daß die erste Frische nur ein Laß sei über der reisenden Schönheit, und bewies, daß die Herren der Gesellschaft sich nicht irren und gar nicht im Unrecht sind, wenn sie den ganz frischen jungen Frauen keine Aufmerksamkeit schenken, und recht haben, wenn sie sie schön nennen nur in der letzten Zeit ihrer Blüte.

Die Gräfin war geschmeichelt und murmelte:

— Er hat ganz recht, er urteilt als Künstler. Ein junges Gesicht ist sehr hübsch, aber es ist doch immer etwas banal.

Und der Maler ging noch weiter darauf ein und erklärte, wie ein Gesicht, indem es allmählich den unbestimmten Liebreiz der Jugend verliert, erst schön wird, wenn es seine wirkliche Form annimmt, seinen Charakter, seine Physiognomie.

Und bei jedem Wort stimmte ihm die Gräfin mit überzeugtem Kopfnicken bei, und jemeher er mit der Wärme eines plädierenden Advokaten sprach, der mit verdächtigem Eifer seine Sache verteidigt, desto mehr billigte sie seine Worte durch Blick und

Bewegung, als ob sie Verbündete wären, sich gegen eine Gefahr zu schützen, sich gegen eine drohende, falsche Meinung zu verteidigen.

Annchen hörte kaum zu, sie hatte zu viel zu sehen. Ihre erst lächelnden Züge waren nun ernst geworden, und sie sagte nichts mehr, vor Wonne stumm in all diesem Treiben. Die Sonne, das Blättermeer, die Wagen, das elegante, heitere Leben um sie herum — das war so etwas für sie!

Hier würde sie täglich herkommen können, auch bekannt, begrüßt und beneidet, und Herren, die von ihr sprachen, sagten dann vielleicht, daß sie schön sei. Sie suchte sich die Herren und die Damen aus, die ihr die elegantesten schienen, fragte immer nach ihren Namen, ohne sich um etwas Anderes zu kümmern, als um die Silben, die klangen und ihr ab und zu Respekt und Bewunderung abnötigten, wenn es Namen waren, die sie in den Zeitungen gelesen oder aus der Geschichte kannte. Sie konnte sich gar nicht an diese Menge Berühmtheiten gewöhnen und mochte gar nicht einmal glauben, daß sie alle wirklich wären; es kam ihr vor, als wohnte sie einer Theatervorstellung bei. Die Droschken erregten ihr etwas wie Ekel und Verachtung, störten, ärgerten sie, und sie sagte plötzlich:

— Man sollte hier bloß Equipagen zulassen!

Bertin antwortete:

— Nein, mein gnädiges Fräulein! Was würde dann aus der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit?

Sie schmolte, machte ein Gesicht, wie, „ach das geht mich nichts an“ und sagte:

— Man könnte ja auch einen Parl nur für Droschken einrichten, zum Beispiel den in Vincennes!

— Du bist sehr zurück, Kleine, Du weißt nicht, daß wir in der Zeit der Demokratie leben. Wenn Du übrigens das Bois ganz fein sehen willst, so

komm früh hierher, da triffst Du bloß die Crème der Gesellschaft.

Und er entwarf ein Bild, wie er es so gut zu malen verstand, vom Bois am frühen Morgen mit seinen Reitern und Reiterinnen dieses Kreises der Auserwählten, wo alle Welt von einander Vornamen, Verwandtschaft, Titel, gute Eigenschaften und Laster kannte, als ob sie alle in derselben Stadtgegend oder im gleichen kleinen Neste lebten.

— Kommen Sie häufig hierher?

— Sehr häufig, es giebt nichts Netteres in Paris.

— Reiten Sie früh?

— Gewiß!

— Und nachmittags machen Sie Besuche?

— Ja!

— Ja, und wann arbeiten Sie denn dann?

— Nun, ja ja, ich arbeite manchmal, und dann habe ich nach meinem Geschmack eine Spezialität. Da ich nun einmal der Maler des schönen Geschlechts bin, muß ich mir doch auch die Damen betrachten und ihnen ein wenig überallhin folgen!

Sie fragte, immer ohne zu lachen:

— Zu Fuß oder zu Pferd?

Er warf ihr einen befriedigten Blick zu, der zu sagen schien:

„Sieh mal an, schon Geist, hör mal, Du wirst noch mal ganz famos!“

Ein kühler Windstoß fuhr vorüber, von weit her, und das ganze Gehölz, dieser kokette Park, erzitterte.

Ein paar Sekunden hindurch bebten die dünnen Blättchen an den Bäumen, und die Stoffe an den Schultern. Alle Damen schoben durch eine beinahe gleichmäßige Bewegung die zurückgewehten Mantillen wieder über die Schultern, und die Pferde begannen

von einem Ende der Allee bis zum andern in Trab zu fallen, als ob sie der scharfe Wind, der sie getroffen, gleichmäßig angetrieben hätte.

Schnell fuhren sie zurück, die Kinnketten der Pferde klirrten silberhell, und die untergehende Sonne beleuchtete alles fahl und rot.

— Wollen Sie nach Hause? fragte die Gräfin den Maler, dessen Gewohnheiten sie genau kannte.

— Nein, ich will in den Klub gehen!

— Da setzen wir Sie beim Vorüberfahren ab.

— Das wäre mir sehr angenehm, danke vielmals!

— Und wann laden Sie uns mit der Herzogin zum Frühstück ein?

— Welchen Tag paßt es Ihnen?

Dieser Liebling der Pariserinnen, den seine Bewunderer „den realistischen Watteau“ getauft hatten, und den seine Gegner „Kleider- und Mäntelphotograph“ nannten, empfing öfters, sei es zum Frühstück, sei es zum Diner, die Schönheiten, deren Büge er festgehalten, und noch andere Menschen dazu, alles was berühmt war und bekannt; und allen Damen machten diese kleinen Feste in einer Junggesellenwohnung Spaß.

— Übermorgen? Paßt Ihnen übermorgen, verehrte Herzogin? fragte die Gräfin Guilleroy.

— Ja gewiß! Das wäre reizend. Herr Bertin denkt nie mehr an mich bei diesen Festen, man merkt, ich bin nicht mehr jung.

Die Gräfin, die sich gewöhnt hatte, das Haus des Künstlers ein wenig wie das ihre anzusehen, antwortete:

— Nur wir vier! Wir vier hier im Wagen, die Herzogin, Annchen, ich und Sie! Nicht wahr, großer Meister?

— Nur wir, antwortete er, indem er ausstieg, und ich lasse Krebsse auf Gläser Art machen.

— O, Sie werden die Kleine verhöhnen!

Er grüßte am Wagenschlag, dann trat er lebhaften Schrittes in das Vestibül durch das Thor des Klubs, warf Überzieher und Stock der Bande von Dienern zu, die aufgeschneit waren, wie Soldaten wenn ein Offizier vorüber geht. Dann stieg er die breite Treppe hinauf, kam an einer weiteren Versammlung von Dienern in Kniehosen vorüber, öffnete eine Thür und fühlte sich plötzlich frisch und geschmeidig wie ein junger Mann, als er durch den Saal ging und das unausgesetzte Klirren der Floretts hörte, den Appell mit den Füßen beim Fechten und die Ausrufe von kräftigen Stimmen:

— Getroffen — jetzt ich — — verfehlt — —
ich — — — getroffen — — — nun Sie!

Die Fechter, in grauen Leinwandanzügen, mit ihren Lederplastrons, ihren am Knöchel engen Hosen und einer Art Schurzfell, die linke Hand mit gekrümmtem Arm über dem Kopfe, in der anderen Hand, die durch den Handschuh riesig war, das feine biegsame Florett, beugten sich vor und richteten sich geschmeidig und schnell wieder auf, wie mechanische Figuren.

Anderer ruhten aus, schwachten noch ganz außer Atem, mit rotem Gesicht, sich mit einem Taschentuche Stirn und Hals trocknend; wieder andere saßen auf dem Divan, der rings um den Saal lief und sahen dem Fechten zu: Liverdy focht mit Landa und der Vorsitzende des Klubs Taillade gegen den großen Rocdiane.

Bertin fühlte sich zu Haus und drückte lächelnd die Hände.

— Ich behalte Sie da, rief Baron Baverie.

— Ganz zu Ihrer Verfügung, mein Lieber!

Und er ging in den Toilettenraum, um sich umzuziehen.

Er hatte sich seit langer Zeit nicht so elastisch

und kräftig gefühlt, und da er wußte, daß er heute vorzüglich fechten würde, beeilte er sich, ungeduldig wie ein Schüler, der zum Spielen will.

Sobald sein Gegner ihm gegenüber stand, griff er ihn mit äußerster Energie an, und nach zehn Minuten war der Baron, den er während der Zeit elf Mal getroffen, so müde, daß er bat, aufzuhören. Dann focht Bertin mit Punifimont und mit seinem Kollegen Amaury Maldant.

Die kalte Douche nachher, die ihm eifig über den warmen Körper lief, erinnerte ihn an die Flußbäder, als er zwanzig Jahre alt war und einen Kopfsprung in die Seine machte, oben von irgend einer Brücke in der Vorstadt herab, um die Philister in Erstaunen zu setzen.

— Ist Du hier? fragte ihn Maldant.

— Jawohl!

— Wir haben einen Tisch mit Liverdy, Rocdiane und Landa. Beeile Dich ein bißchen, es ist schon ein viertel auf acht.

Es sumimte im vollgefüllten Speisesaale. Da waren alle Nachtbummler von Paris versammelt, Männer, die keinen Beruf hatten, aber auch beschäftigte Leute, alles Menschen, die von sieben Uhr abends ab nicht wissen, was sie anfangen sollen, und nun im Klub essen, um Gesellschaft zu finden, durch Zufall irgend jemanden, der etwas mit ihnen unternimmt.

Als die fünf Freunde Platz genommen hatten, sagte der Banquier Liverdy, ein kräftiger, untersehter Mann von vierzig Jahren:

— Sie fochten ja heute wie der Teufel!

Der Maler antwortete:

— Ja, heute könnte ich, ich weiß nicht was machen!

Die andern lächelten, und der Landschaftler Amaury

Maldant, ein kleiner, magerer, weißköpfiger Mann mit grauem Bart, sagte listig:

— Mir geht es auch so! Im April bekomme ich immer so eine Art Säfte-Erneuerung. Das treibt dann so ein paar Blätter, höchstens ein halbes Duzend, der Rest verliert sich in Gefühl. Früchte giebt es nie.

Der Marquis Rocdiane und Graf Landa bedauerten ihn. Sie waren beide älter als er, ohne daß man ihr Alter hätte feststellen können, waren Klubmenschen, Reiter und Fechter, denen die unausgesetzten sportlichen Übungen Körper wie aus Eisen verliehen hatten, und sie rühmten sich, in jeder Beziehung jünger zu sein, als die entneroten Burfschen der jungen Generation.

Rocdiane war von guter Familie und in allen Salons zu treffen, aber er stand im Verdachte Geldgeschäfte aller Art zu machen, was nicht wunderbar war, wie Bertin sagte, da er sich solange in Spelunken umhergetrieben. Er war verheiratet gewesen, jetzt geschieden von seiner Frau, die ihm eine Rente zahlen mußte. Er war Aufsichtsrat von belgischen und portugiesischen Banken. Er that riesig groß mit seinem energischen Don Quixote-Gesicht. Seine etwas fleckige Ehre wusch er ab und zu in irgend einem Duell mit Blut wieder rein.

Graf Landa war ein gutmütiger Koloss. Er war stolz auf seine Figur und seine Kraft, und obgleich er verheiratet war und zwei Kinder hatte, ward es ihm doch sehr schwer drei Mal wöchentlich zu Hause zu essen. Die übrigen Tage verbrachte er mit seinen Freunden nach einem Fehlgange im Klub.

— Der Klub ist eine Familie, sagte er, die Familie derer die noch keine haben, jener die nie eine haben werden, und endlich derjenigen, die sich in ihrer Familie langweilen.

Sie waren bei dem Kapitel „Frauen“ angelangt, und von Anekdoten kamen sie auf allerhand Erinnerungen, von Erinnerungen zu Renommisterei und sogar zu Indiskretionen.

Der Marquis Rocdiane ließ seine Verhältnisse durch ganz deutliche Angaben ahnen, es waren Damen aus der Gesellschaft, deren Namen er nicht nannte, um sie desto besser erraten zu lassen. Der Banquier Liverdy nannte die feinigsten alle beim Vornamen. Er erzählte: — Ich hatte damals Beziehungen zur Frau eines Diplomaten und so sage ich ihr eines Abends: „Weißt Du, Gretl . . .“ — Während nun die andern lächelten, brach er ab und fuhr dann fort: — Ach so, das ist mir nur so entfahren, eigentlich sollte man alle Frauen ein für alle Mal Sophie nennen.

Olivier Bertin war inuner zurückhaltend. Wenn man ihn fragte, pflegte er zu antworten:

— Ich begnüge mich mit meinen Modellen.

Man that, als glaube man es, und Landa, der einfach Dirnen nachlief, ward ganz erregt bei dem Gedanken an alle die hübschen Mädchen, die sich vor dem Maler auszogen für zehn Francs die Stunde.

Wie die Flaschen sich leerten, wurde das Gespräch dieser Pagoden immer öder, und Rocdiane stieg nach dem Kaffee in seinen Indiskretionen tiefer und tiefer hinab, und vergaß die Damen der Gesellschaft, um einfach Halbweibdamen zu feiern.

— Paris, sagte er, ein Glas Rummel in der Hand, ist die einzige Stadt, wo ein Mann nicht alt wird, die einzige Stadt, wo er mit fünfzig Jahren, wenigstens wenn er noch kräftig ist und sich gut erhalten hat, immer so ein Ding von achtzehn Jahren finden wird, hübsch wie ein Engel, das ihn liebt.

Rocdiane der sich nach dem Biqueur mit Landa fand, stimmte ihm begeistert zu und zählte die kleinen Mädchen auf, die ihn täglich noch anbeteten.

Aber Liverdy, der skeptischer war und behauptete, genau zu wissen, was die Frauen wert sind, erwiderte:

— Ja, das sagen sie so, sie beten Sie an!

Landa antwortete:

— Bitte mein Lieber, sie beweisen es mir!

— Na, diese Beweise zählen nicht!

— Sie genügen mir!

Rocdiane schrie:

— Aber verflucht nochmal, sie glauben es wirklich. Meinen Sie denn, daß so eine hübsche kleine Krabbe von zwanzig Jahren, die sich seit fünf oder sechs Jahren in Paris herumtreibt, die alle unsere Schnurrbärte küssen gelehrt haben und der sie den Geschmack am Küssen verdorben haben, daß die noch einen Mann von dreißig von einem von sechzig Jahren unterscheiden kann? Was denken Sie denn, sie hat viel zu viel erlebt und kennen gelernt. Hören Sie mal, ich möchte doch wetten, daß sie im Grunde ihres Herzens wirklich einen alten Vanquier lieber hat, als einen jungen Bummel. Weiß sie denn irgend was, denkt sie darüber nach, haben die Männer hier überhaupt ein Alter? O, mein Lieber, wir werden alle jünger, wenn wir graue Haare bekommen, und je weißköpfiger wir werden, desto mehr sagt man uns, daß man uns liebt, desto mehr zeigt man es uns und desto mehr glaubt man es.

Sie standen von Tisch auf, durch den Alkohol erregt, bereit, sofort auf Eroberungen auszugehen, und begannen darüber zu beraten, wie sie ihren Abend unterbringen sollten. Bertin schlug den Cirkus vor, Rocdiane das Hippodrom, Maldant das Edentheater, und Landa die Folies-Bergère. Da schlug der Ton von Violinen, die man stimmte, leise und fern an ihr Ohr.

— Sieh mal an, ist denn heute Musik im Klub? fragte Rocdiane.

— Ja, antwortete Bertin, wir wollen doch noch zehn Minuten hingehen, ehe wir ausbrechen.

— Gehen wir!

Sie durchschritten einen Salon, das Billardzimmer, und dann kamen sie zu einer Art Loge über der Musik. Vier Herren saßen dort in Lehnstühlen und warteten andächtig, während unten, mitten in einer Reihe leerer Stühle ein Duzend anderer standen oder saßen und schwatzten.

Der Kapellmeister schlug mit seinem Violinbogen aufs Pult. Man begann. Olivier Bertin liebte Musik über alles, wie man Opium liebt. Sie brachte ihm Träume.

Sobald die Tonflut sein Ohr traf, kam etwas wie eine nervöse Trunkenheit über ihn, sodaß Körper und Geist wie geladen waren von Elektrizität. Durch die Melodien getragen ging seine Einbildungskraft mit ihm durch. In süßen Träumen, die Augen geschlossen, die Beine übereinander geschlagen, die Arme herabhängend lassend, hörte er den Tönen zu und sah die Dinge vor seinem geistigen Auge.

Das Orchester spielte eine Haydnsche Symphonie, und als der Maler die Augen schloß, sah er in der Fantasie das Bois de Boulogne wieder, die Wagenmenge um ihn herum, und ihm gegenüber im Landaue die Gräfin und ihre Tochter. Er hörte ihre Stimmen, ihre Worte, fühlte wie der Wagen sich bewegte, und atmete die nach Blättern duftende Luft ein.

Dreimal, als der Nachbar ihn anredete, verschwand die Vision, und tauchte dreimal wieder auf, wie man nach einer Seefahrt das Schwanken des Schiffes fühlt, wenn man an Land zu Bett gegangen ist. Dann flog sein Traum weiter und wurde zu einer langen Reise mit den beiden Frauen, die immer vor ihm sitzen blieben, sei es in der Eisenbahn, sei es bei Tisch im fremden Hotel. Sie begleiteten ihn so während

des ganzen Musikstücks, als hätte sich während jener Fahrt im hellen Sonnenlicht das Bild ihrer Züge tief in seine Augen gegraben.

Stillschweigen, dann das Geräusch von rückenden Stühlen und von Stimmen weckte ihn aus seinen Träumen, und er sah seine vier Freunde in den Lehnstühlen an seiner Seite, in einer Stellung, als lauschten sie aufmerksam, — eingeschlafen.

Er weckte sie und fragte: — Na, was wollen wir nun anfangen?

— Ich, meinte Rocdiane offen, möchte hier noch ein bißchen schlafen.

— Ich auch, antwortete Landa.

Bertin erhob sich:

— Schön, ich gehe nach Haus, ich fühle mich etwas abgespannt.

Er fühlte sich im Gegenteile sehr angeregt, aber er wünschte fortzugehen, weil er sich vor dem üblichen Schlusse des Abends am Baccaratstisch fürchtete.

Er lehrte also heim, und am andern Morgen, nach einer nervösen Nacht, einer jener Nächte, die den Künstler in jenen Zustand geistiger Regsamkeit versetzen, den man Inspiration nennt, entschloß er sich, nicht auszugehen und bis zum Abend zu arbeiten. Der Tag war besonders fruchtbar, jene Stunden leichter Produktion, wo der Gedanke geradezu in die Hand herab zu steigen und sich von selbst auf die Leinwand zu bannen scheint.

Bei geschlossenen Thüren, von der Welt abgeschieden, in der Stille des Hauses, das für jeden Besuch verrammelt war, im trauten Frieden des Ateliers kostete er mit leuchtenden Augen, fieberhaft erregt, thätig, jenes tiefe Glück, das nur der Künstler kennt: ein Werk zur Welt zu bringen.

Es gab nichts mehr für ihn, während dieser Stunden der Arbeit, nichts Anderes mehr, als die

Leinwand, auf der, unter der schmeichelnden Berührung des Pinsels, ein Bild entstand, und er spürte in diesen Stunden der Fruchtbarkeit die seltsame köstliche Offenbarung in sich vom ganzen Reichtum und der Größe des Lebens. Am Abend war er todmüde, wie nach einer gesunden Bewegung, und legte sich, mit dem angenehmen Gedanken an das Frühstück am andern Morgen, schlafen.

Die Tafel war mit Blumen gedeckt und ein ausgezeichnetes Menu für die Gräfin Guilleroy ausgesucht, da sie eine Feinschmeckerin war. Nach zweifeltem, aber kurzem Widerstande zwang der Maler seine Gäste sogar, Champagner zu trinken.

— Die Kleine wird beschwippst sein, sagte die Gräfin.

Die nachsichtige Herzogin antwortete:

— Mein Gott, man muß es doch mal zum ersten Mal sein!

Als sie in das Atelier zurückkehrten, waren sie alle gut aufgelegt, in jener Heiterkeit, die einen leicht macht, als wären die Füße beschwingt.

Die Herzogin und die Gräfin, die eine Komiteesitzung des vaterländischen Frauenvereins hatten, mußten das junge Mädchen, ehe sie dorthin gingen, nach Hause bringen. Aber Bertin erbot sich, zu Fuß mit ihr nach Hause zu gehen über den Boulevard Malesherbes. Und sie gingen zusammen fort.

— Wir wollen den längsten Weg nehmen!

— Willst Du ein bißchen durch den Park Monceau bummeln? Es ist reizend dort, wir wollen ein bißchen die kleinen Kinder und Ammen an-
gucken.

— Gut, mir ist es sehr recht!

Ueber die Avenue Velasquez traten sie durch das vergoldete Monumental-Gitter ein, das diesem lieblichen eleganten Park, der mitten in Paris, von

Palästen umgeben, wie eine grüne Schmuckinsel da-
liegt, als Zierde und Eingang dient.

Längs der breiten Hauptwege, die durch die Ge-
büsche und Rasenplätze im Bogen hinzogen, saßen eine
Menge Damen und Herren auf eisernen Stühlen, um die
Vorübergehenden zu betrachten, während sich auf den
kleinen schattigen Wegen, die sich wie Bächlein schlängel-
ten, eine ganze Herde Kinder herumtummelte, im
Sande spielte, lief, über das Seil sprang, von den
Blickern der Ammen oder den noch besorgteren der
Mütter bewacht.

Die weiten üppigen Rasenplätze waren von
mächtigen Bäumen umgeben, wie von Monumenten
aus Blätterwerk, von riesigen Kastanienbäumen, deren
dunkles Laub von roten oder weißen Blütenkerzen
unterbrochen war, von vornehmen Sykomoren, deko-
rativen Platanen mit ihren gewundenen Stämmen.
Es war warm, die Turteltauben gurrten in den
Blättern und flogen von einem Baume zum andern,
während die Spazierer sich von dem Regenbogen ab-
hoben, den die leuchtende Sonne in den Wasser-
stäubchen bildete, die über den Rasen von den Spreng-
apparaten hinsprühten. Die weißen Bildsäulen auf
ihren Postamenten sahen glücklich aus in dem frischen
Grün. Ein Marmorhabe zieht einen Dorn aus dem
Fuß, wie wenn er ihn sich vorhin eingetreten, als er
die Diana verfolgt, die dort drüben nach dem kleinen
See zu flüchtet, der in dem Gebüsch eingebettet liegt,
wo sich eine Tempelruine erhebt.

Anderer Bildsäulen halten sich umschlungen, zärt-
lich und kalt zugleich, oder träumen, die Hände über
die Kniee gefaltet. Ein Wasserfall schäumt über
hübsche Felsen herab; an einem, wie eine Säule ge-
borstener Baumstumpf schlingt sich Epheu empor;
auf einem Grabmal steht eine Inschrift. Die steinernen
Standbilder auf dem Rasen erinnern so wenig an

die Akropolis wie dieser kleine, elegante Park an einen Urwald.

Hier ist der reizend hergerichtete Platz, wo die Stadtmenschen die in Gewächshäusern aufgezogenen Blumen betrachten und bewundern wollen, wie man im Theater ein Bild des Lebens bestaunt.

Olivier Bertin kam seit Jahren fast täglich an diesen Ort, den er besonders liebte, um hier die Pariserinnen in ihrem echten Rahmen zu sehen.

— Der Park ist wie gemacht für Toilette, pflegte er zu sagen, hier würden schlecht angezogene Leute Entsetzen erregen.

Stundenlang bummelte er hier herum. Er kannte alle Pflanzen und alle regelmäßigen Besucher.

Er ging neben Annchen die Wege hinab, zerstreut, weil er auf das wogende Getriebe im Garten blickte.

— O, das Engelnchen! rief da Annchen.

Sie betrachtete einen kleinen blonden Jungen mit langen Locken, der sie mit seinen blauen Augen erstaunt, glücklich lächelnd ansah. Dann besah sie sich alle Kinder der Reihe nach, und weil sie sich freute, diese verhätschelten lebenden Püppchen zu sehen, ward sie schwachhaft und mittheilsam.

Sie machte kleine Schritte und teilte Bertin ihre Beobachtungen mit über die Kinder, über die Ammen und über die Mütter. Die dicken runden Kleinen begrüßte sie mit lautem Freudenschrei, über bleiche Kinder war sie traurig.

Er hörte ihr zu, und sie machte ihm mehr Spaß, wie die Kinder. Und in Gedanken an seine Malerei, murmelte er: „Ganz reizend“, und dachte, was es für ein hübsches Bild geben würde, so ein Stückchen Park mit einer Handvoll Ammen, Müttern und Kindern. Wie war er nur nicht früher darauf gekommen?

— Hast Du die kleinen Würmer gern? fragte er.

— O, ich liebe sie! —

Wie er Annschen die Kinder betrachten sah, fühlte er, daß sie die Lust anwandelte, sie auf den Arm zu nehmen, sie zu küssen, mit ihnen zu spielen, das deutliche zärtliche Gefühl der künftigen Mutter, und er wunderte sich über den geheimen Instinkt, der in dieser Mädchenknospe steckte.

Da sie in der Laune war, sich zu unterhalten, befragte er sie über ihre Hoffnungen. Sie gestand ihm, und zwar mit naiver Offenheit, daß sie auf Erfolg in der Gesellschaft hoffe, sagte, daß sie gern schöne Pferde hätte und auch etwas davon verstünde, denn die Pferdezucht umfaßte einen Teil des landwirtschaftlichen Betriebes von Roncières, und wegen eines etwaigen Verlobten machte sie sich nicht mehr Sorgen als um eine Mietwohnung, die man doch bei der großen Menge leerstehender Wohnungen leicht finden würde.

Sie kamen an den See, auf dem zwei Schwäne und sechs Enten leise hinglitten, unbeweglich, weiß, wie Vögel aus Porzellan. Dann kamen sie an einer jungen Frau vorüber, die, ein offenes Buch auf den Knien, auf einem Stuhle saß, vor sich hin in die Weite blickend, ganz in Träumen verloren.

Sie bewegte sich nicht mehr, als eine Wachsfigur. Häßlich, einfach, bescheiden gekleidet wie jemand, dem nicht daran liegt, zu gefallen, vielleicht eine Erzieherin, saß sie in Sinnen versunken da. Ein Satz, irgend ein Wort, hatte sie wohl betroffen, daß Herz und Gedanken davon gefangen waren. Je nach dem, was sie vom Leben hoffte und begehrte, mochte sie vielleicht die Geschichte, die sie las, in Gedanken fortspinnen.

Erstaunt blieb Bertin stehen.

— Es ist schön so zu träumen, sagte er.

Sie waren an ihr vorübergekommen, drehten

noch einmal um und kamen zum zweiten Mal vorbei, ohne daß sie es merkte, so war sie in Gedanken.

Der Maler sagte zu Annschen:

— Sag' mal, Kleine, wäre es Dir sehr unangenehm, mir ein oder zweimal Modell zu stehen?

— Aber nein, im Gegenteil.

— Sieh' Dir mal die Dame hier an, wie sie da träumend sitzt.

— Die da auf dem Stuhl?

— Ja. Siehst Du, genau so mußt Du Dich auch auf einen Stuhl setzen, dann nimmst Du ein offenes Buch auf den Schoß und mußt sehen, daß Du genau die Haltung annimmst wie die. Hast Du denn schon mal mit offenen Augen geträumt?

— O, gewiß.

— Wovon denn?

Und er versuchte, sie zum beichten zu bringen über ihre Träumereien. Aber sie wollte nicht antworten, umging seine Fragen, sah zu, wie Enten nach den Brotkrumen schwammen, die ihnen eine Dame zuwarf, und schien sich geniert zu fühlen, als hätte er irgend einen empfindlichen Punkt bei ihr getroffen.

Dann erzählte sie, um das Gespräch zu wechseln, von ihrem Leben in Roncières, sprach von ihrer Großmutter, der sie täglich Stunden lang laut vorlesen mußte und die nun wohl recht einsam und traurig sein mochte.

Der Maler hörte ihr zu und fühlte sich dabei frisch wie ein Vogel, heiter, wie er es nie gewesen. Alles was sie ihm da erzählte, alle die flüchtigen, gleichgiltigen Kleinigkeiten dieses einfachen Mädchens, das sich interessierte ihn und machten ihm Spaß.

— Wollen wir uns nicht ein bißchen setzen, fragte er.

Sie setzten sich nah ans Wasser, und die beiden Schwäne schwammen herbei, in der Hoffnung, Futter zu bekommen.

Bertin kamen allerlei Erinnerungen, Erinnerungen an Dinge, die man längst vergessen, die aber plötzlich wieder auftauchen, man weiß eigentlich nicht warum. Jäh erschienen sie, aller Art, so zahlreich und auf einmal, daß es ihm war, als hätte eine Hand in seine Vergangenheit gegriffen.

Er suchte sich zusammen zu reimen, woher diese Erinnerungen an seine Vergangenheit kämen, die schon mehrmals, allerdings nicht so deutlich wie heute, in ihm aufgetaucht. Irgend einen Grund zu diesem plötzlichen Erscheinen gab es immer, ein einfacher tatsächlicher Grund, ein Geruch, oft ein Parfüm; wie oft war es ihm nicht geschehen, daß ihm durch den Luftzug eines vorüberauschenden Kleides, der ihm einen bestimmten Duft zugetragen, eine ganze Geschichte wieder lebendig geworden. Aus dem Duft alter Toilettenflaschen waren ihm oft ganze Strecken seines Lebens wieder zur Erinnerung gekommen, und alle Düfte und Gerüche der Straße, der Felder, der Häuser, der Möbel, ob gut ob schlecht; die warmen Düfte der Sommerabende, der kalte Luftzug der Winternacht, alles erregte in ihm ferne Erinnerungen, als ob diese Düfte Dinge der Vergangenheit, die längst gestorben, umschlossen hielten, wie die aromatischen Essenzen, die zur Erhaltung der Mummien dienen.

War es das nasse Gras oder der Geruch der Kastanienbäume, die ihm die Vergangenheit so wieder zu Sinnen führte? Nein. Also was? Verdankte er diese Frische heute seinem Auge? Was hatte er gesehen? Nichts. — Vielleicht ähnelte irgend jemand, dem er heute begegnet, einem Gesicht von früher und, ohne daß er es selbst gewahr geworden, klangen nun in seiner Seele Glocken von einst.

War es nicht vielleicht mehr ein Ton? Manchmal hatte ihn der Klang eines Klaviers, den er zu-

fällig gehört, eine unbekannte Stimme, sogar eine Drehorgel, die irgendwo auf einem Plaze ein altes Lied spielte, um zwanzig Jahr verjüngt und ihm das Herz geweitet in Erinnerung der Vergangenheit.

Aber unausgesetzt, nicht zu fassen, ging das weiter, so daß es ihn beinahe erregte. Was war um ihn, bei ihm, das längst vergangene Gefühle so neu belebte?

— Es ist etwas frisch, sagte er, wir wollen weiter gehen.

Sie standen auf und setzten den Spaziergang fort. Auf den Bänken sah er die armen Leute sitzen, für die die Stuhlmiete eine zu große Ausgabe bedeutet.

Jetzt bemerkte sie Annchen auch, beunruhigte sich über ihr Schicksal und ihre Beschäftigung, und wunderte sich, daß Leute in so reduzierten Verhältnissen hierher in diesen schönen öffentlichen Garten kamen, um zu faullenzen.

Und stärker noch als vorhin kamen Olivier verunkelte Jahre ins Gedächtnis. Es war ihm, als sumnte eine Fliege an seinem Ohr und trüge ihm unbestimmte Erinnerungen vergangener Tage wieder in den Sinn.

Da das junge Mädchen ihn träumen sah, fragte sie:

— Was haben Sie denn, Sie scheinen traurig zu sein?

Und er schrak zusammen bis tief ins Herz hinein. Wer hatte das gesagt, sie oder ihre Mutter? Nein, ihre Mutter nicht, mit der Stimme wie sie jetzt sprach, aber so wie sie früher gesprochen. Mit der Stimme, die sich so verändert, daß er sie erst jetzt wieder erkennt.

Er antwortete lächelnd:

— Ich habe nichts, Du amüsiert mich riesig, Du bist sehr nett, Du erinnerst mich an Deine Mutter.

Wie war es nur möglich, daß er nicht schneller den Widerhall der ihm einst so gewohnten Stimme herausgefunden, die nun aus einem anderen Munde kam.

— Erzähle mir noch etwas, sagte er.

— Was?

— Was hast Du denn bei Deinen Gouvernanten gelernt, mochtest Du sie gern?

Sie begann wieder zu schwagen, und er hörte ihr in steigender Bewegung zu. Er wartete, er spähte unter diesen Worten des jungen Mädchens, das seinem Herzen fast fremd war, nach einem Wort, einem Ton, einem Lächeln, das noch von der Jugend der Mutter her aus ihr klänge. Bei manchen Betonungen suchte er förmlich zusammen. Gewiß war ihre Rede-weise zum Teil so verschieden, daß er die Ähnlichkeiten nicht gleich bemerkt, aber ebenso gut konnte er manchmal die beiden garnicht auseinander halten. Aber diese Verschiedenheiten machten die plötzliche Erinnerung an die Sprache der Mutter nur noch lebendiger. Bis dahin hatte er mit freundschaftlichem, neugierigem Auge die Ähnlichkeit in den Zügen festgestellt. Aber jetzt warf ihm das Wunder dieser wiedererstandenen Stimme so alles durch einander, daß er sich manchmal fragte, wenn er den Kopf abwendete, um das junge Mädchen nicht mehr zu sehen, ob denn nicht die Gräfin mit ihm sprach, wie sie vor zwölf Jahren gesprochen.

Wie er dann ganz gepackt von dieser Erscheinung sich zu ihr wendete, fand er in ihrem Blick etwas von dem Zauber wieder, den in der ersten Zeit ihrer Liebe das Auge der Mutter auf ihn geübt.

Drei Mal waren sie schon um den Park herum gegangen, immer an denselben Leuten, denselben Annen, denselben Kindern vorüber.

Jetzt betrachtete Annchen die Häuser, die um den Garten stehen und fragte, wer dort wohnte.

Sie wollte von diesen Leuten alles wissen, fragte mit unglaublicher Neugier, als wollte sie alles in ihrem kleinen Mädchenherzen festhalten. Mit den Augen schien sie ebenso zuzuhören wie mit den Ohren.

Aber als sie an den Pavillon kamen, der die beiden Thüren trennt, die auf den äußeren Boulevard führen, merkte Bertin, das es bald vier Uhr war.

— O, sagte er, wir müssen bald nach Haus.

Und langsam schlenderten sie zum Boulevard Malesherbes.

Der Maler ging, nachdem er das junge Mädchen verlassen, zum Concordienplatz, um auf dem anderen Seineufer einen Besuch zu machen.

Er trällerte vor sich hin, wäre am liebsten herumgesprungen, mit einem Satz über die Bänke, so jung und frisch fühlte er sich. Er fand Paris köstlich, schöner denn je und dachte: „Es ist doch wahr, der Frühling macht alle wieder jung.“

Er war in einer jener Stimmungen, wo der angeregte Geist alles lebhaft aufnimmt, wo das Auge schärfer sieht, klarer und eindrucksfähiger ist, wo man mit größerer Freude um sich blickt, und lebt, als ob eine allmächtige Hand alle Farben der Erde auffrischt, alle Bewegungen der menschlichen Wesen lebhaft gemacht und die Aufnahmefähigkeit und Thätigkeit in uns wieder angetrieben, wie eine aufgezoogene Uhr, die nahe am Stillstehen gewesen.

Er dachte, indem er sein Auge über eine Menge interessanter Motive gleiten ließ: „Man sollte es doch nicht glauben, daß es Augenblicke giebt, wo ich nicht weiß, was ich malen soll.“

Er fühlte sich so frei, so klar blickend, daß ihm seine ganze bisherige Kunst banal erschien, und er an eine neue wahrere, originellere Art dachte, das Leben wiederzugeben. Und plötzlich packte ihn die Lust heim-

zukehren, zu arbeiten, und er drehte um, sich in seinem Atelier einzuschließen.

Aber sobald er allein vor der begonnenen Leinwand stand, ebte plötzlich das noch eben stürmende Blut zurück, er fühlte sich müde, setzte sich auf den Divan und begann zu träumen.

Die glückliche Gleichgiltigkeit, in der er lebte, jene Sorglosigkeit des Mannes, dessen Bedürfnisse beinahe alle befriedigt sind, schwand langsam aus seinem Herzen, als fehlte ihm etwas. Er fühlte sein Haus leer, sein großes Atelier öde, und wie er um sich blickte, war es ihm, als erschiene der Schatten einer Frau, deren Gegenwart ihm angenehm war. Längst schon hatte er die Ungeduld des Liebhabers vergessen, der die Rückkehr der Geliebten erwartet, und nun plötzlich fühlte er ihr Fernsein und wünschte sie herbei mit der Glut eines Jünglings.

Es stimmte ihn weich, wenn er daran dachte, wie sie sich geliebt hatten, und in diesem weiten Raum, in den sie so oft gekommen, fühlte er unendliche Erinnerungen an sie austauschen, Erinnerungen an ihre Worte, ihre Bewegungen, ihre Küsse. Er dachte wieder an gewisse Tage, an einzelne Stunden, besondere Augenblicke und fühlte sich umweht vom Hauche einstiger Zärtlichkeiten.

Er erhob sich. Er konnte nicht mehr sitzen bleiben, ging auf und ab und dachte daran, daß er trotz dieses Verhältnisses, das sein Leben ausgefüllt, doch recht einsam, recht allein geblieben war. Wenn er nach langen Stunden der Arbeit um sich blickte, noch ganz benommen, wie einer, der zur Wirklichkeit erwacht, sah und fühlte er um sich herum nur Mauern, die seine Hand berührte, an denen seine Stimme widerhallte. Da er keine Frau im Haus hatte und nur heimlich wie ein Dieb die sehen konnte, die er liebte, hatte er seine Mußestunden an allen möglichen

öffentlichen Orten zubringen müssen, wo man die Zeit totschlagen kann. Er war gewohnt, in den Klub zu gehen, in den Zirkus, ins Hippodrom, in Gesellschaften, in die Oper, überall hin, um nicht daheim sein zu müssen, wo er doch so gern geblieben wäre, wenn er mit ihr hätte leben dürfen.

Früher hatte er unsäglich in gewissen sehnsuchtsvollen Stunden darunter gelitten, sie nicht mit sich nehmen und bei sich behalten zu dürfen. Als seine Blut nachließ, hatte er sich in diese Trennung und sein Alleinsein gefunden. Jetzt kam wieder die Sehnsucht über ihn, als finge er von neuem an, sie zu lieben.

Diese Rückkehr von Härlichkeit überkam ihn so plötzlich, beinah ohne Grund, weil die Sonne schien und vielleicht, weil er vorhin die verjüngte Stimme dieser Frau wiedergehört. Wie wenig braucht es, um das Herz eines Mannes zu bewegen, eines alternden Mannes, bei dem die Erinnerung zum Bedauern wird.

Wie früher kam ihm das Bedürfnis, sie wiederzusehen, und ging ihm in Geist und Fleisch über wie ein Fieber. Er begann an sie zu denken, in der Art junger Verliebter, ihr Bild in seinem Herzen idealisierend und sich daran begeisternd, um den Wunsch nach ihr zu erhöhen. Dann entschloß er sich, obgleich er sie erst am Morgen gesehen, am Abend noch zu ihr zum Thee zu gehen.

Die Stunden verstrichen ihm langsam, und als er ausging, den Boulevard Malesherbes hinter, überkam ihn plötzlich die Angst, sie nicht zu Hause zu finden und genötigt zu sein, auch diesen Abend allein zuzubringen, wie er es doch so oft gethan.

Auf seine Frage: „Ist Frau Gräfin zu Haus?“ antwortete der Diener: „Jawohl!“ Und Glückseligkeit strömte in sein Herz. Er sagte strahlend, als er auf der Schwelle des kleinen Salons erschien, wo

die beiden Damen beim Schein einer auf hohem, schmalen Stiel ruhenden Doppellampe aus Britanniasilber arbeiteten:

— Da bin ich wieder.

Die Gräfin rief:

— Nein, Sie, das ist aber nett.

— Ja, ich fühlte mich so einsam, daß ich gekommen bin.

— Das ist wirklich nett.

— Erwarten Sie jemand?

— Nein . . . vielleicht . . . ich weiß das nie.

Er hatte sich gesetzt und sah mit verächtlichem Ausdruck die Arbeit aus dicker Wolle an, die sie mit langen Holzsnadeln häkelten.

Er fragte:

— Was wird denn das?

— Decken.

— Für Arme?

— Ja, allerdings.

— Das ist sehr häßlich.

— Aber sehr warm.

— Schon möglich, aber sehr häßlich. Vor allen Dingen in einem Zimmer im Stile Ludwig XV., wo alles dem Auge wohlthut. Sie sollten, wenn nicht für die Armen, so doch wenigstens für Ihre Freunde, Ihre Handarbeiten wirklich etwas eleganter machen.

— Nein, die Männer, — sagte sie und zuckte die Achseln. — Aber solche Decken sind jetzt überall Mode.

— Ich weiß. Ich weiß es nur zu gut. Man kann jetzt abends zu niemand mehr kommen, ohne daß auf den reizendsten Toiletten, auf den hübschesten Möbeln diese fürchterliche graue Wollgeschichte liegt. Dieses Frühjahr ist die Wohlthätigkeit recht geschmacklos.

Die Gräfin wollte sehen, ob er recht hätte, und

breitete ihre Arbeit auf einen seidenüberzogenen Stuhl an ihrer Seite. Dann sagte sie gleichgiltig:

— Ja, es ist allerdings scheußlich.

Und sie begann wieder zu arbeiten. Auf die beiden Köpfe, die unter den beiden Lampen sich auf die Arbeit niederbeugten, fiel über das Haar ein rosa Schein, der weiter glitt auf die Gesichter, auf die Kleider und die sich bewegenden Hände. Und sie blickten auf ihre Arbeit mit jener flüchtigen, fortgesetzten Aufmerksamkeit der Frauen, die daran gewöhnt sind ihre Hände zu beschäftigen, ohne daß die Gedanken bei der Arbeit sind.

In den vier Ecken des Zimmers standen noch vier Lampen aus chinesischem Porzellan auf alten vergoldeten Holzsäulen und strahlten auf die Wände ein gleichmäßiges mildes Licht, das durch Spitzenschirme gedämpft war, die man über die Lampenglocken gehängt.

Bertin rückte einen niedrigen, winzigen Sessel heran, auf dem er kaum Platz hatte, den er aber immer bevorzugte, um mit der Gräfin zu schwätzen, indem er so fast zu ihren Füßen saß.

Sie sagte zu ihm:

— Sie haben vorhin mit Munchen einen langen Spaziergang im Park Monceau gemacht.

— Ja, wir haben geschwätzt wie alte Freunde. Ich habe Ihr Töchterchen sehr gern, sie gleicht Ihnen sehr. Wenn sie gewisse Worte ausspricht, könnte man denken, Sie hätten Ihre Stimme in ihrer Kehle gelassen.

— Das hat mir mein Mann schon häufig gesagt.

Er sah zu, wie sie arbeiteten, vom klaren Licht der Lampen überflutet, und der Gedanke, der ihn so oft quälte, der ihn noch heute gepeinigt, der Gedanke an sein totes, ödes, einsames, kaltes Haus, das bei jedem Wetter so war, wie warm auch das

Feuer im Kamin brannte, that ihm so weh, als fühlte er zum ersten Mal recht seine Einsamkeit.

Ach wie gern wäre er der Gatte dieser Frau gewesen und nicht ihr Liebhaber. Früher hatte er sie einmal entführen wollen, sie diesem Mann nehmen, sie ihm einfach stehlen. Heute beneidete er den betrogenen Ehemann, der bis an sein Lebensende an ihrer Seite im gemütlichen Hause warm saß, und als er sie anblickte, fühlte er wieder tausend Erinnerungen an früher in seinem Herzen aufsteigen, über die er gern mit ihr gesprochen hätte. Er liebte sie wirklich noch, mehr sogar, viel mehr heute, als seit langer Zeit, und das Bedürfnis, ihr von dieser Verjüngung, über die sie sich ja so freuen würde, zu erzählen, flößte ihm den Wunsch ein, sie möchte das junge Mädchen so schnell wie möglich zu Bett schicken.

Von der Sehnsucht ergriffen, mit ihr allein zu sein, sich ihr zu nähern, seinen Kopf auf ihren Schoß zu legen, ihre Hände zu nehmen, denen die Decke für die Armen, die Häkelnadeln und das Wollknäuel, das dann am langen Faden unter einen Stuhl rollen würde entglitten, sah er nach der Uhr, sprach kaum mehr und fand es wirklich nicht recht, Backfische daran zu gewöhnen, den Abend mit den Erwachsenen zuzubringen.

In der Stille des anstoßenden Salons klangen Schritte, und der Diener meldete:

— Herr von Musadien.

Olivier Bertin war wütend, und als er dem Inspektor der schönen Künste die Hand drückte, hatte er Lust, ihn beim Kragen zu nehmen und hinaus zu werfen.

Musadien brachte eine Menge Neuigkeiten. Das Ministerium war erschüttert, und man flüsterte von einem Skandal, in den der Marquis Rocdiane verwickelt sei. Mit einem Blick auf das junge Mädchen sagte er:

— Ich werde es später erzählen.

Die Gräfin blickte auf die Kaminuhr und sah, daß es gleich zehn schlagen würde.

— Es ist Zeit, zu Bett zu gehen, mein Kind, sagte sie zu ihrer Tochter.

Annchen legte ohne zu antworten ihre Arbeit zusammen, wickelte die Wolle auf, küßte ihre Mutter auf die Wangen, gab den beiden Herren die Hand und ging schnell davon, als schwebte sie durch die Luft ohne sie zu bewegen.

Als sie fort war, fragte die Gräfin:

— Nun, was ist das für ein Skandal?

Es wurde behauptet, daß der Marquis Rocdiane, der sich gütlich von seiner Frau getrennt, die ihm eine Rente zahlen mußte, welche er jedoch ungenügend fand, ein allerdings sehr eigentümliches Mittel gefunden hatte, um seine Einkünfte zu verdoppeln. Die Marquise, die er hatte beobachten lassen, war in **flagranti** ertappt und mußte mit Erhöhung der Rente ihres Mannes die Unterdrückung eines Prozesses erkaufen.

Die Gräfin hörte neugierig zu, die Hand mit ihrer Arbeit unbeweglich auf dem Schoß.

Bertin war, seitdem das junge Mädchen fortgegangen, außer sich über die Anwesenheit von Musadieu und erklärte nun mit der Enttäuschung eines Mannes, der die Sache kennt, aber von dieser Verleumdung hat keine Notiz nehmen wollen, daß wäre eine ekelhafte Lüge, eine jener widerlichen Redereien, die ein Herr aus guter Gesellschaft gar nicht wiederholen dürfe. Er lehnte jetzt am Kamin und ereiferte sich mit nervösen Bewegungen, wie einer, der diese Geschichte zu seiner persönlichen Sache machen will.

Rocdiane war sein Freund, und wenn man ihm vielleicht auch manchmal etwas Leichtsinns vorwerfen konnte, so war ihm doch ernstlich nichts Ehrenrühriges

nachzusagen. Musadieu war erstaunt, verlegen, verteidigte sich, zog seine Äußerungen zurück und entschuldigte sich.

— Erlauben Sie, ich habe die Geschichte soeben bei der Herzogin Mortemain gehört.

Bertin fragte:

— Wer hat Ihnen das erzählt? Sicher eine Dame.

— Bitte, durchaus nicht, der Marquis Farandal. Und der Maler antwortete:

— Das wundert mich von dem weiter nicht.

Es trat Schweigen ein. Die Gräfin begann wieder zu arbeiten. Dann sagte Olivier in ruhigerem Ton:

— Ich weiß bestimmt, daß das Gerücht falsch ist.

Er wußte gar nichts, denn er hatte zum ersten Mal von der Sache gehört.

Musadieu suchte seinen Rückzug zu decken, er fand die Lage unangenehm und sprach schon davon, daß er gehen müsse, den Corbelles noch einen Besuch zu machen, als Graf Guilleroy erschien, der in der Stadt gegessen hatte.

Bertin setzte sich, ganz geschlagen, da er nicht hoffen konnte, auch den Ehemann los zu werden.

— Haben Sie schon von dem Skandal gehört, sagte der Graf, der heute abend erzählt wird?

Da niemand antwortete, fuhr er fort:

— Rocdiane scheint seine Frau abgefaßt zu haben, und das muß sie nun teuer bezahlen.

Da wiederholte Bertin mit verzweifelter Miene, in traurigem Ton und Ausdruck, indem er bittend eine Hand auf des Grafen Knie legte, in freundschaftlich milden Worten dasselbe, was er vorhin Musadieu ins Gesicht geschleudert.

Und der Graf, der sich halb überzeugen ließ, und sich ärgerte, daß er eine unverbürgte, vielleicht kompro-

mittierende Sache leichtfertig weitererzählt, erklärte, er wisse gar nichts und sei ganz unschuldig. Es würde ja so viel Falsches und Böses geklatscht.

Plötzlich waren nun alle darüber einig, daß es geradezu traurig ist, mit welcher Leichtfertigkeit man anklagt, Verdacht erweckt und verleundet. Und fünf Minuten lang schienen sie alle vier überzeugt zu sein, daß alles, was so geflüstert wird, erlogen ist, daß die Frauen niemals die Liebhaber wirklich haben, die man ihnen nachsagt, daß die Männer niemals die Gemeinheiten begehen, die man ihnen zuschreibt, und daß die Oberflüche im Leben viel schlechter scheint, als es darunter wirklich ist.

Bertin, der gegen Masadieu, seitdem Guilleroy gekommen war, nichts mehr einzuwenden hatte, sagte ihm Artigkeiten, redete von den Dingen, die er gern hatte, und der Graf schien zufrieden wie jemand, der überall Frieden und Eintracht um sich verbreitet.

Zwei Diener traten lautlos ein und brachten den Theetisch, auf dem in einem glänzenden hübschen Kessel das kochende Wasser über der blauen Flamme einer Spirituslampe brodelte.

Die Gräfin stand auf und bereitete das heiße Getränk mit jener Peinlichkeit und Sorgfalt, wie wir sie von den Russen gelernt haben, brachte Masadieu und dann Bertin eine Tasse und kam darauf noch einmal mit ein paar Tellern, auf denen Sandwiches mit Gänseleberpastete und verschiedenes österreichisches und englisches Backwerk lag.

Der Graf war an den Dreh-Tisch getreten, auf dem Fruchtsäfte, Liköre und Gläser standen, bereitete sich einen Grog, und glitt dann leise in den anstoßenden Raum und verschwand.

Nun befand sich Bertin wieder mit Masadieu und der Gräfin allein und wieder überkam ihn plötzlich der Wunsch, den störenden Jengen hinaus zu be-

fördern, der Reden schwang, Anekdoten erzählte und Wiße eigener Fabrik zum besten gab. Unausgesetzt blickte der Maler zur Kamenuhr hinüber, deren langer Zeiger sich Mitternacht näherte. Die Gräfin sah seinen Blick, merkte, daß er mit ihr sprechen wollte, und mit jener Geschicklichkeit der Damen von Welt, nur durch den Ton der Stimme ein Gespräch zu wechseln und die ganze Atmosphäre des Salons zu verändern, um jemandem wortlos zu verstehen zu geben, ob er bleiben oder gehen soll, verbreitete sie allein durch ihre Haltung, durch ihr Mienenspiel, durch die gelangweilten Augen, die sie machte, sichtlich um sich eine Kälte, als ob sie eben ein Fenster geöffnet hätte.

Musadien fühlte diesen eisigen Lufthauch, der seine Ideen erstarren machte, und ohne daß er wußte warum, wandelte ihn die Luft an, aufzustehen und zu gehen.

Bertin that ans Taktgefühl daselbe. Die beiden Herren gingen zusammen durch die beiden Salons, von der Gräfin begleitet, die noch mit dem Maler sprach. An der Schwelle des Vorsaals hielt sie ihn unter irgend einem Vorwand zurück, während der Diener Musadien in den Überzieher half. Da die Gräfin noch immer weiter mit Bertin sprach, entschloß sich der Inspektor der schönen Künste, nachdem er ein paar Sekunden an der offenen Thür zur Treppe, wo ein zweiter Diener stand, gewartet hatte, allein fortzugehen, um nicht mit dem Bedienten stehen zu bleiben.

Sanft wurde die Thür hinter ihm geschlossen, und die Gräfin sagte zum Künstler:

— Aber hören Sie mal, warum gehen Sie denn so schnell, es ist noch nicht Mitternacht, bleiben Sie doch noch ein wenig.

Und siekehrten zusammen in den kleinen Salon zurück.

Sobald sie Platz genommen hatten, sagte er:
— Herrgott noch mal, war der Kerl langweilig!

— Warum denn?

— Er raubte mir etwas von Ihnen.

— Ach, nicht viel.

— Das mag sein, aber er störte mich.

— Sind Sie eifersüchtig?

— Man braucht nicht eifersüchtig zu sein, wenn man jemand lästig findet.

Er hatte sich wieder auf seinen kleinen Sessel gesetzt, nun ganz an ihrer Seite, und ließ den Stoff ihres Kleides durch seine Finger gleiten, indem er ihr sagte, welche warme Regung ihm heute das Herz erfüllt.

Sie hörte erstaunt, glücklich zu und legte leise streichelnd ihre Hand auf sein weißes Haar, als wollte sie ihm danken.

— Ich möchte so gern mit Ihnen zusammen leben.

Er dachte immer an ihren Mann, der drüben in einem der Nebenzimmer wahrscheinlich schlief, und sagte: — Eigentlich muß man verheiratet sein, wenn zwei Wesen sich ganz einen wollen.

Sie murmelte: — Armer Freund! — Voll Mitleid mit ihm und mit sich selbst. Er hatte seine Wange an das Knie der Gräfin gelehnt, blickte sie zärtlich an, etwas melancholisch, etwas schmerzlich, weniger heiß als vorhin, als er von ihr durch ihre Tochter, ihren Mann und Misfadien getrennt war.

Sie sagte lächelnd, indem immer noch ihre Finger leise über Oliviers Kopf glitten:

— Gott, sind Sie weiß geworden. Die letzten schwarzen Haare sind fort.

— Ja, leider, ich weiß es. Es geht schnell.

Sie fürchtete, ihn traurig gestimmt zu haben.

— Ach, Sie waren schon sehr zeitig grau. Ich habe Sie nie anders gekannt, wie Pfeffer und Salz.

— Ja, das ist wahr.

Um ganz zu verwischen, was sie gesagt hatte, beugte sie sich zu ihm nieder, hob seinen Kopf mit beiden Händen auf und küßte ihn langsam und zärtlich auf die Stirn mit jenen langen Küßsen, die kein Ende zu haben scheinen. Dann blickten sie sich an, im Grunde ihrer Augen den Widerschein ihrer Liebe zu lesen.

— Ich möchte so gern, sagte er, nur einmal einen ganzen Tag mit Ihnen sein.

Er hatte vorhin geglaubt, daß, wenn die Leute fortgingen, das genügen würde, um ihn zu beruhigen, und nun, wo er mit der Geliebten allein war, wo er auf der Stirn ihre warme Hand fühlte, an seiner Wange durch ihr Kleid hindurch die Wärme ihres Leibes, spürte er in sich doch dieselbe Unruhe, dieselbe unbekannte Sehnsucht.

Und er meinte nun, daß außerhalb des Hauses im tiefen Wald, wenn sie ganz allein wären, ohne irgend jemand in ihrer Nähe, diese Unruhe seiner Seele sich vielleicht beruhigen könnte.

Sie antwortete:

— Sie sind ein großes Kind. Wir sehen uns doch beinahe alle Tage.

Er flehte sie an, sie sollte es so einrichten, einmal mit ihm frühstücken zu gehen, irgendwohin in der Nähe von Paris, wie sie es in früheren Zeiten vier oder fünf Mal gethan.

Sie wunderte sich über diese Laune, die so schwer zu befriedigen war, nun wo ihre Tochter wieder zu Haus war. Sie wollte es trotzdem versuchen, sobald ihr Mann nach Roncières ging, aber das konnte nur geschehen nach Eröffnung der Kunstausstellung, die am folgenden Sonnabend stattfinden sollte.

— Und wann sehe ich Sie noch vorher? fragte er.

— Morgen abend bei den Corbelles. Und dann

kommen Sie doch Donnerstag um drei Uhr hierher, wenn Sie frei sind, und dann, glaube ich, sollen wir Freitag zusammen bei der Herzogin essen.

— Gut, sehr schön.

Er stand auf.

— Adieu.

— Adieu, mein Freund.

Er blieb stehen, konnte sich nicht entschließen zu gehen, denn er hatte keines der Worte wiedergefunden, die er ihr sagen wollte. Und tausend unausgesprochene Dinge schlummerten noch in ihm, da sagte er nochmals: „adieu“ und nahm ihre Hand.

— Adieu, mein Freund.

— Ich liebe Sie.

Sie lächelte ihn mit jenem Blick an, mit dem eine Frau einem Mann in einer Sekunde alles klar macht, was sie ihm geschenkt.

Mit zitterndem Herzen sagte er zum dritten Mal: „adieu.“

Und ging.

IV

Es war, als ob sämtliche Wagen von Paris an diesem Tag eine Pilgerfahrt zum Industriepalast unternommen hätten. Von neun Uhr morgens ab kamen sie aus allen Straßen durch die Avenuen und über die Brücken zu der Kunsthalle, wohin alles, was in Paris Künstler hieß, die Pariser Gesellschaft einlud zur Eröffnung der Ausstellung von dreitausendvierhundert Bildern.

Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich an den Thüren und ging ohne auf die Skulpturen zu achten gleich hinauf in die Säle, wo die Bilder hingen. Während man die Stufen hinaufging, blickte man schon nach den Bildern, die an den Wänden des Treppenhauses hingen, wo jene Bilder hinkommen, die entweder ein ungewöhnlich großes Format haben, oder Werke, die man nicht gewagt hat, abzulehnen. In den viereckigen Salons wogte eine lärmende, auf- und niederflutende Menge hin und her. Die Maler, die bis zum Abend die Honneurs machten, erkannte man an ihrer Geschäftigkeit, am lauten Klang ihrer Stimme, an der Sicherheit ihres Auftretens. Sie zogen hier und da ein paar Freunde am Ärmel zu Bildern, auf die sie mit der Hand und mit Ausrufen und energischer Gebärdensprache als Kenner aufmerksam machten. Alle möglichen Künstler waren da. Große, mit langem Haar, mit mächtigen grauen oder schwarzen Hüten von nicht zu beschreibender Form, breit und rund wie Dächer mit mächtigen Krenpen; andere wieder klein, beweglich, schlank oder unterseht mit wehender Kravatte in ganz eigentümlichen Künstleranzügen.

Hier waren eine Anzahl eleganter Herren, die Boulevard-Künstler nach der neuesten Mode gekleidet, dann eine andere Clique, die Akademiker, sehr korrekt, das Band der Ehrenlegion im Knopfloch, riesengroß oder winzig klein, je nach dem sie das für chic und vornehm hielten. Dann die Clique der spießbürgerlichen Maler, von ihrer ganzen Familie begleitet, die den Vater wie ein Trumphchor umgab.

Auf den vier riesigen, stoffbespannten Wänden des Ehrensaales gleich am Eingang glänzten die Bilder durch ihre Farben und das Leuchten ihrer Rahmen, durch die Frische der Farbe und des Firnis, der förmlich blendete beim grellen von oben einfallenden Licht.

Gegenüber der Thür hing das Bild des Präsidenten der Republik, während auf einer anderen Wand ein General in goldstrogender Uniform mit Federhut in roter Hose hing neben ein paar nackten Nymphen unter Weiden, und einem in Seenot befindlichen Schiff, das beinah von einer Woge verschlungen wurde. Dann fesselten ein Bischof aus früherer Zeit, der einen Barbarenkönig exkommuniziert, eine orientalische Straße voll Toter, Opfer der Pest, und der Schatten Dantes in der Hölle den Blick und nahmen ihn unwiderstehlich gefangen.

In dem Riesenraum erblickte man noch eine Kavallerieattaque, eine Schützenkette im Walde, Kühe auf der Weide, zwei große Herren aus dem vergangenen Jahrhundert, die sich an einer Straßenecke duellierten, eine Verrückte auf einem Prellstein sitzend, einen Priester, einem Sterbenden die letzte Ölung reichend, Erntearbeiter, Flußstimmungen, einen Sonnenuntergang, ein Mondscheinbild, genug, Proben von allem, was gemalt wird, von allem, was die Maler malen und malen werden bis zum letzten Tage der Welt.

Olivier befand sich unter einer Anzahl berühmter Kollegen, Mitglieder der Akademie und der Jury, und tauschte mit ihnen seine Ansichten aus. Er fühlte sich unbehaglich, er empfand eine gewisse Unruhe über das Bild, das er ausgestellt, das, wie er meinte, trotz der Glückwünsche von allen Seiten, keinen rechten Erfolg hatte.

Die Herzogin Mortemain erschien am Eingang, und er ging ihr entgegen.

Sie fragte:

- Ist die Gräfin gekommen?
- Ich habe sie nicht gesehen.
- Und Herr von Musadiou?
- Auch nicht.

— Er hatte mir versprochen, um zehn Uhr an der Treppe zu sein, um mich durch die Ausstellung zu führen.

— Darf ich das vielleicht statt seiner übernehmen, Durchlaucht?

— Nein, nein, Ihre Freunde brauchen Sie. Wir sehen Sie nachher wieder, denn ich denke, wir frühstücken doch zusammen.

Musadieu kam gestürzt. Er war im Skulpturensaal ein paar Minuten zurückgehalten worden, entschuldigte sich, außer Atem, und sprach:

— Hierhin, Durchlaucht, hierhin, wir wollen rechts anfangen.

Sie verschwanden in der Menge, als Gräfin Guilleroy, ihre Tochter am Arm führend, eintrat und Olivier Bertin mit den Blicken suchte.

Er sah sie, ging ihnen entgegen und grüßte:

— Nein, wie Sie hübsch sind. Anochen wird wirklich immer hübscher, in acht Tagen hat sie sich schon verändert.

Mit forschendem Auge blickte er sie an und fügte hinzu:

— Die Linien sind weicher geworden, gehen mehr ineinander, der Teint ist leuchtender. Sie ist schon viel weniger Backfisch und mehr Pariserin.

Aber plötzlich kehrte er zum großen Ereignis des Tages zurück.

— Wir wollen rechts anfangen und der Herzogin folgen.

Die Gräfin, die, was Malerei betraf, auf dem Laufenden und erregt war, als hätte sie selbst ausgestellt, fragte:

— Nun, was sagt man?

— Schöne Ausstellung, der Bonnat ist wirklich bemerkenswert. Dann zwei ausgezeichnete Carolus Duran, ein wundervoller Puvis de Chavannes, ein

erstaunlicher Roll, etwas ganz Neues. Dann ein prächtiger Sessel und viele andere Sachen von Beraud, Cajin, Duez, kurz eine Menge ausgezeichnete Sachen.

— Und Sie, fragte sie.

— Man sagt mir allerhand Liebenswürdigkeiten, aber zufrieden bin ich nicht.

— Sie sind nie zufrieden.

— Doch, manchmal schon. Aber heute habe ich glaube ich, wirklich recht.

— Warum denn?

— Ich weiß es nicht.

— Kommen Sie, wir wollen es mal ansehen.

Als sie vor das Bild traten — zwei kleine Bauernmädchen, die in einem Bache badeten — bewunderten es ein paar Menschen, die davor standen. Sie war glücklich und sagte leise:

— Aber das ist wundervoll, — ein Kleinod. Etwas Besseres haben Sie nie gemacht!

Er lehnte sich zärtlich an sie, dankbar für jedes Wort, das ein Leiden beruhigte, eine Wunde schloß. Und allerlei Überlegungen kamen schnell, ihn zu überzeugen, daß sie mit ihren klugen Pariser Augen recht geurteilt. Er vergaß, um sich zu beruhigen, daß er ihr doch seit zwölf Jahren gerade vorwarf, daß sie nichtsagende Dinge, die elegant hingeworfen, ausgedrückte Gefühle, gleichgiltige Modethorheiten bewunderte und nie die Kunst, die Kunst allein, die Kunst, losgelöst vom Gedanken, von der Tendenz, von Conventionen und Vorurteilen.

Sie gingen weiter, und er führte sie lange von Saal zu Saal, zeigte ihnen die Bilder, erklärte den Vorwurf, glücklich mit ihnen, glücklich durch sie.

Plötzlich fragte die Gräfin:

— Wie viel Uhr ist es?

— Halb eins.

— O, da wollen wir schnell frühstücken gehen.

Die Herzogin erwartet uns bei Ledoyen, wohin ich Sie mitbringen soll, falls wir uns nicht schon in den Sälen getroffen hätten.

Das Restaurant, das in einem Meer von Bäumen und Sträuchern lag, war wie ein überfülltes, bewegtes Bienenhaus. Ein unbestimmtes Summen von Stimmen, Rufe, Gläser- und Tellerklirren klang aus allen Fenstern und allen weitgeöffneten Thüren. Die eng stehenden Tische, um die herum die Leute beim Frühstück saßen, standen in langen Reihen bis in die benachbarten Wege hinein, rechts und links vom schmalen Durchgang, in dem die Kellner geschäftigt liefen, auf dem erhobenen Arm Schüsseln mit Fleisch, Fisch oder Früchten.

Unter der im Bogen sich herumziehenden Galerie mimmelte es von Menschen. Alles lachte, rief; man trank und aß, die Leute waren lustig durch den Wein und von jener fröhlichen Laune, die manchmal an gewissen Tagen mit der Sonne auf Paris nieder zu strahlen scheint.

Ein Kellner führte die Gräfin, Anchen und Bertin in das reservierte Zimmer, wo die Herzogin sie erwartete.

Als der Maler eintrat, bemerkte er den Marquis Farandal neben seiner Tante stehend, wie er eifrig und lächelnd die Arme ausstreckte, um Schirme und Mäntel der Gräfin und ihrer Tochter in Empfang zu nehmen. Das verursachte ihm ein so unangenehmes Gefühl, daß ihn plötzlich die Lust überkam, ihm ein paar Grobheiten an den Kopf zu werfen.

Die Herzogin erklärte, wie sie ihren Neffen gefunden, und daß Musadieu vom Minister der schönen Künste ihr entführt worden; Bertin wurde nervös und empörte sich bei dem Gedanken, daß dieser Fackel von Marquis etwa Absichten auf Anchen haben könnte, ihre wegen hergekommen sei und sie nun schon als

Opfer betrachtete. Das erregte ihn, als ob ein anderer in seine Rechte, seine geheiligten Rechte, eingegriffen.

Sobald man am Tisch saß, bekümmerte sich der Marquis, der neben das junge Mädchen gesetzt worden, mit jener gewissen Zuorkommenheit um sie, wie einer, der ausersehen ist, ihr den Hof zu machen.

Er hatte neugierige Blicke für sie, die dem Maler frech schienen, ein beinah zufriedenes, zärtliches Lächeln, eine offizielle Galanterie. Aus seinen ganzen Manieren, seinen Worten klang etwas Sicheres, Bestimmtes, als wolle er ankündigen, daß er sie bald besitzen würde.

Die Herzogin und die Gräfin schienen dieses Werben zu billigen und tauschten verständnisinnige Blicke mit einander.

Sobald das Frühstück beendet war, kehrten sie in die Ausstellung zurück. In den Sälen war ein solches Gedränge, daß es fast unmöglich schien durchzukommen. Eine gewisse Wärme, ein fader Geruch nach alten Röcken und Kleidern verursachte eine schwere, fürchterliche Atmosphäre. Man blickte nicht mehr die Bilder an, sondern die Gesichter und Toiletten und suchte Bekannte.

Nach fünf Minuten waren die Gräfin und Olivier von den andern getrennt. Sie wollten sie suchen, aber sie sagte, indem sie sich auf seinen Arm lehnte:

— Ist es nicht viel besser so? Lassen wir sie doch, wir haben ja verabredet, uns um vier Uhr, falls wir uns verlieren sollten, am Büffet wieder zu finden.

— Das ist wahr, sagte er.

Aber der Gedanke, daß der Marquis München begleitete und sie mit seiner lächerlichen Courmacherei überschüttete, nahm ihn ganz in Anspruch.

Die Gräfin flüsterte ihm zu:

— Lieben Sie mich noch immer?

Er antwortete zerstreut und mit anderen Dingen beschäftigt:

— Ja, gewiß.

Und er suchte über die Köpfe hinweg den grauen Hut des Marquis Farandal zu erkennen.

Sie fühlte, daß er zerstreut war und wollte gern seine Gedanken zu sich zurück führen. Darum sagte sie:

— Sie wissen gar nicht, wie wundervoll ich Ihr Bild hier finde. Es ist wirklich Ihr Meisterwerk.

Er lächelte, vergaß plötzlich die jungen Leute, und dachte nur noch an den Zweifel von heute morgen.

— Wirklich, finden Sie?

— Ja, ich ziehe es allen vor.

— Es hat mir viel Sorge gemacht!

Mit schmeichelnden Worten zog sie ihn wieder an sich, da sie seit langer Zeit wohl wußte, daß nichts auf einen Künstler stärker wirkt, als unausgesetzte starke Schmeichelei. Nun wieder ganz gefangen und aufgeheitert durch die süßen Worte, fing er an zu schwagen, sah nur noch sie und hörte nur noch auf sie in all dem hin- und herflutenden Treiben.

Um ihr zu danken, flüsterte er ihr ins Ohr:

— Ich habe wahnsinnige Lust, Sie zu küssen.

Ein warmer Strom durchfloß sie, sie erhob ihre lächelnden Augen und wiederholte noch einmal ihre Frage:

— Also lieben Sie mich noch immer?

Und er antwortete mit dem Ton, den sie zu hören wünschte und den sie doch vorhin nicht vernommen:

— Ja, ich liebe Sie, meine geliebte Any.

— Kommen Sie nur oft abends, sagte sie, jetzt, wo meine Tochter da ist, werde ich nicht viel ausgehen.

Seitdem sie bei ihm das jähe Wiederaufflammen der Leidenschaft fühlte, war sie glücklich. Jetzt wo Oliviers Haar ganz weiß geworden und die Jahre ihn beruhigt, fürchtete sie weniger, er möchte sich durch eine andere Frau in Bänden schlagen lassen, aber sie hatte eine entsetzliche Angst davor, er könnte sich etwa

aus Verzweiflung über seine Einsamkeit verheiratet. Diese Befürchtung, die sie schon früher gehabt, wuchs unausgesetzt, und sie schmiedete allerlei unmögliche Pläne, um ihn näher bei sich zu haben, so nah als möglich, damit er nicht die langen Abende in der kalten Einsamkeit seines leeren Hauses verbrächte. Da sie ihn nicht immer bei sich sehen und fesseln konnte, dachte sie sich allerlei Zerstreungen für ihn aus, schickte ihn ins Theater, in Gesellschaften, da es ihr noch lieber war, ihn in einem Damentreis zu wissen, als still und traurig zu Haus.

Sie sagte aus ihren geheimen Gedanken heraus:

— Ach, wenn ich Sie immer bei mir haben könnte! Ich würde Sie so verziehen; Sie müssen mir versprechen, sehr oft zu kommen, denn ich werde kaum noch ausgehen.

— Das verspreche ich gern.

Ganz nah an ihrem Ohr flüsterte eine Stimme:

— Mama.

Die Gräfin fuhr zusammen und drehte sich um. Annschen, die Herzogin und der Marquis waren ihnen gefolgt.

— Es ist vier Uhr, sagte die Herzogin, ich bin sehr müde und möchte fort.

Die Gräfin antwortete: — Ich gehe auch, ich kann nicht mehr.

Sie gingen zur Timentreppe, die von der Galerie, wo die Wandzeichnungen und Aquarelle hängen, in den riesigen Kuppelsaal mit den Skulpturen hinabführt.

Von der Plattform dieser Treppe übersah man von einem Ende zum anderen die Riesenhalle, wo die Bildsäulen längs der Gänge standen, zwischen grünem Buschwerk, und den schwarz dahinfließenden Menschenstrom, der die Wege füllte. Die Marmorstatuen zeichneten sich von dem dunklen Grund von

Gütern und Schultern ab, als ob sie Löcher hinein-
grüben und schienen zu leuchten, so weiß waren sie.

Als Bertin am Ausgang von den Damen Abschied
nahm, fragte ihn die Gräfin leise:

— Also kommen Sie heute abend?

— Jawohl.

Und er kehrte in die Ausstellung zurück, um mit
den Künstlern von den Eindrücken des Tages zu sprechen.

Die Maler und Bildhauer standen gruppenweise
um die Bildsäulen vor dem Büffet, und da wurde
wie alljährlich disputiert, indem man dieselben Ideen
verteidigte oder angriff, jährlich mit denselben Beweis-
gründen über ziemlich dieselben Werke urtheilte. Olivier,
der gewöhnlich bei diesem Streit warm wurde, da er,
geistesgegenwärtig, scharfe Antworten und Angriffe fand
und im Rufe eines geistreichen Theoretikers stand, wo-
rauf er stolz war, wurde lebhaft, um mit dem Herzen
teil zu nehmen. Aber eigentlich interessierten ihn die
Antworten, die er gab, nicht mehr, als was er hörte,
und die Lust kam ihn an, fortzugehen und nicht mehr
zuzuhören, nichts mehr zu verstehen, denn er wußte
schon im voraus, was man über all die alten Kunst-
fragen sagen würde, die er von Grund aus kannte.

Und doch liebte er das, hatte bis dahin beinahe
nichts Anderes geliebt, aber heute war er zerstreut.
Eine jener kleinen Betrachtungen und Überlegungen,
die uns eigentlich kaum zu berühren scheinen, und die
trotz allem, was man auch sagt und thut, in unserm
Gehirn hängen bleiben, wie eine unsichtbare Nadel,
die im Fleisch steckt, quälte ihn die ganze Zeit.

Er hatte sogar seine Unruhe über sein Bild ganz
vergessen und dachte immer nur an das Benehmen
des Marquis, Annchen gegenüber, das ihm nicht gefiel.
Aber was ging ihn eigentlich an. Besaß er irgend
ein Recht? Warum hätte er dieser sehr passen-
den, im voraus beschlossenen Heirat Hindernisse in

den Weg legen sollen? Doch keine vernünftige Überlegung konnte ihn über das unangenehme Gefühl und die Unzufriedenheit hinwegbringen, die ihn gepackt, als er Farandal wie einen Bräutigam schwagen und lächeln und das Antlitz des jungen Mädchens verliebt betrachten sah.

Als er am Abend zur Gräfin kam und sie allein mit ihrer Tochter fand, indem sie noch immer beim hellen Lampenschein ihre Armenarbeiten strickten, mußte er sich zusammen nehmen, um nicht über den Marquis ein paar böshafte Bemerkungen zu machen und Annäherung dessen ganze nur durch einigen Ehit übertünchte Albernheit klar zu machen.

Seit langer Zeit schon saß er bei solchen Abendbesuchen ein wenig schläfrig und teilnahmslos da, wie ein alter Freund, der sich nicht mehr weiter geniert. Er lag in seinem Stuhl mit gekreuzten Beinen, den Kopf hinten über gelegt, träumte, während er sprach, und ruhte so Leib und Geist in dieser Stille aus. Und nun war er plötzlich wieder aufgekratzt und lebendig wie ein Mann, der sich Mühe giebt, zu gefallen, der sich darum kümmert, was die Leute wohl sagen werden und der in Gegenwart von anderen geistreich zu sein sucht.

Er ließ nicht das Gespräch nur so hingehen, sondern er unterhielt es und belebte es mit seiner Energie, und wenn er die Gräfin und ihre Tochter zum Lachen gebracht hatte, oder wenn er fühlte, daß sie bewegt waren oder ihn erstaunt anblickten, oder wenn sie die Arbeit sinken ließen, um zuzuhören, lief ihm jedesmal ein kleiner Triumphschauer, ein angenehmes Gefühl über den Leib, das ihn für seinen Aufwand an Geist belohnte.

Jetzt kam er immer wieder, wenn er wußte, daß sie allein waren, und er hatte vielleicht noch nie so schöne Abende verbracht.

Gräfin Guilleroy fühlte sich durch seine Beharrlichkeit in ihren unausgesetzten Befürchtungen beruhigt. Sie gab sich alle mögliche Mühe, um ihn zu fesseln und an sich zu ziehen. Sie sagte Diners, Bälle, Vorstellungen ab, um die Freude zu haben, wenn sie um drei Uhr ausging das Stadttelegramm abschicken zu können: „Heute abend“. — In der ersten Zeit schickte sie ihre Tochter, weil sie schneller mit ihm, wie es sein Wunsch war, allein sein wollte, zu Bett, sobald es zehn Uhr schlug. Als sie dann eines Tages sah, daß er darüber erstaunt war und lächelnd bat, Annschen nicht mehr als kleines, unartiges Kind zu behandeln, gab sie eine Viertelstunde zu, dann eine halbe, endlich eine ganze. Übrigens blieb er nicht mehr lange da, wenn das junge Mädchen fortgegangen war, als ob die Hälfte des Zaubers, der ihn hier hielt, verschwunden sei, wenn sie gegangen. Er rückte dann den kleinen niedrigen Sessel, in dem er immer saß, ganz nahe an die Gräfin heran, setzte sich dicht neben sie und lehnte schmeichelnd manchmal seine Wange an ihr Knie. Sie gab ihm eine ihrer Hände, die er in den seinen hielt dann ließ seine geistige Anspannung plötzlich nach, er hörte auf zu sprechen und schien in süßem Schweigen sich von der Mühe auszuruhen, die er sich gegeben.

Allmählich sah sie mit ihrem feinen weiblichen Instinkt ein, daß Annschen ihn beinah ebenso anzog, wie sie selbst. Sie war nicht böse darüber, sondern glücklich, daß er bei ihnen beiden etwas von dem Familienleben fand, dessen sie ihn beraubt. Und sie nahm ihn nun ganz für sie beide in Beschlag, that wie eine Mutter, damit er meinte, beinah der Vater des jungen Mädchens zu sein, und damit eine neue Art von Zärtlichkeit noch zu all dem hinzuträte, was ihn an dieses Haus fesselte.

Ihre Kofetterie, die immer wach gewesen, aber argwöhnisch geworden, seitdem sie von allen Seiten wie

eine unendliche Menge Stiche, sie wußte nicht woher, das Alter nahen fühlte, wurde nun plötzlich auffälliger. Um ebenso schlank wie Annchen zu werden, trank sie immer noch nichts, und da sie wirklich magerer wurde, so bekam sie wieder etwas von ihrer einstigen Mädchenfigur und zwar dermaßen, daß man sie und ihre Tochter von hinten kaum unterschied. Aber an ihrem einfallenden Gesicht rächte sich die Kur; die Haut, deren Spannung nachließ, bekam Falten und einen Stich ins Gelbliche, so daß sie von dem wundervoll jugendlichen Teint des jungen Mädchens um so mehr abstach. Da fing sie an, sich zu schminken wie eine Schauspielerin. Und obgleich sie so bei Tage etwas verdächtig weiß ausah, erreichte sie dadurch bei Lampenlicht jenen reizenden wunderbaren Schmelz, den der Teint gutgeschminkter Frauen zu bekommen pflegt.

Da sie aber merkte, daß ihr Äußeres verfiel und weil sie künstliche Mittel anwendete, änderte sie ihre Gewohnheiten. Sie vermied so viel als möglich einen Vergleich bei Sonnenlicht und suchte die Lampenbeleuchtung auf, die für sie vorteilhafter war. Wenn sie sich müde fühlte, bleich, älter als sonst, kamen ihr Migräneanfalle gelegen, so daß sie diesen oder jenen Ball oder das Theater nicht besuchen konnte. Aber die Tage, wo sie sich ganz frisch fühlte, war sie strahlend und spielte neben ihrer Tochter mit würdevoller mütterlicher Bescheidenheit die ältere Schwester. Um immer ähnliche Kleider wie ihre Tochter tragen zu können, zog sie die Tochter mehr wie eine junge Frau an, was eigentlich zu alt und ernst für jene war, und Annchen, die immer lustiger, heiterer wurde, trug ihre Toiletten mit quecksilberiger Lebhaftigkeit, so daß sie dadurch noch hübscher wurde. Mit Vergnügen machte sie all die koketten Manöver der Mutter mit, führte instinktiv mit ihr kleine, nette Szenen

auf, wußte sie bei passender Gelegenheit zu umarmen, zärtlich den Arm um sie zu schlingen, durch irgend eine Bewegung, eine Liebkosung, eine geschickte Erfindung zu zeigen, wie sie beide hübsch waren und sich ähnlich sahen.

Olivier Bertin, der sie immer zusammen sah und sie immer verglich, kam dahin, sie ab und zu beinahe zu verwechseln. Manchmal, wenn das junge Mädchen mit ihm sprach und er wo anders hingesehen hatte, mußte er sich fragen: „Welche von beiden hat denn eben gesprochen.“ Manchmal unterhielt er sich sogar damit, wenn sie alle drei in dem Salon im Stil Ludwig XV. saßen, sie zu verwechseln. Dann schloß er die Augen und bat sie, dieselbe Frage eine nach der anderen an ihn zu richten, dann die Reihenfolge zu tauschen, damit er sie an der Stimme erkenne. Mit solcher Geschicklichkeit versuchten sie, im selben Tonfall zu sprechen, dieselben Sätze mit derselben Betonung zu sagen, daß er es oft nicht erriet, und sie waren thatsächlich dahingekommen, so ähnlich zu sprechen, daß die Diensthoten dem jungen Mädchen: „Jarwohl, Frau Gräfin!“ und der Mutter: „Jarwohl, Komtesse!“ antworteten.

Durch dieses unausgesetzte im Scherz einander Nachahmen und alle Bewegungen kopieren waren sie sich thatsächlich im Wesen und Benehmen so gleich geworden, daß sogar Graf Guilleroy, wenn die eine oder andere sich im dunklen Hintergrund des Salons bewegte, sie immerfort verwechselte und fragte: „Bist Du es Annschen oder die Mama?“

Durch diese natürliche und gewollte, thatsächliche und künstliche Ähnlichkeit hatte sich in Herz und Geist des Malers der seltsame Eindruck gebildet von einem doppelten Wesen, einem früheren und einem neuen, einem, das er genau kannte und doch nicht kannte, der Eindruck zweier Körper, von denen einer nach

dem Muster des anderen vom selben Fleisch gebildet, als ob die eine Frau die Fortsetzung der anderen wäre, verjüngt wieder das geworden, was sie einst gewesen. Und er lebte so zwischen ihnen, halb für die eine, halb für die andere, unruhig, verwirrt, indem seine Neigung für die Mutter wieder erwachte und er doch für die Tochter eine dunkle, unbestimmte Bärtlichkeit empfand.

Zweiter Teil

I

Paris, 20. Juli 11 Uhr abends.

Geliebter Freund! Meine Mutter ist eben in Roncières gestorben. Wir fahren um Mitternacht hin. Kommen Sie nicht, denn wir teilen es niemand mit. Trauern Sie mit uns und denken Sie an mich

Ihre

Any.

21. Juli mittags.

Meine arme Freundin. Ich wäre trotz Ihrer Zeilen hingefahren, wenn Ihr Wille nicht für mich Befehl geworden wäre. Seit gestern denke ich an Sie in tiefstem Schmerz. Ich denke an diese stumme Reise heute nacht mit Ihrer Tochter und Ihrem Mann, in dem halb erhellten Waggon, der Sie zu Ihrer Toten trug. Ich sah Sie alle drei vor mir beim Schimmer der Öllampe an der Decke, Sie weinten und Ammen schluchzte. Ich sah Sie auf dem Bahnhof ankommen, die furchtbare Fahrt im Wagen, wie Sie dann mit den Dienern ins Schloß gingen, wie Sie die Treppe hinaufeilten zu jenem Bett wo sie liegt, ich sah Ihren ersten Blick

auf die Tote und Ihren Kuß auf das eingefallene starre Antlitz, und ich dachte, wie es in Ihrem Herzen aussähe, in Ihrem armen Herzen, dessen Hälfte mir gehört, das zu brechen droht in all dem Leid, dessen Schmerz ich mit empfinde.

Ich küsse in tiefstem Mitgefühl

Ihre thränenden Augen

Olivier.

Roncières, 24. Juli.

Ihr Brief würde mich getröstet haben, lieber Freund, wenn bei diesem Unglück, das über mich hereingebrochen ist, mich irgend etwas trösten könnte. Gestern haben wir sie begraben, und seitdem ihr armer lebloser Körper dieses Haus verlassen hat, ist mir, als wäre ich ganz allein auf der Erde. — Man liebt seine Mutter, beinah ohne es zu wissen, ohne es zu fühlen, weil das ebenso natürlich ist wie das Leben selbst. Und man merkt erst, wie tief diese Liebe in uns gewurzelt hat, bei der letzten Trennung. Keine andere Liebe läßt sich damit vergleichen. Alle anderen trafen wir erst im Leben, diese aber besteht seit der Geburt. Alle anderen sind später erst durch die Zufälle des Daseins zu uns gekommen, diese Liebe aber liegt uns von unserm ersten Tage an im Blut. Und dann hat man nicht bloß die Mutter verloren, unsere ganze Kindheit versinkt zur Hälfte, denn unser Kinderleben gehört ebenso ihr als uns, sie nur kannte unsere Kinderzeit wie wir selbst, sie wußte eine Menge unbedeutende aber liebe Dinge, die längst vergangen sind, die ersten süßen Regungen unseres Herzens. Nur zu ihr konnte ich sagen: „Weißt Du

noch, Mama, damals wie . . . weißt Du noch, Mama, die Porzellanpuppe, die mir Großmama geschenkt hatte . . .“ Wir konnten zusammen einen ganzen Rosenkranz herunterbeten von kleinen, lustigen Erinnerungen, die nun auf der weiten Welt niemand mehr kennt, als ich. So ist denn ein Teil von mir gestorben, der ältere, bessere. Ich habe das Herz verloren, in dem das Kind, das ich einst gewesen, allein noch ganz lebte. Jetzt kennt es keiner mehr, niemand weiß mehr etwas von der kleinen Anna, ihrem kurzen Kleidchen, ihrem Lächeln, ihrem Aussehen.

Und der Tag wird kommen, vielleicht ist er nicht mehr weit, wo auch ich von der Erde gehe und mein liebes Annschen allein lassen werde, wie Mama mich heute allein läßt. Das ist alles so traurig, so hart und grausam, und doch denkt man nie daran. Man sieht nicht, wie der Tod alle Augenblicke um uns einen herausgreift, wie er uns selbst bald packen wird. Wenn man ihm wirklich ins Auge sähe, wenn man an ihn dächte, wenn man nicht zerstreut, im Genießen blind wäre durch alles was um uns vorgeht, könnte man nicht mehr leben, denn der Anblick dieses nie endenden Gemehels würde uns verrückt machen.

Ich bin so gebrochen, so verzweifelt, daß ich zu nichts mehr Kraft finde. Tag und Nacht denke ich an meine arme Mama, die nun im Sarge eingenagelt liegt, in die Erde versenkt, im Regen draußen, deren altes Gesicht, das ich mit solchem Glück küßte, nur noch der Raub einer schrecklichen Verwesung ist. O, wie entsetzlich, mein Freund, wie entsetzlich! —

Als ich Papa verlor, hatte ich mich eben verheiratet, und ich fühlte all das nicht so wie heute. Ja, haben Sie Mitleid mit mir, denken Sie an

mich, schreiben Sie mir, — ich brauche Sie jetzt so sehr.

Anna.

Paris, 25. Juli.

Meine arme Freundin. Ihr Kummer schmerzt mich tief. Auch ich sehe das Leben nicht von der rofigen Seite; seitdem Sie fort sind, fühle ich mich ganz verloren und verlassen, ohne Halt, alles ermüdet mich, langweilt mich oder erregt mich. Ich denke unausgesetzt an Sie und an unser Annschen. Und Sie beide sind gerade jetzt fort von mir, wo ich Sie doch gerade so nötig bei mir brauchte.

Es ist ganz seltsam wie ich Ihre Abwesenheit empfinde, wie Sie mir fehlen. Noch niemals, nicht einmal in den Tagen wo ich jung war, sind Sie mir so alles gewesen, wie gerade in diesem Augenblick. Seit einiger Zeit schon habe ich diesen Schlag vorhergeahnt. So muß ein Sonnenstich sein. Was ich empfinde ist so eigen, daß ich es Ihnen erzählen will. Denken Sie, seitdem Sie fort sind, kann ich nicht mehr spazieren gehen. Früher, und sogar noch während der letzten Monate, liebte ich es, allein durch die Straßen zu bummeln: Menschen und Dinge unterhielten mich. Ich hatte Freude an all dem was ich sah, Freude daran, in guter Laune durch die Straßen zu streifen, ich ging, ohne zu wissen wohin, nur um spazieren zu gehen, um die Luft einzuatmen, um zu träumen. Das kann ich jetzt nicht mehr. Sobald ich auf die Straße trete, überkommt mich eine Beklemmung, die Angst eines Blinden, der den Hund losgelassen hat, der ihn führt. Ich werde unruhig, genau wie ein Mensch, der im tiefen Wald den Weg

verloren hat, und ich muß heimkehren, Paris erscheint mir traurig, entsetzlich. Ich frage mich: „Wo will ich hin“ und ich antworte: „Nirgendes hin, ich gehe ja spazieren.“ Nun, ich kann nicht mehr, ich kann ohne Ziel nicht mehr spazieren gehen. Der Gedanke schon allein, zu gehen, macht mich totmüde und bedrückt mich fürchterlich. Da treibt es mich aus Verzweiflung in den Klub.

Und wissen Sie, warum das alles? Nur, weil Sie nicht mehr hier sind, das weiß ich bestimmt. Wenn ich weiß, daß Sie in Paris sind, brauche ich nicht mehr zwecklos auszugehen, denn ich weiß, ich kann Sie möglicherweise an der nächsten Ecke treffen. Ich gehe überall hin, weil Sie überall sein können. Wenn ich Sie nicht treffe, kann ich wenigstens Annchen sehen, die wie eine zweite Ausgabe von Ihnen ist. Durch Sie beide habe ich einen Zweck auf der Straße, die Hoffnung Ihnen zu begegnen, sei es, daß Sie mir von weitem entgegenkommen, sei es, daß ich Sie ahne, indem ich Ihnen folge. Und dann finde ich die Stadt reizend und jedes Ding, dessen Äußeres mich an Sie erinnert, bewegt mein Herz, hält meine Erwartung wach, beschäftigt meine Augen, giebt mir eine Art Anreiz, sie zu sehen.

Sie werden mich sehr egoistisch finden, liebe Freundin, da ich Ihnen von meiner Einsamkeit rede, wie ein alter glücksender Täuberich davon erzähle, in einem Augenblick wo Sie leidvolle Thränen weinen. Vergeben Sie mir, ich bin es zu sehr gewöhnt, von Ihnen verzogen zu werden, wenn ich laut um Hilfe rufe, da ich Sie nicht mehr habe.

Ich küsse den Saum Ihres Kleides, damit Sie Mitleid mit mir empfinden.

Olivier.

Roncières, 30. Juli.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihren Brief. Es thut mir so wohl, zu wissen, daß Sie mich lieben. Ich habe eine fürchterliche Zeit hinter mir, ich dachte wirklich, daß der Schmerz mir auch mein Leben kosten würde. Es lag mir wie eine Last auf der Brust, die unausgesetzt wuchs, mich erstickte und erwürgte. Der Arzt, den man gerufen, daß er meine Nervenkrisen, die ich vier, fünfmal täglich hatte, beruhigen sollte, gab mir eine Morphin-Einspritzung, die mich beinah toll machte, und die furchtbare Hitze, die hier herrschte, verschlimmerte meinen Zustand und brachte mich in eine Erregung, die beinah bis zum Delirium stieg. Seit einem starken Gewitter vorigen Freitag bin ich etwas ruhiger. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich seit dem Begräbnis gar nicht mehr weinte, und da plötzlich, während des Gewitters, dessen Nahen mich erschreckte, fühlte ich, daß mir die Thränen in die Augen stiegen, langsam, spärlich, bitter und brennend. O, wie thun diese ersten Thränen weh! Sie zerfleischten mich wie Krallen und preßten mir die Kehle zusammen, daß ich nicht mehr atmen konnte. Dann flossen die Thränen schneller, reichlicher, wärmer, sie strömten aus meinen Augen wie ein Quell, und ich weinte so viel, so viel, daß mein Taschentuch ganz naß geworden war, und ich ein anderes nehmen mußte. Und die Schmerzenslast, die in mir saß, zerbrach, zerrann und floss aus meinen Augen.

Seit diesem Augenblick weine ich von früh bis abends, und das erleichtert mich. Wenn man nicht weinen könnte, würde man verrückt werden oder sterben. Ich bin auch sehr allein, mein Mann

fährt in der Nachbarschaft umher, und ich habe ihn gebeten, Unken mitzunehmen, um sie etwas zu zerstreuen und zu trösten. Zu Wagen oder zu Pferd fahren oder reiten sie manchmal acht bis zehn Meilen weit von Roncières fort. Dann kommt sie strahlend in Jugend, trotz ihrer Traurigkeit, wieder, mit lebensprühenden Augen, frisch und rot durch die Landluft und den Weg, den sie zurücklegt. Wie schön ist das, noch so jung zu sein! — Ich denke, wir werden noch vierzehn Tage bis drei Wochen hier bleiben, dann kehren wir aus dem Grund, den Sie ja kennen, obgleich es erst August ist, nach Paris zurück.

Ich sende Ihnen alles, was noch von Liebe in meinem Herzen ist.

Any.

Paris, 4. August.

Ich kann es nicht mehr aushalten, liebe Freundin, Sie müssen zurückkommen, sonst stößt mir etwas zu. Ich frage mich, ob ich nicht krank bin, einen solchen Widerwillen empfinde ich gegen alles, was ich doch früher mit Vergnügen oder einer gewissen Resignation gethan habe. Erstens ist es so heiß in Paris, daß jede Nacht wie ein Dampfbad von acht oder neun Stunden wirkt. Ich erhebe mich ermattet vom Schläfe, gehe eine Stunde oder zwei vor einer weißen Leinwand auf und ab, immer mit der Absicht, etwas darauf zu entwerfen, aber mein Hirn arbeitet nicht mehr, mein Auge sieht nichts, meine Hand kommt nicht vorwärts. Ich bin kein Maler mehr. Diese unnütze Bemühung zu arbeiten ist zum Verzweifeln. Ich lasse Modelle kommen, setze sie hin, aber alle nehmen eine

Stellung ein, bewegen sich, haben einen Ausdruck, wie ich ihn schon tausendmal gemalt habe. Ich lasse sie sich wieder anziehen und werfe sie hinaus. Ich sehe wirklich nichts Neues mehr, und ich leide darunter, als würde ich blind. Was ist das nur! Eine Müdigkeit des Auges oder des Gehirns, — Erschöpfung meiner künstlerischen Kraft oder eine Störung des Sehnervs? Was weiß ich. Mir ist es, als hätte ich das noch unerforschte Stück Natur, das mir zu erforschen gegeben war, erschöpft. Ich sehe nur noch, wie alle Welt sieht, ich thue, was alle schlechten Maler gethan haben, ich sehe und beobachte als alter Pedant. Früher, es ist noch gar nicht lange her, erschien mir die Zahl neuer Motive unbegrenzt und um sie auszudrücken, standen mir so viel verschiedene Mittel zu Gebote, daß ich nicht wußte, welches nehmen, und dadurch zögerte, und nun ist plötzlich die Welt meiner Motive entvölkert, ich bin impotent und unfruchtbar geworden. Die Menschen, die ich sehe, haben nichts Besonderes mehr für mich. Ich finde nicht mehr in jedem menschlichen Wesen den Eigencharakter, jenen besonderen Hauch, den ich so gern auseinandersetzen und zeigen möchte. Und doch, glaube ich, könnte ich ein schönes Bild Ihrer Tochter machen. Ist es deshalb, weil sie Ihnen so ähnlich sieht und Sie beide in meinen Gedanken zusammenfließen? Ja, vielleicht.

Wenn ich mich nun also bemüht habe, Männer oder Frauen auf die Leinwand zu werfen, die etwas Anderes sind als die gewöhnlichen Modelle, gehe ich irgend wohin frühstücken, denn ich habe nicht mehr den Mut, mich allein in mein Eßzimmer zu setzen. Der Boulevard Malesherbes sieht wie ein Waldweg aus, in eine erstorbene Stadt versetzt. Die Häuser haben alle etwas Leeres. Auf

der Straße besprengen die Straßenarbeiter mit weißem Regen das Holzpflaster, das nach nassem Teer und nach Stallreinigung riecht. Und auf dem ganzen langen Wege vom Park Monceau bis nach St. Augustin sieht man nur fünf oder sechs schwarze Schatten, die gleichgiltig vorüberhuschen, ein paar Lieferanten oder Dienstboten. Der Schatten der Platanen wirft auf das brennende Trottoir am Fuße der Bäume seltsame Flecken, die aussehen wie eine austrocknende Wasserlache. Die unbeweglichen Blätter an den Zweigen werfen ein graues Schattenbild auf den Asphalt, das die Müdigkeit der sonnergeröteten Stadt wiedergiebt, die schläft und schwitzt, wie ein Arbeiter in der Sonnenglut auf einer Bank. Ja, das alte Ungetüm schwitzt und stinkt unerträglich durch die Mäuler seiner Gassen, aus den Souterrainfenstern der Keller und Küchen, durch die Rinnsteine, in denen der Straßenschmutz läuft. Dann denke ich an jenen Sommermorgen in Ihrem Obstgarten, wo tausend Feldblumen blühen, daß die Luft etwas ausstrahlt wie Honigseim. Dann gehe ich schon ganz verzweifelt ins Restaurant, wo niedergedrückten Sinnes lahlköpfige dicke Kerle sitzen, mit offener Weste und schweißtriefender Stirn. Alle Speisen leiden unter der Hitze: die Melone schmilzt auf dem Gise, das Brot ist weich, das Filet kraftlos, das Gemüse zu sehr gekocht, der Käse riecht, die Früchte sind angefault, und ich gehe fort, ich kann das alles nicht mehr riechen, kehre heim, versuche etwas zu schlafen bis zum Diner am Abend im Klub.

Und immer finde ich Adelmans, Maldant, Rocdiane, Landa wieder und noch ein Duzend andere, die mir immer langweiliger werden und mich ermüden wie die Klänge einer Drehorgel. Jeder hat seine Manier oder seine Manieren, die

ich seit fünfzehn Jahren kenne, und sie spielen immer miteinander, jeden Abend in diesem Klub, der doch ein Vergnügungsort sein soll. Ich möchte ein anderes Geschlecht sehen; dieses hat mir Augen, Ohren und Geist ermüdet. Diese machen immerfort Eroberungen, rühmen sich dessen und gratulieren sich dazu.

Nachdem ich von acht Uhr bis Mitternacht jede Minute einmal gegähnt habe, kehre ich heim und ziehe mich aus in dem Gedanken, morgen geht dieselbe Geschichte wieder los.

Ja, liebe Freundin, ich befinde mich in dem Alter, wo das Junggesellendasein unerträglich wird, weil es für mich nichts Neues mehr unter der Sonne giebt. Ein Junggeselle muß jung, nach allen neuen Sensationen begierig sein; wenn man all das nicht mehr ist, ist es gefährlich, allein zu bleiben. Gott, wie liebte ich früher meine Freiheit, ehe ich Sie mehr liebte als diese. Wie lastet sie heute auf mir! Für einen alten Junggesellen, wie mich, ist die Freiheit, die Öde, die Leere überall der Weg zum Tode. Und nichts giebt es, um das Ende zu sehen. Immer klingt die Frage: was soll ich thun, wen soll ich aufsuchen, um nicht allein zu sein? Und so wandere ich von Freund zu Freund, von einem Händedruck zum andern und bettelle um ein wenig Freundschaft. Brocken bekomme ich, die doch kein Ganzes bilden. Ich habe Sie, geliebte Freundin, aber Sie gehören doch nicht mir, vielleicht sind Sie auch sogar schuld an all der Not, unter der ich leide, denn vielleicht bedrängt mich auf diese Art der Wunsch bei Ihnen zu sein, der Wunsch, Ihre Gegenwart zu genießen. Daß dasselbe Dach über uns läge, daß dieselben Mauern unser Dasein umschlössen, dieselben Interessen unsere Herzen klopfen ließen, daß gemeinsame Hoffnungen, geteiltes Leid, ge-

meinsames Glück uns erregten, dieselbe Heiterkeit, dieselbe Trauer und sogar auch dieselben materiellen Dinge, die mir soviel Sorge machen. Sie gehören mir, das heißt, ab und zu stehle ich ein bißchen von Ihnen. Aber ich möchte unausgesetzt dieselbe Luft atmen wie Sie, alles mit Ihnen teilen, nur Dinge um mich haben, die uns beiden gehören. Fühlen, daß alles um mich Ihnen gehört wie mir, das Glas, aus dem ich trinke, der Stuhl, auf dem ich sitze, das Brot, das ich esse, das Feuer, das mich wärmt.

Leben Sie wohl. Kommen Sie bald, ich bin zu unglücklich ohne Sie.

Olivier.

Roncières, 8. August.

Lieber Freund! Ich bin krank und so müde, daß Sie mich nicht wiedererkennen würden. Ich habe, glaube ich, zu viel geweint. Ich muß mich etwas ausruhen, ehe ich wiederkomme, denn Sie sollen mich nicht so sehen, wie ich bin. Mein Mann kehrt übermorgen nach Paris zurück und wird Ihnen Nachricht von uns bringen. Er will irgendwo mit Ihnen essen und bittet Sie, ihn gegen sieben Uhr bei sich zu erwarten.

Ich aber werde zu Ihnen zurückkehren, sobald ich mich etwas wohler fühle und nicht mehr so aussehe, wie ich zu meinem Entsetzen jetzt bin — als hätte ich schon im Grabe gelegen. Auf der ganzen Welt habe ich nur Annchen und Sie, und jedem von Ihnen will ich alles geben, ohne den andern zu bestehlen. Ich reiche Ihnen meine Augen, die so viel geweint haben, zum Kusse hin.

Anna.

Als er diesen Brief bekommen hatte, der den Aufschub ihrer Rückkehr ankündigte, überkam Olivier Bertin die Lust, so sehr, daß er kaum wiederstehen konnte, eine Droschke zu nehmen und an den Bahnhof zu fahren, um mit dem Zug nach Noncières zu eilen. Dann überlegte er sich, daß Graf Guilleroy am übernächsten Tag zurückkehren wollte, ergab sich darein und ersehnte nun die Rückkehr des Mannes mit eben solcher Ungeduld, als ob es die Frau selbst gewesen wäre.

Nie hatte er Guilleroy so gern gehabt, wie während der vierundzwanzig Stunden, die er auf ihn wartete.

Als er ihn eintreten sah, eilte er ihm mit ausgestreckter Hand entgegen und rief: — Ach, lieber Freund, bin ich glücklich, Sie wiederzusehen.

Auch der andere schien sehr zufrieden zu sein, vor allen Dingen erfreut, wieder in Paris zu weilen, denn es war nicht gerade lustig in der Normandie gewesen diese drei Wochen.

Die beiden Männer setzten sich auf ein kleines zweifitziges Sofa in einer Ecke des Ateliers unter einem riesigen Baldachin aus orientalischen Stoffen, nahmen einander nochmals bei den Händen und drückten sie wieder.

— Und wie geht es der Gräfin, fragte Bertin.

— Ach, nicht besonders. Sie ist sehr erschüttert gewesen und erholt sich nur sehr langsam. Ich muß sagen, daß sie mir sogar Sorge macht.

— Aber warum kehrt sie nicht zurück?

— Ich weiß nicht, ich konnte sie nicht bewegen, mitzukommen.

— Was treibt sie denn den ganzen Tag?

— Mein Gott, sie weint, sie denkt an ihre Mutter, und das ist nicht gut für sie. Ich möchte, daß sie sich zu einem Luftwechsel entschliesse und von dort fortginge, wo das geschehen ist. Wissen Sie.

— Und Annchen?

— O, die sieht aus wie eine aufgeblühte Blume.

Olivier lächelte glücklich und fragte:

— Ist sie auch sehr betrübt?

— Ja, sehr, sehr. Aber, wissen Sie, so bei achtzehn Jahren hält ein Schmerz nicht lange vor.

Nach kurzer Pause fuhr Guilleroy fort: — Wohin wollen wir essen gehen? Ich muß mich mal auftragen lassen, ich muß Lärm hören und Bewegung sehen.

— Ja, ich denke, zu dieser Jahreszeit wäre wohl das Café des Ambassadeurs das richtige.

Und sie gingen davon, Arm in Arm, nach den Champs-Élysées.

Guilleroy war lebhaft und erregt, wie es eben der Pariser, der in die Stadt zurückkehrt, nach jeder Abwesenheit ist. Alles schien ihm verjüngt und neu, und er wollte vom Maler die Einzelheiten wissen, was geschehen, was man sich erzählte. Aber Olivier sprach nach gleichgiltigen Antworten, aus denen die Längeweile seiner Einsamkeit klang, von Roncières.

Der schwere Himmel eines Sommerabends lag drückend auf der Stadt und auf der großen Avenue, durch die unter dem Blätterdach die Klänge von Konzerten im Freien herüberklangen. Die beiden Männer saßen auf dem Balkon des Café des Ambassadeurs. Sie sahen unter sich die noch leeren Bänke und Stühle des runden Zuschauerraumes, bis zur kleinen Bühne hinüber, wo man beim fahlen Licht der elektrischen Bogenlampen, halb noch mit dem Tageslicht vermischt, die leuchtenden Toiletten und die rosa Hautfarbe der Sängerinnen erkannte. Gerüche von Fisch, Speisen, Saucen, allerlei warmen Gerichten zogen, durch den leichten Lufthauch der Kastanienbäume getrieben, hin und her, und jedesmal, wenn eine Dame vorüberkam, von einem Herrn im Frack gefolgt, die ihren reservierten Platz suchten, wehte ihnen beim Vorbeikommen das

Parfum und der frische Duft ihrer Kleider und ihres Leibes entgegen.

Guilleroy sagte strahlend:

— Ach, ich bin lieber hier, als bei uns da oben.

— Und ich, antwortete Bertin, möchte lieber bei Ihnen da oben sein.

— Mann?

— Allerdings, ich finde Paris diesen Sommer fürchterlich.

— Na, mein Lieber, Paris bleibt immer Paris.

Der Abgeordnete schien seinen guten Tag zu haben. Einer jener seltenen Tage, wo auch ernste Leute in aufgetrauerter Stimmung Dummheiten machen. Er betrachtete zwei Halbweltlerinnen, die mit drei mageren, übermäßig sorgfältig gekleideten jungen Herren an einem Nebentisch aßen, und befragte Olivier über all die bekannten und unbekanntenen Mädchen, deren Namen er täglich nennen hörte. Dann murmelte er im Tone tiefsten Bedauerns:

— Ja, Sie haben Glück, daß Sie Junggeselle geblieben sind. Sie können thun und lassen, was Sie wollen.

Aber der Maler wollte nichts davon wissen, und wie jeder, den ein Gedanke unausgesetzt quält, weichte er Guilleroy in seine traurigen Stimmungen und seine Einsamkeit ein. Nachdem er alles gesagt hatte und seine melancholischen Gedanken auseinandergesetzt, ihm ganz naïv alles erzählt, von der Notwendigkeit getrieben, sich das Herz zu erleichtern, gesagt, wie er sich danach sehne, eine Frau an seiner Seite zu fühlen, gab nun der Graf seinerseits zu, daß die Ehe ihr Gutes habe. Er fand den rednerischen Schwung aus seiner Parlamentshätigkeit wieder und rühmte die Annehmlichkeiten seines häuslichen Lebens, lobte die Gräfin aufs Äußerste, während ihm Olivier durch öfteres Kopfnicken beistimmte.

Er war glücklich, von ihr zu hören, aber neidisch über das häusliche Glück, das der Graf pflichtgemäß rühmte, und nun sagte er endlich im Tone tiefster Überzeugung:

— Ja, Sie haben Glück gehabt.

Der Abgeordnete fühlte sich geschmeichelt und gab es zu. Dann fuhr er fort:

— Ich möchte gern, daß meine Frau zurückkäme. Sie macht mir wirklich jezt Sorge. Sehen Sie mal, Sie langweilen sich so in Paris, Sie sollten nach Roncières fahren und sie herholen. Auf Sie hört sie, Sie sind ihr bester Freund, während der Mann, wissen Sie . .

Olivier antwortete strahlend:

— Nichts lieber wie das. Aber glauben Sie nicht, daß sie böse sein wird, wenn ich so plötzlich ankomme?

— Nein, garnicht. Fahren Sie doch hin.

— Na also gut. Ich fahre morgen um ein. Muß ich vorher telegraphieren?

— Nein, das will ich schon besorgen. Ich werde Sie ankündigen, damit man einen Wagen an die Bahn schickt.

Da sie mit dem Essen fertig waren, gingen sie nach dem Boulevard zurück. Aber nach kaum einer halben Stunde verließ der Graf plötzlich den Maler unter dem Vorwand, er habe eine dringende Besorgung zu machen, die er ganz vergessen.

II

Die Gräfin und ihre Tochter hatten sich, ganz in schwarzen Krepp gekleidet, eben im großen Eßsaal von Noncières einander gegenübergesetzt, um zu frühstücken. Primitiv gemalte Ahnenbilder, einer im Kiraß, ein anderer im Leibrock, der erste gepudert in der Uniform der französischen Garde, der andere als Oberst aus der Zeit der Revolution, hingen an der Wand, die einstigen Guilleroy's darstellend, in alten Rahmen mit verblichener Vergoldung. Zwei Diener servierten lautlos den beiden schweigenden Damen, und die Fliegen bildeten um den Krystallfronleuchter, der über dem Tisch hing, eine kleine schwarze Wolke von summenden, wirbelnden Pünktchen.

— Machen Sie die Fenster auf, es ist etwas kühl hier, sagte die Gräfin.

Beide Flügel der drei hohen Fenster, die vom Parkett bis zur Decke hinaufgingen, wurden geöffnet. Ein Hauch von lauer Luft, der den Duft von frischem Gras mit sich trug und fernes Geräusch vom Lande, mischte sich mit der etwas stickigfeuchten Atmosphäre des tief in den dicken Mauern des Schlosses eingesenkten Raumes.

— Ah, das thut gut, sagte Annchen, und atmete die Luft in vollen Zügen ein.

Beide Frauen blickten hinaus, wo unter dem hellblauen Himmel, nur ein wenig verschleiert durch den mittäglichen Dunst, der aus der sonnbestrahlten Erde steigt, die weiten grünen Rasenflächen des Parkes lagen, mit Baumgruppen hier und da, und weiten Blicken in die gelbe Landschaft hinaus, auf der bis an den fernen Horizont goldene Saaten glänzten.

— Nach dem Frühstück wollen wir einen langen Spaziergang machen, sagte die Gräfin. Wir können

zu Fuß bis Berville gehen am Fluß hin, auf freiem Felde ist es zu heiß.

— Ja Mama, und wir wollen Julio mitnehmen, um Rebhühner aufzuspüren.

— Du weißt, daß Papa das verboten hat.

— Aber Papa ist ja in Paris. Es ist so hübsch, wenn Julio sucht. Sieh mal, wie er dort die Kühe anbellt. Nein, ist das komisch.

Sie schob den Stuhl zurück, stand auf und lief an ein Fenster und rief hinaus: — Such, Julio, such, such!

Auf der Rasenfläche lagen drei schwere Kühe, ihr Futter wiederkäuend, ermattet von der Hitze. Ihr Bauch wurde durch den Druck auf den Boden seitlich hinausgetrieben. Bellend sprang, von einer zur anderen in verrückten Sätzen, spaßig wütend, ein schlanker weißer rotgefleckter Jagdhund, dessen Behänge bei jedem Sprung in der Luft flogen, und bemühte sich die drei großen Tiere zum Aufstehen zu bringen, was sie nicht wollten. Das war des Hundes Lieblingspiel, das immer wieder anhub, sobald er Kühe liegen sah. Sie blickten ihn nicht erschrocken aber unzufrieden mit ihren großen nassen Augen an, indem sie den Kopf nach ihm wendeten.

Annchen rief vom Fenster aus: — Leid's nicht Julio, leid's nicht!

Und der Jagdhund wurde lebhafter, kühner, bellte lauter und näherte sich dem Hinterteil der einen, als wollte er sie beißen. Jetzt wurden sie unruhig, und das nervöse Zucken der Haut, um die Fliegen zu vertreiben, wurde häufiger und dauerte länger.

Plötzlich schoß der Hund auf die eine Kuh los, war zu stark im Schwung, konnte nicht mehr anhalten, und um nicht an das Tier zu stoßen, sprang er darüber hinweg. Das schwere Tier wurde gestreift, hatte Angst, hob zuerst den Kopf, richtete

sich dann langsam auf den vier Beinen auf, laut mühend. Als die beiden anderen die Ruh stehen sahen, erhoben sie sich gleichfalls, und nun sprang Julio im Triumph um sie herum, während Annchen ihn lobte.

— So ist schön, Julio, so ist schön.

— Na, nun komm doch frühstücken, mein Kind, sagte die Gräfin.

Aber das junge Mädchen schügte die Augen mit der Hand und sagte:

— Da, da kommt ein Telegramm.

Auf dem Weg, den man nicht übersehen konnte zwischen den Getreidefeldern, schien eine blaue Bluse über die Oberfläche des Kornes hinzugleiten und kam nun in gleichmäßigem männlichem Schritt zum Schloß.

— Mein Gott, flüsterte die Gräfin, wenn es nur keine schlimme Nachricht ist.

Jene Angst, die der Tod eines geliebten Wesens in uns zurückläßt, zitterte noch in ihr. Ihre Finger bebten, wenn sie ein Telegramm aufriß, und sie war ganz erregt in der Erwartung; aus dem zusammengefalteten Papier mußte ihr wieder ein Unheil entgegenstarren, das ihr von neuem die Thränen in die Augen treiben würde. Annchen dagegen war voll jugendlicher Neugierde und liebte alles Neue, das ihr begegnete.

Die Gräfin aber aß nicht weiter und verfolgte im Geiste den Weg des Mannes, der sich ihnen näherte, der ihr ein paar Worte brachte, ein paar Worte, die sie vielleicht tödtlich trafen, wie das Opfer auf der Schlachtbank. Die Unruhe, bis sie wußte, was es sei, benahm ihr den Atem, und sie suchte zu erraten, was die Nachricht wohl bringen könnte. Um was handelte es sich, von wem kam es? Sie dachte an Olivier, — war er etwa krank, vielleicht auch tot.

Die zehn Minuten, die sie noch warten mußte,

schiienen ihr kein Ende zu nehmen. Als sie dann das Telegramm geöffnet und die Unterschrift ihres Mannes erkannt, las sie:

„Unser Freund Bertin fährt mit dem Einuhrzug nach Roncières. Schicke Wagen Bahnhof. Gruß.“

— Nun, Mama? fragte Annchen.

— Herr Bertin kommt.

— O, das ist famos! Wann?

— Bald.

— Um vier?

— Ja.

— Ach, das ist reizend.

Aber die Gräfin war bleich geworden. Seit einiger Zeit wuchs in ihr eine neue Sorge, und die plötzliche Ankunft des Malers schien ihr eine so peinliche Drohung, wie irgend etwas, das sie hätte befürchten können.

— Hol ihn mit dem Wagen ab, sagte sie zu ihrer Tochter.

— Kommst Du denn nicht mit, Mama?

— Nein. Ich erwarte euch hier.

— Warum denn? Das wird ihm leid thun.

— Ich fühle mich nicht ganz wohl.

— Du wolltest doch eben zu Fuß nach Berville gehen.

— Ja, aber das Frühstück ist mir schlecht bekommen.

— Ach, bis dahin geht's Dir schon wieder gut.

— Nein. Ich werde mich sogar auf mein Zimmer zurückziehen. Laß es mir sagen, sobald ihr da seid.

— Jawohl, Mama.

Die Gräfin gab Befehl, zur bestimmten Zeit den Phaëton anzuspannen und ein Fremdenzimmer herzurichten. Dann ging sie auf ihr Zimmer und schloß sich ein.

Bis dahin hatte sich ihr Leben beinah ohne

Kummer abgespielt. Die Liebe zu Olivier war das einzige Ereignis darin und die einzige Sorge, diese sich zu erhalten. Es war ihr gelungen, und bis dahin war sie in dem Kampf stets Siegerin geblieben.

Ihr Herz war, von Erfolg und Schmeicheleien eingewiegt, das anspruchsvolle Herz einer schönen Dame der Gesellschaft geworden, der alles Glück der Erde zufallen muß. Sie hatte ohne Neigung eine glänzende Partie gemacht und dann die Liebe wie die Bervollständigung zu einem glücklichen Dasein angenommen, hatte ein sträfliches Verhältnis angeknüpft hauptsächlich aus Leidenschaft, ein wenig aus heiliger Scheu vor der Empfindung an sich, in der sie ein Gegengewicht gegen die banale Alltäglichkeit ihres Lebens sah. Sie hatte sich eingemauert in dieses Glück, das ihr der Zufall in den Schoß geworfen, nur mit dem einen Wunsch, es gegen die jeden Tag drohenden Überraschungen zu verteidigen. Sie hatte mit der Gelassenheit einer hübschen Frau alles Angenehme, das ihr kam, angenommen, und, wenig abenteuerlustig, wenig gepeinigt von dem Reiz nach Neuem, dem Gelüste nach Unbekanntem, sondern zärtlich, zäh und vorsichtig, mit der Gegenwart zufrieden, aus Instinkt immer um den folgenden Tag besorgt, es verstanden, mit sparsamer Klugheit alles zu genießen, was ihr das Schicksal brachte.

Da hatte sich ganz allmählich, ohne daß sie es sich selbst einzugestehen wagte, in ihre Seele das Bangen geschlichen vor der Erkenntnis, daß die Tage der Rosen vergehen und das Alter naht. Das fraß an ihr ununterbrochen. Aber da sie wohl wußte, daß dieser Niedergang im Leben unaufhaltsam ist und, wenn er einmal begonnen, nicht mehr aufhört, schloß sie die Augen und ließ sich gehen, um in ihren Träumen nicht aufgestört zu werden durch den

Schwindel vor dem Abgrund, an dem sie stand, durch die Verzweiflung über ihre eigene Ohnmacht dem gegenüber.

Lächelnd lebte sie also dahin mit einer Art gemachten Ehrgeiz, so lange schön zu bleiben wie möglich, und als Annschen mit der Frische ihrer achtzehn Jahre an ihre Seite trat, war sie, statt durch diese Nachbarschaft zu leiden, im Gegenteil stolz, in dem bewußten Liebreiz ihrer Reife vielleicht vorgezogen zu werden diesem kleinen Mädchen, das erst aufblühte im strahlenden Glanz ihrer jungen Schönheit.

Sie meinte sogar, am Anfang einer glücklichen und ruhigen Zeit zu stehen, als sie der Tod ihrer Mutter aufs tiefste traf. Während der ersten Tage war sie so verzweifelt, daß sie an nichts Anderes dachte, von früh bis abends konnte sie sich davon nicht losreißen. Sie suchte sich tausend Dinge ins Gedächtnis zu rufen, die mit der Toten zusammenhängen. Ein paar liebe Worte, ihr Gesicht wie es früher gewesen, Kleider die sie einst getragen, als ob sie in den Tiefen ihres Gedächtnisses Reliquien sammelt und in der Vergangenheit, die entschunden war, alle verschiedenen intimen Erinnerungen aufspeichert, womit sie ihre grausamen Träume nährte. Wie sie dann in ein solches Verzweiflungsstadium gekommen war, daß sie alle Augenblicke Nervenkrise und Anfälle hatte, zerfloß das aufgehäuften Leid in Thränen, und Tag und Nacht tropfte es aus ihren Augen.

Als eines Morgens die Jungfer bei ihr eintrat, die Läden öffnete, die Vorhänge zurückzog und fragte: „Wie geht es heute, Frau Gräfin?“ antwortete sie von all den Thränen matt und zerschlagen: „Schlecht, wirklich, ich kann nicht mehr.“

Die Jungfer, die das silberne Tablett mit dem Thee trug, blickte ihre Herrin an. Sie war ganz be-

wegt, sie so blaß in den weißen Kissen zu sehen und sagte im Ton echten Mitgeföhls:

— Frau Gräfin sehen wirklich schlecht aus. Frau Gräfin sollten sich schonen.

Der Ton, in dem sie das sagte, traf die Gräfin wie ein Stich, und sobald das Mädchen hinausgegangen war, stand sie auf, um ihr Gesicht im großen Spiegel zu betrachten.

Sie war erschrocken über sich selbst, erschrocken über die eingefallenen Wangen, über die roten Augen, die Verheerungen, die die paar Tage des Kammers angerichtet.

Ihr Gesicht, das sie so genau kannte, das sie so oft in so vielen Spiegeln betrachtet, von dem sie jeden Ausdruck, jeden hübschen Zug, jedes Lächeln kannte, dessen bleiche Farbe sie so oft schon aufgefrischt, dessen müde Linien sie verwischt, dessen leichte Falten in den Augenwinkeln, die bei hellem Licht sichtbar wurden, sie gebannt, erschien ihr plötzlich wie das einer ganz anderen Frau. Ein neues Gesicht, das der Zerstörung anheimfiel, das unrettbar krank war.

Um sich besser zu sehen, um das unerwartete Übel besser festzustellen, näherte sie sich dem Spiegel, so daß sie ihn mit der Stirn fast berührte, und ihr Atem, der auf dem Glas seinen Hauch hinterließ, das fahle Angesicht, das sie betrachtete, beinahe unsichtbar machte. Sie mußte ein Taschentuch nehmen, um den angelautenen Spiegel wieder abzuwischen, und in selbstamer Bewegung untersuchte sie lange und geduldig die Veränderung in ihrem Gesicht. Mit leichtem Finger spannte sie die Haut der Wange, strich sie auf der Stirn glatt, schob die Haare bei Seite und öffnete die Lider, um das Weiß des Augapfels zu sehen. Dann öffnete sie die Lippen, betrachtete ihre Zähne, an denen hier und da etwas Gold bligte, ängstigte sich über das weiße Zahn-

fleisch und die gelbe Hautfarbe um die Augen und an den Schläfen.

Sie war so vertieft in die Betrachtung ihrer vergehenden Schönheit, daß sie nicht hörte, wie die Thür aufging, und zu Tode erschrak, als ihre Jungfer hinter ihr sprach:

— Frau Gräfin haben noch nicht Thee getrunken.

Die Gräfin wandte sich überrascht, verlegen um, und das Mädchen, das ihre Gedanken erriet, sagte:

— Frau Gräfin haben zu viel geweint. Nichts ist schlechter für die Haut als Thränen, da wird das Blut zu Wasser.

Wie die Gräfin traurig meinte:

„Oder das Alter,“ rief das Mädchen:

— Aber, aber, — bei Frau Gräfin doch nicht! Nach ein paar Tagen Ruhe wird das schon vorbei sein. Frau Gräfin müssen nur spazieren gehen und nicht weinen.

Sobald die Gräfin angezogen war, ging sie in den Park. Zum ersten Mal, seit ihre Mutter gestorben, betrat sie den kleinen Obstgarten, wo sie früher so gern die Blumen gepflegt und gepflückt, dann ging sie an den Bach und längs des Wassers spazieren bis zum Frühstück.

Als sie sich ihrem Mann gegenüber an den Tisch setzte, neben ihre Tochter, fragte sie, um ihre Ansicht zu hören:

— Ich fühle mich heute besser, ich glaube, ich bin weniger bleich.

Der Graf antwortete: — O, Du siehst noch recht schlecht aus.

Ihr Herz krampfte sich zusammen, und die Lust zu weinen überkam sie so, daß ihr Thränen in die Augen traten.

Bis zum Abend und auch noch den folgenden Morgen und die nächsten Tage fühlte sie sich alle

Augenblicke, dem Schluchzen nahe, fühlte, daß Thränen ihr in den Augen standen, sei es, daß sie an ihre Mutter, sei es, daß sie an sich selbst gedacht. Aber damit sie nicht herunterfließen sollten und ihre Wangen neken, hielt sie sie zurück und durch übermenschliche Willensanstrengung suchte sie ihre Gedanken auf etwas Fernliegendes abzulenken, überwand sich, zwang sich, getröstet zu sein, sich zu zerstreuen, nicht mehr an die traurigen Sachen zu denken, damit ihr Teint wieder gut würde.

Vor allem wollte sie nicht nach Paris zurückkehren und Olivier Bertin wiederssehen, ehe sie nicht ihr früheres Aussehen wiedergewonnen. Sie sah ein, daß sie zu mager geworden, daß das Gesicht von Frauen in ihrem Alter voll sein müsse, um noch gut auszusehen, und nun suchte sie sich durch Spazierengehen auf der Straße und im Walde Appetit zu machen, und obwohl sie müde, doch ohne hungrig zu sein, heimkehrte, zwang sie sich, zu essen.

Der Graf, der fort wollte, begriff nicht recht ihre Weigerung mitzukommen. Als er nun sah, daß ihr Wille nicht zu brechen war, erklärte er, er würde allein nach Paris zurückkehren, und stellte es seiner Frau anheim, nachzufolgen, wann sie wolle.

Am folgenden Tag bekam sie die Depesche, die Oliviers Ankunft anzeigte.

Sie hatte vor dem Augenblick, wo er sie wieder sähe, solche Angst, daß sie Lust hatte, zu entfliehen. Sie hätte gern noch acht oder vierzehn Tage gewartet. Binnen acht Tagen kann sich das Aussehen, wenn man sich pflegt, ganz verändern, da Frauen, auch wenn sie noch jung und gesund sind, doch manchmal von einem Tag zum andern anders aussehen. Aber der Gedanke daran, im vollen Sonnenlicht, im Freien vor Olivier in der hellen Augustsonne dazustehen, neben dem jungen frischen Munchen, war ihr so un-

erträglich, daß sie sich entschloß, garnicht an den Bahnhof zu gehen und den Maler im gedämpften Licht des Salons zu erwarten.

Sie war auf ihr Zimmer gegangen und sann nach. Ab und zu kam ein warmer Windhauch durchs Fenster, daß sich die Vorhänge bewegten. Die Grillen zirpten. Sie hatte sich noch nie so traurig gefühlt. Es war nicht mehr der gewaltige Schmerz, der ihr Herz zerbrochen und zerrissen, der sie zu Boden geworfen vor dem leblosen Körper ihrer geliebten alten Mutter. Dieser Schmerz, den sie für unheilbar gehalten, hatte sich in ein paar Tagen so besänftigt, daß es nur noch die Erinnerung war, unter der sie litt. Aber sie fühlte sich jetzt von tiefer Melancholie umfangen, die nie wieder von ihr weichen würde.

Sie hatte Lust zu weinen, eine unwiderstehliche Lust — und wollte doch nicht. Jedesmal, wenn sie fühlte, daß ihr die Lider naß wurden, wischte sie sie schnell ab, stand auf, ging hin und her, sah in den Park hinaus, wo über den großen Bäumen am blauen Himmel die Raben langsam ihre schwarzen Kreise zogen.

Dann ging sie an den Spiegel, betrachtete sich, wischte eine Thränenbahn ab, indem sie mit der Puderquaste vom Augewinkel herabfuhr, sah nach der Uhr und suchte sich klar zu machen, bis zu welcher Stelle der Straße er wohl jetzt gekommen sein könnte.

Wie alle Frauen, die eingebildete oder wirkliche Seelenschmerzen haben, hing sie sich nun an ihn mit verzweifelter Zärtlichkeit. Bedeutete er für sie nicht alles, alles, mehr als das Leben selbst. Alles, was ein Wesen für uns wird, wenn man einzig nur dies liebt, und sich alt werden fühlt.

Plötzlich hörte sie in der Ferne Peitschentknall, lief ans Fenster und sah den Phaëton, der um den Rasenplatz in sinkem Trab der beiden Pferde bog.

Olivier saß neben Annchen und winkte mit dem Taschentuch, als er die Gräfin am Fenster erblickte, und sie antwortete grüßend mit beiden Händen.

Dann ging sie klopfenden Herzens hinab, doch glücklich, jetzt ganz erregt von der Freude, ihn so nahe zu fühlen, ihn sprechen zu können, ihn zu sehen.

Im Vorsaal, vor der Thür des Salons, trafen sie sich. Er öffnete beide Arme mit unwiderstehlicher Bewegung und fragte in Tone wirklicher Leidenschaft:

— O, meine arme Gräfin, darf ich Sie umarmen?

Sie schloß die Augen, bot ihm beide Wangen, preßte sich an ihn, und, während er die Lippen auf ihr ruhen ließ, flüsterte sie ihm ins Ohr: „Ich liebe Dich.“

Dann sah Olivier, ohne die Hand, die er drückte, loszulassen sie an und sagte:

— Aber dies traurige Gesicht!

Sie verlor beinahe die Besinnung. Er fuhr fort:

— Ja, ein bißchen bleich, aber das macht nichts.

Sie stammelte, um ihm zu danken:

— Ach, lieber Freund, lieber Freund, — sie fand keine anderen Worte.

Aber er hatte sich umgedreht, suchte Annchen hinter sich, die verschwunden war, und rief dann plöblich:

— Ein seltsames Gefühl, Ihre Tochter in Trauer zu sehen!

— Warum? — fragte die Gräfin.

Mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit rief er:

— Wieso? Warum? Das ist ja Ihr Bild, das ich gemalt habe, mein Bild, genau so, wie Sie waren, als ich Sie bei der Herzogin damals zum ersten Mal sah. Wissen Sie noch die Thür, durch die Sie unter dem Feuer meiner Blicke hindurch gingen, wie ein

Kriegsschiff unter den Kanonen eines Forts durchfährt? Ich sage Ihnen, wie ich vorhin am Bahnhof die Kleine auf dem Bahnsteig stehen sah, ganz in Schwarz, das blonde Haar wie Sonnenschein das Gesicht umrahmend, war ich ordentlich erschrocken, den Thränen nahe. Ich kann Ihnen sagen, das ist zum verrückt werden, wenn man Sie, wie ich, gekannt hat. Ich, der Sie genauer angesehen hat, als irgend einer auf der Welt und der Sie gemalt hat, Gräfin, ich habe wahrhaftig gedacht, Sie hätten sie ganz allein auf die Bahn geschickt, um in mir diesen Eindruck hervorzurufen. Mein Gott, mein Gott, war ich erstaunt! Ich sage Ihnen, das war zum verrückt werden.

Er rief: — Annschen! Annschen!

Die Stimme des jungen Mädchens antwortete von draußen, wo sie den Pferden Zucker gab:

— Hier! Hier!

— Komm doch!

Sie kam herbei.

— Stell Dich einmal neben Deine Mutter.

Sie stellte sich hin, und er verglich sie. Mechanisch, ohne davon überzeugt zu sein, wiederholte er fortwährend: „Ja, es ist fabelhaft, fabelhaft!“ — Denn sie sahen sich nun, Seite an Seite, weniger ähnlich, als wie sie Paris verlassen hatten. Das junge Mädchen hatte in dem schwarzen Kleid etwas ganz Neues, Frisches bekommen, während die Mutter längst nicht mehr das glänzende Haar besaß und den Teint, mit dem sie einst den Maler entzückt, als er sie zuerst gesehen.

Dann traten die Gräfin und er in den Salon. Er schien glücklich.

— O, das war eine gute Idee, daß ich gekommen bin. — Er unterbrach sich. — Nein, Ihr Mann hat sie für mich gehabt. Er hat mich abgeschickt, um

Sie wieder zu holen, und wissen Sie, was ich Ihnen vorschlage? Nein, Sie wissen es nicht, nicht wahr? Nun, ich schlage Ihnen vor, gerade bei der Hitze hierzubleiben. Paris ist fürchterlich jetzt, — auf dem Lande aber ist es wunderschön, nein, — ist es hier schön!

Mit dem Abend wurde es frisch im Park, aus der Erde stiegen Dünste auf und umschleierten leicht den Horizont. Die drei Kühe standen auf dem Rasen, den Kopf gesenkt, und weideten gierig, und vier Pfauen flogen mit lautem Flügelschlag auf eine Eeder, wo sie gewöhnlich unter den Fenstern des Schlosses die Nacht zubrachten. In der Ferne hörte man Hundegebell, und die stille Abendluft trug menschliche Stimmen herüber. Ein paar Sätze vernahm man vom Felde her, von einem Acker zum anderen gesprochen, und den kurzen gutturalen Ruf, mit dem man das Vieh antreibt.

Der Maler in bloßem Kopf, mit leuchtenden Augen, zog tief die Luft ein, und wie die Gräfin ihn ansah, sagte er: — So ist das Glück.

Sie trat zu ihm.

— Es dauert nie.

— Wir müssen es erfassen, wenn es uns naht.

Sie antwortete lächelnd:

— Bisher liebten Sie das Landleben doch nicht.

— Ich liebe es heute, weil Sie da sind. Ich könnte nirgends leben, wo Sie nicht sind. Wenn man jung ist, kann man auch in der Ferne verliebt sein, durch Briefe, Gedanken, durch reine Begeisterung, vielleicht weil man das Leben vor sich fühlt, vielleicht auch, weil man mehr Leidenschaft hat als Zuneigung. In meinem Alter dagegen ist die Liebe eine süße Schwachheit, der Trost der Seele, die flügelahm sich nicht mehr zu idealen Träumen aufschwingen kann. Und dann fühle ich wohl, daß ich keine Zeit mehr

zu verlieren habe, um noch zu genießen, was mir bleibt.

— Alt, oh! — sagte sie und nahm seine Hand.

Er fuhr fort:

— Jawohl, jawohl, ich bin alt, alles beweist es mir. Mein Haar, mein Charakter, der sich geändert hat, die Traurigkeit, die über mich kommt. Teufel! das habe ich bisher nicht gekannt, Traurigkeit! Wenn einer mir gesagt hätte, als ich dreißig Jahr alt war, daß ich eines Tages ohne Grund traurig sein würde, ich hätte es weiß Gott nicht geglaubt. Das ist ein Beweis, daß auch mein Herz alt geworden ist.

Sie antwortete aus voller Überzeugung: — O, mein Herz ist noch ganz jung, das hat sich nicht verändert. Ja, es ist vielleicht jünger geworden. Es war zwanzig und jetzt ist es nur noch sechzehn.

Am offenen Fenster blieben sie so lange stehen, beim Hauch des Abends, eng nebeneinander, enger als sie es je gewesen, in dieser Stunde der Bärtlichkeit, in Dämmerung gehüllt, wie der Tag, der zur Rüste ging.

Der Diener trat ein und meldete:

— Es ist angerichtet.

Sie fragte: — Haben Sie es meiner Tochter gesagt?

— Die Komtesse ist schon im Wohnzimmer.

Sie setzten sich alle drei zu Tisch. Die Läden waren geschlossen, zwei große Armleuchter mit je sechs Lichtern bestrahlten Annchens Gesicht, daß ihr Haar wie Gold glänzte. Bertin lächelte und blickte sie immerfort an.

— Nein, ist sie hübsch in Schwarz, — sagte er.

Und er wendete sich zur Gräfin, das junge Mädchen bewundernd, als danke er der Mutter für den Anblick, den sie ihm verschafft.

Als sie wieder im Salon waren, war der Mond über den Bäumen des Parkes aufgegangen. Ihre dunkle Masse sah aus, wie eine große Insel, und das Feld dahinter glich einem Meer, das unter den Dunstschleiern, die über die Flächen wogten, verborgen lag.

— Oh, Mama, wir wollen spazieren gehen, — sagte Annchen.

Die Gräfin war einverstanden.

— Ich nehme Julio mit.

— Ja, wenn Du willst.

Sie gingen. Das junge Mädchen sprang voraus und spielte mit dem Hund. Als sie am Rasen vorbeikamen, hörten sie von weitem die Kühe schnauben, die erwacht waren, weil sie ihren Feind witterten und nun den Kopf hoben und ihm nachblickten. Weiter drüben unter den Bäumen warf der Mond durch die Zweige einen feinen Strahlenregen auf die Erde hernieder über die Blätter und auf den Weg, wo er sich in kleinen gelben Lichtflecken abzeichnete. Annchen und Julio liefen dahin, sie schienen in dieser klaren Nacht lustig zu sein und hüpfen umher.

In den Lichtungen, auf die das Mondlicht wie auf eine Wasserfläche fiel, erschien das junge Mädchen wie ein Gespenst, und der Maler rief sie zurück, ganz betroffen von dieser schwarzen Erscheinung, deren helles Antlitz leuchtete. Wenn sie dann wieder fortgelaufen war, drückte er der Gräfin die Hand und, sobald sie tiefer in den Schatten traten, küßte er sie, als ob jedes Mal Annchens Anblick die Blut seines Herzens neu entfacht hätte.

Endlich kamen sie an den Rand der Ebene, wo sich in der Ferne hier und da die Baumgruppen und die Pachtthöfe abzeichneten. Weit dehnte sich der Horizont aus durch das milchige Licht, das über die Felder gegossen war. Es war still. Hoch am Himmel standen

ein paar kleine schmale Wolken wie aus Silber gearbeitet. Wenn man ein paar Augenblicke unbeweglich stand, hörte man in diesem nächtlichen Schweigen ein unbestimmtes, fortwährendes Rauschen des Lebens, tausend feine Töne, deren leiser Zusammenklang einem zuerst wie vollkommene Stille erschien.

In einer benachbarten Wiese klang der Doppelschlag einer Wachtel. Julio spitzte die Ohren und stürmte dem Vogelschrei nach davon. Annychen folgte ihm, leichtfüßig wie er, vornübergebeugt mit angehaltenem Atem.

— Ach, — sagte die Gräfin, die mit dem Maler allein geblieben war, — warum gehen Momente, wie dieser, so schnell vorbei? Nichts kann man fest halten, nichts fesseln! Man hat nicht einmal Zeit, auszukosten was schön ist, schon ist es zu Ende.

Olivier küßte ihre Hand und sagte lächelnd:

— Ich bin heute abend nicht philosophisch aufgelegt, ich genieße die Stunde.

Sie flüsterte: — Sie lieben mich nicht so, wie ich Sie.

— O, das wollen wir doch sehen.

Sie unterbrach ihn:

— Mein. Sie lieben in mir, wie Sie es vor Tisch sehr gut ausgedrückt haben, eine Frau, die alles erfüllt, was Ihr Herz braucht, eine Frau, die Ihnen nie ein Leid zugefügt und Ihnen vielleicht ein bißchen Glück gegeben hat. Das weiß ich, das fühle ich. Ja, ich habe das Bewußtsein, ich bin glücklich darüber, daß ich Ihnen gut, nützlich und hilfreich gewesen bin. Sie haben alles, was Sie an mir Angenehmes finden, geliebt und lieben es noch. Meine Aufmerksamkeit für Sie, meine Bewunderung, mein Wunsch Ihnen zu gefallen, meine Leidenschaft, und daß ich Ihnen das Tiefste meiner Seele geschenkt habe. Aber mich lieben Sie nicht. Verstehen Sie?

„Ach, das fühle ich, wie man einen kalten Luftzug spürt. Sie lieben in mir tausend Dinge. Meine Schönheit, die von mir geht, meine Ergebenheit, den Geist, den man mir nachsagt, alles, was man in der Gesellschaft von mir denkt, was ich von Ihnen denke. Aber nicht mich, mich, nichts als mein „Ich“. Verstehen Sie?“

Er lächelte freundschaftlich:

— Nein, das verstehe ich nicht recht. Sie machen mir Vorwürfe, auf die ich gar nicht gefaßt war.

Sie rief: — Ach mein Gott, ich möchte Ihnen ja nur klar machen, wie ich Sie liebe. Ich suche es und finde es nicht. Wenn ich an Sie denke, und ich denke immer an Sie, fühle ich bis in die Tiefe meines Herzens, meiner Seele den Wunsch, Ihnen zu gehören, ein unwiderstehliches Bedürfnis, Ihnen noch mehr zu geben von mir. Ich möchte mich Ihnen ganz opfern, denn wenn man liebt, giebt es nichts Schöneres als zu schenken, immer wieder zu schenken, alles zu verschenken, sein Leben, sein Denken, seinen Leib, was man hat, und zu empfinden, daß man giebt, und alles zu wagen, um noch mehr zu geben. Ich liebe Sie so, daß ich durch Sie leiden möchte, daß ich die Qualen der Eifersucht, all den Kummer gern leide, den ich empfinde, wenn ich fühle, daß Sie nicht mehr zärtlich gegen mich sind. Ich liebe in Ihnen ein Wesen, das nur ich entdeckt habe, nicht Ihr „Ich“, das der Welt gehört, das man bewundert, das man kennt, — nein, ein Wesen, das mir gehört, das sich nicht mehr ändern kann, das nicht altern kann, das ich immer lieben muß, denn meine Augen seh'n nur dieses Wesen. Aber das kann man nicht ausdrücken, dafür giebt es keine Worte.

Er sagte ein paar Mal leise:

— Liebe, liebe Any.

Julio kehrte in langen Sprüngen zurück. Er

hatte die Wachtel nicht aufgespürt, die geschwiegen, sobald er sich genähert, und Annchen kam ganz außer Aem hinterdrein.

— Ich kann nicht mehr, — rief sie, — Herr Maler, ich muß mich an Ihnen festhalten.

Sie lehnte sich auf den freien Arm Oliviers. Und indem er so zwischen den beiden Frauen ging, traten sie unter die dunklen Bäume zurück. Sie sprachen nicht mehr. Er schritt dahin ganz in Beschlag genommen von beiden, von einem weiblichen Fluidum, das bei ihrer Berührung in ihn überströmte. Er suchte sie nicht zu sehn, denn er fühlte sie an seiner Seite, er schloß sogar die Augen, um ihre Nähe besser zu empfinden. Sie führten und leiteten ihn, und er ging seines Wegs ganz erfüllt von ihnen, von der zur Linken wie zur Rechten, ohne sich klar zu sein, welche links, welche rechts war, welches die Mutter, welches die Tochter. Mit unbewußter, raffinierter Sinnlichkeit überließ er sich diesem Zauber. Er suchte sie sogar in seinem Herzen zu vermengen, daß er sie in Gedanken nicht mehr unterschied, und er war glücklich über diese Täuschung. War es nicht eine einzige Frau, diese Mutter und diese Tochter, die sich so ähnlich waren, und war die Tochter nicht nur auf die Erde gekommen, um seine Liebe zur Mutter zu verjüngen?

Als er die Augen öffnete, wie sie ins Schloß traten, war es ihm, als hätte er die schönsten Augenblicke seines Lebens durchkostet, als hätte er die seltsamste, unerklärlichste, tiefste Bewegung durchgemacht, die über einen Mann kommen kann, den der Zauber von zwei Frauen zugleich berauscht.

— O, dieser wundervolle Abend, — sagte er, als er beim Licht der Lampen zwischen ihnen stand.

Annchen rief: — Ich bin garnicht müde heute, wenn es schön ist, gehe ich die ganze Nacht spazieren.

Die Gräfin sah nach der Uhr.

— O, es ist halb zwölf, Du mußt zu Bett, mein Kind.

Sie trennten sich, und jeder suchte sein Zimmer auf. Aber nur das junge Mädchen, das nicht hatte zu Bett gehen wollen, schlief schnell ein.

Am andern Morgen sagte die Jungfer, als sie zur gewöhnlichen Stunde die Vorhänge und Läden geöffnet, den Thee gebracht und ihre noch schlaftrunkene Herrin ansah:

— Frau Gräfin sehen schon besser aus heute.

— Wirklich?

— Jawohl. Das Gesicht von Frau Gräfin ist viel mehr ausgeruht.

Die Gräfin wußte wohl, ohne sich in den Spiegel gesehen zu haben, daß dem so war. Sie fühlte ihr Herz leicht, es klopfte nicht, sie fühlte sich wieder aufleben. Das Blut pulste ihr nicht schnell durch die Adern, heiß, fiebrig, Unruhe und Entnervung in ihren Körper tragend, sondern ein laues Wohlgefühl und eine glückliche Sicherheit waren über sie gekommen.

Als das Mädchen hinausgegangen war, beguckte sie sich im Spiegel. Sie war etwas erstaunt, denn sie fühlte sich so wohl, daß sie meinte, im Jahre jünger geworden zu sein in einer einzigen Nacht. Dann sah sie das Kindische dieser Hoffnung ein, und nachdem sie sich noch einmal betrachtet, begnügte sie sich damit, festzustellen, daß nur ihr Teint klarer war, ihre Augen weniger müde, und die Lippen lebhafter als am Morgen vorher. Da sie zufrieden war, konnte sie nicht traurig werden, und sie dachte lächelnd: „Ja, in ein paar Tagen gehts mir ganz gut. Der Schlag traf mich zu schwer, als daß ich mich so schnell hätte erholen können.“

Aber sie blieb lange, sehr lange vor dem Toiletten-

tisch sitzen, wo auf einem spitzenbesetzten Mousselintuch vor einem schön geschliffenen Krystallspiegel in koketter Anordnung alle kleinen Toilettegegenstände aus Elfenbein mit Namenszug und Krone lagen. Sie waren ohne Zahl, reizend, alle verschieden, zu geheimem und delikatem Gebrauch, die einen in Stahl, fein, schneidend, in seltsamen Formen wie chirurgische Instrumente, andere rund, weich, mit Federn besetzt oder mit seltenem Leder bespannt, um auf die Haut die duftenden Puder, die Salben und Öle aufzutragen.

Sie drehte sie lange in den geschickten Fingern, glitt mit einem Streicheln, das süßer war denn ein Kuß, von den Lippen bis zu den Schläfen, indem sie die Stellen, die ihr nicht gefielen, wieder in Ordnung brachte, unter den Augen hinstrich und die Augenbrauen glättete. Als sie endlich in den Salon hinunterging, war sie ihrer Sache gewiß, daß der erste Anblick nicht zu unvorteilhaft sein würde.

— Wo ist Herr Bertin? fragte sie den Diener, den sie im Vorsaal traf.

Der Mann antwortete:

— Herr Bertin ist im Garten und spielt Tennis mit der jungen Gräfin.

Von weitem hörte sie, wie sie die Points ansagten. Abwechselnd rief die tiefe Stimme des Malers oder die feine des jungen Mädchens: „Fünfzehn, dreißig, vierzig, **advantage, even, advantage, set!**“

Der Obstgarten, in dem ein Tennisplatz hergerichtet worden, war eine große viereckige Wiese mit Apfelbäumen bestanden, vom Park, dem Gemüsegarten und den Wirtschaftsgebäuden des Gutes umschlossen. Längs des Grabens, der ihn auf drei Seiten umgab wie ein Festungswerk, waren Bäume gepflanzt, lange Beete mit den verschiedensten Blumenbeständen, seltenen oder Feld- und Wiesenblumen,

eine Menge Rosen, Nelken, Heliotrop, Fuchsien, Reseden und vielen anderen, die dufteten wie Honigseim, wie Bertin sagte. Bienen schwirren aus den Bienenkörben, die längs der Mauer an den Obstspalieren des Gemüsegartens standen, summend hin und her.

Mitten in diesem Obstgarten hatte man ein paar Bäume niedergeschlagen, um den Platz für das Tennis frei zu machen. Ein Netz war zwischen den beiden Hälften des Spielplatzes gespannt.

Annchen stand auf der einen Seite, den schwarzen Rock in die Höhe gesteckt, barhaupt, und jedesmal, wenn sie vorsprang, um den Ball zurückzugeben, sah man ihre Knöchel und die halbe Wade. Sie lief vor, ging zurück, sprang hin und her mit glänzenden Augen und roten Wangen, durch das sichere, ruhige Spiel ihres Gegners ermüdet und außer Atem.

Er trug eine weiße Flanellhose über dem gleichfarbigen Hemd mit einem Gürtel geschlossen und eine gleichfalls weiße Mütze mit Schirm. So stand er da, etwas wohlbeleibt, erwartete ruhig den Ball, berechnete genau sein Auftreffen, fing ihn auf und schlug ihn zurück, ohne zu laufen, ohne sich anzustrengen, mit eleganter Gelassenheit, mit der gespannten Aufmerksamkeit und der berufsmäßigen Geschicklichkeit, die er allem Sport entgegenbrachte.

Annchen sah ihre Mutter und rief:

— Guten Morgen, Mama! Bitte, eine Minute, bis wir die Partie fertig haben.

Dieser kurze Augenblick genügte, daß der Ball, der scharf zurückgeschleudert, tief über den Boden hinschoß, außerhalb auftraf und das Spiel zu Ende war.

Während Bertin „Gewonnen!“ rief, behauptete das junge Mädchen, er habe nur den Augenblick benutzt, wo sie nicht aufgepaßt. Julio, abgerichtet, die Bälle zu apportieren, wie ein Rebhuhn das ins Gebüsch gefallen, sprang, als der Ball im Gras hin-

rollte, hinter ihm drein, apportierte ihn geschickt mit dem Maul und brachte ihn wedelnd an.

Der Maler begrüßte nun die Gräfin, aber da er eifrig beim Spiel war und, durch den Kampf erregt, sich froh und frisch fühlte, warf er auf das ihm zu Ehren so sorgsam behandelte Gesicht nur einen kurzen zerstreuten Blick und fragte: — Erlauben Sie, liebe Gräfin, ich fürchte mich zu erkälten und wieder das Reißen zu bekommen.

— Ich bitte, — sagte sie.

Sie setzte sich auf einen Haufen, den Spielplatz frei zu machen, frisch gemähtes Heu und sah ihnen nun plötzlich traurig gestimmt zu.

Ihre Tochter ärgerte sich, immer zu verlieren, erregte sich und rief manchmal ein „Oh“ und ein „Hurrah“, sprang mit plötzlichem Satz von einem Ende des Platzes zum andern, und dabei fielen ihr die Haare ins Gesicht, gingen auf und hingen ihr über die Schultern herab. Sie nahm sie, klemmte den Schläger zwischen die Kniee und steckte sie mit ungeduldiger Bewegung mit ein paar Nadeln aufs Geratewohl in ihrer Haarflut fest.

Und Bertin rief von weitem der Gräfin zu:

— Ist sie nicht hübsch so, und frisch wie der junge Tag!

Ja, sie war frisch, sie konnte laufen, heiß werden, rot; es schadete nichts, wenn ihr das Haar aufging, sie konnte alles thun und wagen, denn alles stand ihr gut.

Als sie nun mit Eifer wieder ans Spiel gingen, wurde die Gräfin immer melancholischer. Sie überlegte, daß Olivier das Ballspielen, diese kindische Bewegung, dieses Vergnügen junger Katzen, die einem wehenden Papier nachspringen, dem süßen Gefühl vorzog, an ihrer Seite zu sitzen, an diesem wonnigen Morgen sie liebevoll an sich zu drücken.

Als in der Ferne die Glocke zum Frühstück klang, war es ihr wie eine Erlösung, als fiel ihr eine Last vom Herzen. Wie sie dann nach dem Haus zurückkehrten und er ihr den Arm gab, sagte er:

— Das hat mir einen kindischen Spaß gemacht. Es ist doch wundervoll, jung zu sein, oder wenigstens zu glauben, daß man's ist. Ja, ja, ja, nur das ist schön! Wenn man nicht mehr laufen mag, dann ist's alle.

Als sie vom Tisch aufstanden, schlug die Gräfin, die Tags zuvor zum ersten Male das Grab ihrer Mutter nicht besucht, vor, den Kirchhof zu besuchen; und sie gingen alle drei ins Dorf. Sie mußten durch den Wald, den ein Bach durchfloß, „der Laubfrosch“ genannt, wahrscheinlich wegen der kleinen Frösche, die ihn bevölkerten. Dann mußten sie ein Stück über das freie Feld, ehe sie zur Kirche gelangten, die von einer Anzahl Häusern umgeben war, wo der Kolonialwarenhändler, der Bäcker, der Fleischer, der Weinhändler und ein paar andere bescheidene Kaufleute, die die Gegend mit ihren Produkten versorgten, wohnten.

Der Gang war still, es wurde wenig gesprochen. Sie dachten alle an die Tote. Am Grab knieten die beiden Damen hin und beteten lange. Die Gräfin blieb niedergebeugt und unbeweglich, das Taschentuch vor den Augen, denn sie fürchtete sich zu weinen, fürchtete, die Thränen könnten ihre Wangen hinablaufen. Sie betete nicht, wie sie es bis dahin täglich gethan, in einer Art Anrufung ihrer Mutter, die dort unter der Marmorplatte des Grabes lag, mit verzweifelter Inbrunst so lange, bis sie meinte an der großen Verzweiflung ihres Schmerzes zu fühlen, daß die Tote sie hörte, sondern sie stammelte nur eifrig ein Vaterunser und Ave Maria. An diesem Tag hatte sie nicht Kraft und Spannung genug zu dieser grausamen einseitigen Zwiesprache mit dem, was von

diesem Wesen unsterblich die Grube umschwebte, dessen leibliche Reste sie umschloß. Andere Gedanken waren in ihr Herz gedrungen, hatten sie bewegt, gequält und zerstreut, und ihr andächtiges Gebet stieg voll unausgesprochener Wünsche zum Himmel auf. Sie bat Gott, Gott den unerforschlichen, der all die armen Kreaturen auf diese Welt gesetzt, er möge mit ihr eben so viel Mitleid haben wie mit der, die er zu sich gerufen.

Sie hätte nicht sagen können, um was sie ihn bat, so unbestimmt und versteckt waren noch ihre Wünsche, aber sie fühlte, daß sie der göttlichen Hilfe bedürfe, eines übernatürlichen Schutzes gegen nahende Gefahr und unausbleibliches Leid.

Annchen hatte die Gebete hergesagt mit geschlossenen Augen und träumte nun, denn sie wollte nicht vor der Mutter aufstehen.

Olivier Bertin betrachtete sie in dem Gedanken, daß er vor sich ein wundervolles Bild sehe und nur bedauere, nicht eine Skizze davon machen zu können.

Als sie zurückkehrten, sprachen sie über das Leben im Tone einer weichen, weltfremden Philosophie, bittere und poetische Ideen anführend, in der Art wie so oft zwischen Männern und Frauen gesprochen wird, denen das Leben ein wenig weh gethan und die sich finden in gemeinsamem Leid.

Annchen, die für solche Betrachtungen noch nicht reif war, blieb alle Augenblicke zurück, um eine Feldblume am Wege zu pflücken. Aber Olivier, der sie bei sich behalten wollte, den es nervös machte, daß sie fortwährend fortließ, ließ sie nicht aus den Augen. Es erregte ihn, daß die Farbenpracht der Pflanzen ihr mehr Spaß machte als seine Worte. Es war ihm ein unerklärliches, unangenehmes Gefühl, daß er sie nicht fesseln, sie nicht in seinen Bann ziehen konnte, wie ihre Mutter, und es überkam ihn die

Lust, die Hand nach ihr auszustrecken, sie zu fassen, sie zurückzuhalten, ihr zu verbieten, fortzulaufen. Er fühlte in ihr zu viel unruhige Jugend, Gleichgiltigkeit, Freiheit, Freiheit wie sie der Vogel, wie sie der junge Hund empfindet, der nicht gehorcht, der nicht kommt, wenn man ihn ruft, der Unabhängigkeitsgefühl in den Adern hat, jenen Naturtrieb nach Freiheit, den Drohungen und Peitsche noch nicht überwunden.

Um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sprach er von heiteren Dingen, manchmal fragte er sie etwas, suchte in ihr den Wunsch zu erwecken, zuzuhören, ihre weibliche Neugierde zu erregen. Aber es war, als bliese heute der launische Wind in Annchens Kopf, wie er über die wogenden Ähren strich, als träge und zerstreute er ihre Aufmerksamkeit in den weiten Raum. Denn kaum hatte sie die gleichgiltige Antwort, die er von ihr erwartete, mit zerstreutem Blick gegeben, als sie schon wieder fortlief und Blumen suchte. Das brachte ihn zur Verzweiflung, eine kindische Ungeduld packte ihn, und wie sie ihre Mutter bat, ihr den ersten Blumenstrauß zu halten, damit sie noch einen zweiten suchen könne, nahm er sie beim Arm und hielt sie fest, damit sie nicht wieder fort sollte. Lächelnd wehrte sie sich und zog mit aller Kraft, um sich los zu machen. Da gebrauchte er, von einem männlichen Instinkt getrieben, das Hilfsmittel der Schwachen: ihre Aufmerksamkeit konnte er nicht fesseln so fing er sie damit, daß er ihre Koletterie auf die Probe stellte.

— Sag mal, — sagte er, — was ist denn Deine Lieblingsblume? Ich lasse Dir eine Brosche daraus machen.

Erstaunt hielt sie inne: — Wieso eine Brosche?

— Nun aus Steinen von derselben Farbe, wenn's der Mohn ist, aus Rubinen; aus Saphiren, wenn

Du die Kornblumen liebst, und ein kleines Blatt kommt dazu aus Smaragd.

Annchens Gesicht strahlte von dankbarer Freude, wie die Züge der Frauen, die etwas versprochen oder geschenkt bekommen.

— O, Kornblumen, das wäre reizend, — sagte sie.

— Also gut, Kornblumen. Sobald wir wieder in Paris sind, wird bestellt.

Jetzt lief sie nicht mehr fort. An ihn gefesselt durch den Gedanken an die Brosche, die sie sich schon in ihrer Phantasie vorstellte, fragte sie:

— Dauert es sehr lange, so was zu machen?

Er lachte, er hatte sie gefangen.

— Das weiß ich nicht, das hängt von der Schwierigkeit ab. Wir müssen den Juwelier ein bißchen treiben.

Plötzlich kam ihr ein trauriger Gedanke:

— Aber ich kann sie ja nicht tragen, da wir doch in Trauer sind.

Er hatte den Arm des jungen Mädchens genommen und drückte ihn an sich:

— Nun, dann hebst Du sie hübsch so lange auf, bis die Trauer zu Ende ist. Du kannst sie doch immer angucken so lange.

Wie am Abend vorher schritt er zwischen ihnen, von ihnen gestreift, zwischen ihren Schultern, und abwechselnd, um zu sehn, wie sie die gleichen Augen mit den schwarzen Pupillen auf ihn richteten, sprach er mit ihnen, indem er sich abwechselnd einmal zu dieser, einmal zu jener wandte. Nun wo die Sonne hell schien, verwechselte er weniger die Gräfin mit Annchen. Aber mehr und mehr ward das junge Mädchen das Bild, das er von früher noch von der Mutter im Herzen trug. Er hatte Lust, sie eine nach der andern zu küssen. Die eine, um auf ihrer Wange und ihrem

Nacken ein wenig von jener rosigen blonden Frische wiederzufinden, die er einst geliebt und die er heute, wie durch ein Wunder erneut, wieder vor sich sah. Die andere, weil er sie noch immer liebte, und weil von ihr der mächtige Reiz der alten Gewohnheit ausging.

In diesem Augenblick merkte er sogar, daß seine Sehnsucht nach ihr, die seit langem nachgelassen, und seine Zuneigung wieder aufflammte beim Anblick ihrer wiedererstandenen Jugend.

Annchen lief wieder davon, um Blumen zu suchen. Olivier rief sie nicht zurück, als ob ihn die Berührung ihres Armes und die Freude, die er ihr gemacht, beruhigt. Aber er folgte all ihren Bewegungen mit den Blicken, mit der Freude, die man empfindet, etwas zu sehen, das unsern Augen wohlthut. Wenn sie zurückkam, die Gräser in der Hand, atmete er tiefer, im unbewußten Wunsche, irgend etwas von ihr in sich aufzunehmen, einen Hauch ihres Atems, die Wärme ihrer Haut in der durch ihr Laufen erregten Luft. Glückselig sah er sie an, wie man die Morgenröthe betrachtet, wie man einer Musik lauscht. Es that ihm wohl, wenn sie sich niederbückte, wenn sie sich aufrichtete, wenn sie beide Arme hob, um ihr Haar zu ordnen, und von Stunde zu Stunde mehr und mehr wurde in ihm das Bild vergangener Zeiten wach. Sie hatte eine Art zu sprechen, nett zu thun, Bewegungen, die ihm immerfort die Wonne vergangener Zeiten ins Gedächtnis zurückführten. Durch sie wurde die Erinnerung, von der er keine bestimmte Vorstellung mehr hatte, wie ein noch heute währender Traum. Zeit, Daten, das Alter seines Herzens verschwamm im Nebel, und indem vergangene Leidenschaften wieder aufflammten, mischte sich, ohne daß er es selbst merkte, das Gestern mit dem Heute, die Erinnerung mit der Hoffnung.

Er fragte sich, indem er in seinem Gedächtnis suchte, ob die Gräfin zur Zeit ihrer größten Blüte einen solch schmiegsamen, unwiderstehlichen, kapriziösen Liebreiz gehabt, diese Grazie eines jungen Jöhlers, das hüpf und springt. Nein, sie war mehr entwickelt und weniger wild gewesen, ein Stadtkind, dann eine Stadtdame, die nie die Landluft eingeatmet, nie auf der Wiese getollt; sie war hübsch geworden im Dunkel der Häuser und nicht im freien Sonnenlicht.

Als sie ins Schloß zurückgekehrt waren, begann die Gräfin, an ihrem kleinen Schreibtisch in der Fensterische Briefe zu schreiben. Annchen begab sich auf ihr Zimmer, und der Maler ging mit langsamen Schritten, eine Cigarre im Munde, die Hände auf dem Rücken verschränkt, auf den Park-Wegen spazieren. Aber er entfernte sich nicht so weit, daß er die weiße Fassade und das hohe Dach ganz aus den Augen verloren hätte. Sobald das Haus hinter den Baumgruppen und den Sträuchern einmal verschwand, ward es dunkel in seiner Seele, wie wenn eine Wolke über die Sonne tritt, und wenn das Haus dann wieder durch das Laub schimmerte, blieb er einen Augenblick stehen, um nach den hohen Fenstern hinaufzuschauen. Dann ging er wieder weiter.

Er fühlte sich erregt und zufrieden. Womit zufrieden? Mit allem.

Die Luft schien ihm rein, das Leben schön und heiter an diesem Tag. Er war wieder frisch wie ein Knabe, wäre am liebsten herumgelaufen, hätte die gelben Citronenfalter gefangen, die über den Rasen schwebten, als hingen sie an einer Gummischnur. Er trällerte eine Melodie aus einer Oper. Mehrmals hinter einander fiel ihm das berühmte Lied ein: „Laß mich Dein holdes Antlitz schauen“, und er fand darin einen tiefen Ausdruck, der ihm bis jetzt noch nicht klar geworden.

Plötzlich fragte er sich, wie es nur möglich sei, daß er sich mit einem Male so geändert. Gestern noch in Paris erregte ihn alles, ekelte, ärgerte ihn. Heute war er ruhig, zufrieden, als hätte eine freundliche Gottheit seine Seele gänzlich umgewandelt. Diese Gottheit, dachte er, hätte meinen Leib auch ein bißchen auffrischen und mich wieder jung machen können.

Plötzlich sah er Julio im Gebüsch umherjagen. Er rief ihn, und als er des Hundes feinen, mit langen Behängen gezierten Kopf in den Händen hielt, setzte er sich ins Gras, ihn zu streicheln, lobte ihn, nahm ihn auf die Kniee, ward ganz zärtlich gegen ihn und küßte ihn, wie Frauen, deren Herz alle Augenblicke übergeht.

Nach Tisch blieben sie, statt wie am Abend vorher auszugehen, gemüthlich im Salon.

Plötzlich sagte die Gräfin:

— Wir werden aber doch wohl abreisen müssen!

Olivier rief:

— O! Sprechen Sie davon noch nicht. Als ich nicht da war, wollten Sie Roncières nicht verlassen; nun komme ich, und nun wollen Sie sofort weg.

— Lieber Freund, — sagte sie, wir können doch hier nicht alle drei ewig bleiben.

— Ewig soll's ja nicht sein, aber ein paar Tage. Ich bin doch oft wochenlang hier bei Ihnen gewesen.

— Ja, aber unter anderen Umständen. Als alle Welt hier verkehrte.

Da schmeichelte Annychen:

— O, Mama, nur noch ein paar Tage, zwei oder drei. Er lehrt mich so gut Tennis spielen; ich bin wütend, wenn ich verliere, und freue mich so, wenn ich Fortschritte mache.

Noch am Morgen hatte die Gräfin die Absicht gehabt, den Aufenthalt ihres Freundes bis zum Sonntag dauern zu lassen, und nun wollte sie plötzlich fort,

sie wußte nicht warum. Dieser Tag, von dem sie sich so viel versprochen, hatte eine tiefe Traurigkeit in ihrer Seele zurückgelassen, unbestimmt, zäh und ohne Ursache, wie ein Vorgefühl.

Als sie sich allein in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, grübelte sie, woher der neue Anfall von Schwermut kommen könnte. Hatte sie eine jener unerklärbaren Stimmungen gehabt, die so flüchtig sind, daß man sich kaum ihrer erinnert, aber die doch in tiefsten Herzenstiefen nachzittern? Vielleicht. Aber welche? Sie erinnerte sich wohl ein paar unangenehmer Augenblicke in dem tausendfachen Gefühlswechsel, der in ihrer Seele vor sich ging, in dem sie jede Minute anders empfand. Aber deswegen konnte sie nicht den Mut verlieren. Ich will zu viel, dachte sie, ich habe nicht das Recht, mich so zu quälen.

Sie öffnete das Fenster, um die frische Nachtluft einzuatmen, und aufgelehnt blieb sie und sah nach dem Mond.

Sie hörte ein leises Geräusch und senkte den Kopf. Olivier ging vor dem Schloß spazieren. — „Warum hat er denn gesagt, daß er auf sein Zimmer wollte,“ dachte sie. „Warum hat er mir nicht gesagt, daß er noch einmal fortging, warum mich nicht aufgefordert, mitzugehen? Er weiß wohl, daß mich das glücklich gemacht hätte. Woran denkt er nur?“

Der Gedanke, daß er sie zu seinem nächtlichen Spaziergang nicht hatte haben wollen, daß er lieber an diesem schönen Abend allein ging, seine Cigarette rauchend, denn sie sah den feurigen Punkt in der Luft, allein, wo er ihr die Freude hätte machen können, ihn begleiten zu können. Der Gedanke, daß er nicht unausgesetzt ihrer bedürfte, sich nicht unausgesetzt nach ihr sehnte, träufelte ihr neue Bitterkeit ins Herz. Sie wollte schon das Fenster schließen, um ihn nicht mehr zu sehen, nicht mehr in die Versuchung zu

kommen, ihn zu rufen, als er aufblickte und sie bemerkte. Er rief:

— Sieh mal an, Gräfin, Sie träumen in der Sternennacht!

Sie antwortete:

— Ja. Wie's scheint, Sie auch!

— O, ich rauche nur meine Cigarre!

Sie konnte nicht wiederstehen zu fragen:

— Warum haben Sie mich nicht aufgefördert mitzugehen?

— Ich wollte nur meinen Tabak schmauchen, — übrigens gehe ich jetzt zu Bett.

— Dann also, gute Nacht, mein Freund!

— Gute Nacht, Gräfin!

Sie lehrte zu ihrem Stuhl zurück, setzte sich und fing an zu weinen. Und die Jungfer, die sie gerufen, um sie auszuführen, sagte mitleidig, als sie ihre roten Augen sah:

— O, Frau Gräfin werden aber morgen wieder schlecht aussehen!

Die Gräfin schlief schlecht, fiebrig, von Träumen gequält. Sobald sie erwachte, öffnete sie, ehe sie klingelte, selbst das Fenster und die Vorhänge, um in den Spiegel zu blicken. Sie hatte schlaffe Züge, geschwollene Lider, gelben Teint, und war darüber so traurig, daß sie am liebsten hätte sagen lassen, sie sei unwohl, zu Bett geblieben wäre und bis zum Abend sich nicht hätte sehen lassen. Plötzlich überkam sie die Lust, abzureisen. Sie konnte nicht mehr anders, sofort wollte sie abreisen, mit dem ersten Zug. Sie wollte dieses strahlend helle Land, wo man zu viel sah, das die unausstilgbaren Spuren des Kummers und des Alters verriet, verlassen. In Paris lebt man im Halbdunkel der Wohnungen, wo das Licht durch schwere Vorhänge sogar mitten am Tag nur gedämpft einfällt. Dort würde sie sich wiederfinden, würde wieder

schön werden, bleich, wie man es sein muß bei dem matten zarten Licht. Da sah sie plötzlich Annchens Gesicht vor sich, frisch und rot, mit wirrem Haar, wie sie Tennis spielte. Jetzt wußte sie, welche unbefamte Unruhe sich ihrer Seele bemächtigt. Sie war nicht eifersüchtig auf die Schönheit ihrer Tochter, das gewiß nicht, aber sie fühlte und gestand es sich zum ersten Mal ein, daß sie sich nie im hellen Sonnenlicht mit ihr zeigen dürfe.

Sie klingelte und gab, ehe sie ihren Thee trank, den Befehl zur Abreise, schrieb Depeschen und bestellte selbst telegraphisch für den Abend das Diner, schloß ihre Abrechnung von Roncières ab, gab noch die letzten Befehle, ordnete alles in kaum einer Stunde, in fieberhaft steigender Unruhe.

Als sie herunterkam, befragten sie Olivier und Annchen, die von dem Entschluß gehört, erstaunt darüber. Da sie dann sahen, daß sie keinen vernünftigen Grund zu dieser plötzlichen Abreise erfuhren, brummten sie ein wenig und bezeigten ihre Unzufriedenheit, bis sie sich am Bahnhof in Paris trennten.

Die Gräfin gab dem Maler die Hand und fragte:

— Wollen Sie morgen bei uns essen?

Er antwortete etwas schmollend:

— Gewiß, ich will kommen. Aber das war nicht hübsch, wie Sie das gemacht haben. Es war so nett, wir drei zusammen.

III

Sobald die Gräfin mit ihrer Tochter allein war im Wagen, der sie nach Hause brachte, fühlte sie sich plötzlich beruhigt, erleichtert, blickte lächelnd die Häuser an und erkannte mit Vergnügen die Stadt wieder, von der der echte Pariser die intimste Kleinigkeit im Auge und im Herzen zu tragen scheint. Jeder Laden, den sie sah, führte ihre Gedanken schon zum folgenden, die ganze Reihe der Boulevards hinab, und sie erriet hinter den Schaufenstern das Gesicht des Kaufmanns, das sie so oft erblickt. Sie fühlte sich gerettet! Wo-
vor? Erleichtert! Warum? Vertrauensvoll! Worauf?

Als der Wagen in der Thordurchfahrt hielt, stieg sie leicht aus und trat, als flöge sie, in das Dunkel der Treppe, dann in den dämmrigen Salon und dann in das Halbdunkel ihres Zimmers. Dann blieb sie ein paar Augenblicke stehen, glücklich, hier in Sicherheit zu sein, in dem nebligen, unbestimmten Dunst von Paris, der kaum erhellt, und mehr erraten, als sehen läßt. Wo man das zeigen kann, was gefällt, und verstecken kann, was man verstecken will. Und die Erinnerung an das strahlende Licht draußen auf dem Lande blieb noch immer in ihr, wie ein nun vorübergegangenes Leid, haften.

Als sie zu Tisch hinunterging, umarmte sie ihren Mann, der eben nach Hause gekommen war, herzlich, und er sagte lächelnd:

— Ah, ich wußte schon, daß Freund Vertin Dich herbringen würde. Es war schon das richtige, daß ich ihn geschickt habe.

Annchen antwortete ernst, in jenem eigenen Ton, den sie annahm, wenn sie ohne zu lachen einen Scherz machte:

— Ach, es war sehr schwer, Mama wollte garnicht!

Und die Gräfin war etwas verlegen und schwieg. Es sollte niemand angenommen werden, und so blieben sie allein an diesem Abend. Am nächsten Tag machte die Gräfin in verschiedenen Läden ihre Besorgungen. Seit ihrer Jugend, beinah seit ihrer Kindheit schon, liebte sie das Anprobieren vor den Spiegeln der großen Schneiderinnen. Wenn sie nur eintrat, freute sie sich im Gedanken an alle Einzelheiten jener peinlich sorgsam Probe. Sie liebte die rauschenden Röcke der Probiermamsells, die herbeistürzten, wenn sie kam, ihr Lächeln, ihre Offerten, ihre Fragen; und die Schneiderin, die Modistin, oder die Corsettmacherin war für sie eine Persönlichkeit von Bedeutung, die sie wie eine Künstlerin behandelte, wenn sie sie um Rat fragte. Noch mehr liebte sie es, von den jungen Mädchen bedient zu werden, die mit geschickter Hand sie aus- und anzogen und sie vor ihrem reizenden Spiegelbild hin- und herdrehten. Das Gefühl, wenn die leichten Finger über ihren Hals glitten, über ihre Haut oder in ihr Haar, war einer der süßesten und besten Genüsse ihres Modedamendaseins.

Aber an diesem Tag hatte sie doch eine unangenehme Empfindung so, ohne Schleier, ohne Hut, vor all diesen ehrlichen Spiegeln. Der erste Besuch bei der Modistin gab ihr aber wieder Mut. Die drei Hüte, die sie kaufte, standen ihr wundervoll, darüber war kein Zweifel, und als die Verkäuferin ihr gesagt: „O, Frau Gräfin, blonde Damen sollten nur Trauer tragen,“ — ging sie zufrieden davon und besuchte vertrauensvoll die übrigen Läden.

Als sie zurückkam, fand sie ein paar Zeilen von der Herzogin, die sie besucht und ihr hinterlassen hatte, sie würde abends wiederkommen. Dann schrieb sie Briefe, darauf träumte sie einige Zeit, erstaunt, daß der einfache Ortswechsel das große Leid, das ihre

Seele zerrissen, bereits weit in die Vergangenheit gerückt. Sie konnte garnicht glauben, daß sie erst am Tage vorher aus Roncières heimgekehrt, so hatte sich ihre Stimmung seit ihrer Rückkehr nach Paris verändert, als ob die kleine Reise ihre Wunden geschlossen.

Als Bertin zu Tisch kam, rief er:

— Sie sind ja strahlend heute abend!

Und dieser Ausruf ließ sie in Glück erschauern.

Nach Tisch forderte der Graf, der gern Billard spielte, Bertin zu einer Partie auf, und die beiden Damen begleiteten sie in das Billardzimmer, wo der Kaffee getrunken wurde.

Während die Herren noch spielten, wurde die Herzogin gemeldet, und siekehrten alle in den Salon zurück. Zur gleichen Zeit kamen Herr und Frau von Corbelle mit ganz traurigem Ausdruck, und ein paar Minuten lang schien es nach dem jammervollen Ton der Worte, als würden sie alle anfangen zu weinen. Aber allmählich gingen sie nach den sentimentalen Fragen in anderes Fahrwasser über, die Stimmen wurden heller, und sie begannen gemüthlich zu schwätzen, als wäre plötzlich der düstere Todesschatten, der über ihnen lag, verschwunden.

Da stand Bertin auf, nahm Annchen bei der Hand, führte sie zum Bild ihre Mutter, stellte sie ins Lampenlicht und fragte:

— Ist das nicht wirklich ganz wunderbar?

Die Herzogin war so erstaunt, daß sie außer sich geriet und rief:

— Mein Gott, wie ist das möglich! Mein Gott, wie ist das möglich! Das ist ja die reine Auferstehung, und dabei hatte ich das noch gar nicht gesehen. Nein, meine kleine Ann, das sind ja ganz Sie, kann ich nur sagen, ich, der ich Sie das erste Mal, als Sie als Frau Trauer hatten, so genau kannte. Nein, es

war das zweite Mal, denn Sie hatten Ihren Vater schon verloren. Nein, das Aunchen so in Trauer, das ist ja die reine Mutter. Wie damals! So ein Wunder! Ohne das Bild wüßte man's garnicht. Ihre Tochter sieht Ihnen sehr ähnlich, aber doch noch mehr dem Bild.

Musadiou, der die Rückkehr der Gräfin Guilleroy erfahren, erschien. Er wollte einer der ersten sein, ihr sein „tiefgefühltestes Beileid“ auszusprechen.

Er hielt plötzlich inne, als er das junge Mädchen neben dem Gemälde stehen sah; vom selben Licht bestrahlt wie das Bild, schien sie die lebende Schwester der auf dem Kunstwerk dargestellten. Da rief er:

— Donnerwetter, das ist aber das seltsamste, was mir je vorgekommen ist!

Und die Corbellez, die immer die Meinung der anderen hatten, begeisterten sich nun auch ihrerseits, wenn auch etwas gedämpft.

Das Herz der Gräfin zog sich zusammen, allmählich, als ob die erstaunten Ausrufe all dieser Leute ihr weh gethan und es hätten zusammenkrampfen machen. Ohne ein Wort zu sagen, betrachtete sie ihre Tochter neben ihrem Bild und wurde fiebrig vor Nervosität. Sie hätte am liebsten gerufen: „So schweigt doch, ich weiß ja, daß sie mir ähnlich sieht!“

Den ganzen Abend war sie schwermütig gestimmt und verlor von neuem die Sicherheit, die sie eben erst wiedergefunden.

Bertin unterhielt sich mit ihr, da wurde der Marquis Farandal gemeldet. Als der Maler ihn eintreten und auf die Hausfrau zugehen sah, stand er auf, trat hinter ihren Stuhl und flüsterte: „Na, wenn der Kerl kommt, denn abje!“ — Dann machte er einen Bogen um ihn zur Thür und ging fort.

Nachdem die Gräfin ein paar Begrüßungsworte mit dem Neuangekommenen gewechselt, suchte sie

Olivier mit den Augen, um mit ihm die Unterhaltung, die sie interessierte, fortzusetzen. Als sie ihn nicht mehr gewahrte, fragte sie:

— Was, ist der große Künstler fort?

Ihr Mann antwortete:

— Ich glaube ja, meine Liebe. Ich glaube, er hat sich englisch gedrückt.

Sie war erstaunt, dachte einen Augenblick nach, und fing dann mit dem Marquis an zu plaudern.

Übrigens brachen die Freunde des Hauses aus Bartsgefühl bald auf, denn sie wollten sie, so kurz nach dem Todesfall, nicht lange stören.

Als sie sich dann im Bett streckte, kamen alle Qualen, die sie auf dem Lande draußen gepeinigt, wieder zum Vorschein, und sie wuchsen noch, sie empfand klar: sie fühlte sich alt.

An diesem Abend hatte sie zum ersten Mal gefühlt, daß in dem Salon, wo sie bisher allein bewundert, gefeiert, geliebt worden, eine andere, ihre Tochter, ihren Platz einnahm. Mit einemmal hatte sie das eingesehen, als sie fühlte, wie man Annschen den Hof machte. Sie sah in diesem Königreich, dem Haus einer hübschen Frau, in diesem Königreich, in dem sie keine Verdunklung erträgt, aus dem sie jeden zu fürchtenden Nebenbuhler diskret aber energisch hinausweist, in das sie Gleichberechtigten nur Einlaß gewährt, um Vasallen aus ihnen zu machen, in diesem Königreich sah sie ihre Tochter die Herrscherin werden. Es war doch seltsam gewesen, dieses Gefühl, als aller Augen sich zu Annschen gewendet, die Bertin bei der Hand hielt, beide neben dem Bilde. Sie hatte sich plötzlich verschwinden fühlen, sie war ihrer Macht entkleidet, entthront, alle Welt blickte Annschen an, keiner hatte sich mehr um sie gekümmert. Sie war so daran gewöhnt, Artigkeiten und Schmeicheleien zu hören, jedesmal wenn

man ihr Bild ansah, sie war dieser Lobsprüche so sicher, auf die sie keinen Wert legte, aber die sie trotzdem freuten, daß diese Umkehr von ihr, diese plötzliche Niederlage, die Bewunderung, die mit einem Male einzig auf ihre Tochter überging, sie mehr erstaunt, bewegt und getroffen hatten, als hätte es sich um irgend eine wirkliche Rivalität bei irgend einer Gelegenheit gehandelt.

Aber da sie eine jener Naturen war, die bei allen Fehlschlägen nach der ersten Schwäche sich wieder aufrichten, kämpfen, Trost finden, überlegte sie sich, daß, wenn ihr Töchterchen einmal verheiratet wäre und sie nicht mehr unter demselben Dach lebten, sie auch nicht mehr unter dem ewigen Vergleich zu leiden haben würde, der ihr unter den Augen ihres Geliebten anfangs peinlich zu werden.

Aber der Schlag war stark gewesen, sie fieberte und schlief nicht mehr.

Am nächsten Morgen stand sie müde und zerschlagen auf, und da überkam sie ein unbezwingliches Bedürfnis, getröstet zu sein, irgend jemand um Hilfe anzurufen, der ihr hätte helfen können, in all ihrem Leid, in all diesem seelischen wie körperlichen Elend.

Sie fühlte sich wirklich so unwohl, so schwach, daß ihr der Gedanke kam, den Arzt zu befragen, vielleicht wurde sie ernstlich krank. Denn das war nicht natürlich, daß sie im Laufe von ein paar Stunden solche Gemütsveränderungen durchmachte. Sie telegraphierte also nach dem Arzt und erwartete ihn.

Gegen elf Uhr kam er. Er war einer jener würdevollen Modeärzte, deren Orden und Titel eine Garantie für ihre Tüchtigkeit sind, die mindestens soviel wissen, wie alle anderen, die aber vor allen Dingen die Damen geschickt zu behandeln verstehen mit Worten, die besser wirken als Medizin.

Er trat ein, grüßte, blickte seine Patientin an und sagte lächelnd: — Na, es wird ja nicht schlimm sein, mit solchen Augen ist man nicht krank!

Sie war ihm gleich dankbar für diese Einleitung, erzählte ihm von ihren Schwächeanwandlungen, nervösen Zuständen, ihrer Traurigkeit und dann, ohne zu genau darauf einzugehen, von ihrem schlechten Aussehen. Er hörte ihr aufmerksam zu, fragte nur nach ihrem Appetit, als ob er die heimliche Natur dieses Frauenleidens ganz gut kannte, behorchte, untersuchte sie, faßte mit der Fingerspitze das Fleisch auf der Schulter an, hob ihren Arm auf, da er offenbar ihre Gedanken erraten und wohl als alter Praktiker, der hinter alles kommt, sich sagte, daß sie ihn mehr ihrer Schönheit als ihrer Gesundheit wegen konsultiert. Dann sagte er: — Ja, etwas blutarm und nervös. Das ist weiter nicht wunderbar bei dem Verlust, den Sie erlitten haben. Ich werde Ihnen etwas aufschreiben, was alles das beseitigen soll. Vor allen Dingen müssen Sie sich gut nähren, müssen Fleisch-extrakt essen, kein Wasser, sondern Bier trinken, — ich werde Ihnen ein gutes Bier nennen. Übermüden Sie sich nicht, indem sie zu lange aufbleiben, machen Sie sich so viel als möglich Bewegung, schlafen Sie viel, und sehen Sie zu, daß Sie etwas stark werden. Mehr kann ich Ihnen, gnädigste und schönste Patientin, nicht raten.

Sie hatte aufmerksam zugehört und suchte hinter seinen Worten zu lesen. Sie griff das letzte Wort auf:

— Ja, ich bin mager geworden. Ich war zu einem gewissen Zeitpunkt zu stark und habe mir vielleicht geschadet durch die Entfettungskur.

— Ohne Zweifel! Wenn man mager ist, kann man's ja bleiben, aber sich bemühen, mager zu werden, da fehlt's dann immer irgend wo anders.

Na, das wird sich aber schnell wieder einrichten. Adieu, Frau Gräfin!

Sie fühlte sich schon wohler, frischer, und ließ schon zum Frühstück das bestimmte Bier aus dem Hauptgeschäft holen, damit es frischer wäre.

Sie hatte eben gegessen, als Bertin eintrat:

— Da bin ich wieder, immer wieder. Ich muß Sie etwas fragen. Haben Sie etwas vor?

— Nein, nichts.

— Und Annchen?

— Auch nichts.

— Können Sie um vier Uhr zu mir kommen?

— Ja, und warum?

— Ich bin bei meinem Bild „Träumerei“. Ich habe Ihnen ja davon erzählt, und ich fragte, ob Ihre Tochter mir ein paar Mal sitzen könnte. Es wäre mir sehr angenehm, wenn ich sie nun heute eine Stunde hätte. Ist es Ihnen recht?

Die Gräfin zögerte. Es war ihr peinlich, sie wußte nicht warum, und sie antwortete:

— Schön, wir werden um vier Uhr bei Ihnen sein.

— Danke. Sie sind die Liebenswürdige selbst.

Und er ging davon, um die Leinwand vorzurichten und sich in sein Bild zu vertiefen, um das Modell nicht zu sehr zu ermüden.

Dann ging die Gräfin allein zu Fuß aus, Besorgungen zu machen, auf die Hauptverkehrsadern, darauf mit langsamen Schritten den Boulevard Malesherbes zurück, denn sie fühlte sich matt und müde. Als sie an der Kirche St. Augustin vorüberkam, überfiel sie die Lust, dort einzutreten und sich auszuruhen. Sie öffnete die Thür, atmete auf, als sie die kühle Luft des weiten Schiffes einsog, dann nahm sie einen Stuhl und setzte sich.

Sie war fromm, in einer Art, wie es viele Pariserinnen sind. Sie glaubte ohne zu zweifeln an

Gott, denn sie meinte, die Welt könnte nicht da sein ohne Schöpfer. Aber wie sie es alle thaten, vermischte sie die Göttlichkeit mit der Natur, die sie sah, und personifizierte Gott mit seiner Schöpfung, ohne in Wirklichkeit genau darüber nachgedacht zu haben, wie der wunderbare Schöpfer aussehen sollte.

Sie glaubte fest an Gott, betete ihn in der Theorie an und hatte eine unbestimmte Furcht vor ihm, denn sie wußte nichts von seinen Schickungen, von seinem Willen, da sie zu den Priestern nur ein beschränktes Zutrauen hatte. Ihr Vater, ein bürgerlicher Pariser hatte ihr keine bestimmte Frömmigkeit vorgeschrieben, und bis sie sich verheiratet hatte, war sie auch nicht besonders fromm gewesen. Durch ihre neue Stellung bekam sie dann der Kirche gegenüber auch einen anderen Standpunkt und hatte sich an diese leichte Knechtschaft mit Pünktlichkeit gewöhnt.

Sie war im Vorstand von einer Menge der bekanntesten Krippen, fehlte nie Sonntags bei der Mittagsmesse, war wohlthätig für sich selbst und für die Welt unter Beihilfe eines Abbs, des Vikars ihrer Gemeinde.

Wie der Soldat vor dem Haus des Generals Schildwache steht, so betete sie einfach aus Pflicht und Schuldigkeit. Manchmal auch, weil sie traurig war, weil sie eine Untreue Oliviers fürchtete. Ohne Gott dabei den Grund ihrer Gebete vorzutragen, hatte sie ihn in naiver Weise um Hilfe angefleht. Früher beim Tode ihres Vaters und jetzt erst beim Tode ihrer Mutter hatte sie heftige Frömmigkeitsanfälle gehabt, hatte sich mit glühender Inbrunst aufgeschwungen zu dem, der über uns wacht und uns tröstet.

Und nun empfand sie heute in dieser Kirche, in die sie durch Zufall geraten, plötzlich das tiefe Bedürfnis zu beten, nicht für jemand Bestimmtes, nicht für eine Sache, sondern für sich, für sich allein, so

wie sie es neulich am Grabe ihrer Mutter gethan. Sie mußte Hilfe haben von irgendwoher, und nun rief sie Gott an, genau so, wie sie noch heute morgen den Arzt gerufen.

Im Schweigen der Kirche, durch das nur ab und zu Schritte hallten, blieb sie lange auf den Knien liegen. Plötzlich, als hätte in ihrem Herzen eine Uhr geschlagen, dachte sie wieder an die Dinge der Welt, zog die Taschenuhr und schreckte zusammen, als sie sah, daß es bald vier war. Dann lief sie davon, um ihre Tochter zu holen, die Olivier schon erwarten mußte.

Sie fanden den Künstler in seinem Atelier damit beschäftigt, auf der Leinwand die Stellung seiner Träumenden zu entwerfen. Er wollte genau das wiedergeben, was er im Park Monceau gesehen, als er mit Annchen spazieren ging. Ein armes Mädchen, das, ein Buch auf den Knien, dasaß und träumte. Er hatte lange gezögert, sollte er sie hübsch machen oder häßlich? Häßlich — wäre sie charakteristischer gewesen, hätte mehr gepackt, man hätte mehr hineinlegen können. Hübsch — wurde der Erfolg größer, würde sie mehr gefallen.

Der Wunsch, daß ihm seine kleine Freundin sitzen sollte, entschied. Die Träumende mußte hübsch sein und konnte infolge dessen, eines Tages oder des anderen, ihren poetischen Traum verwirklichen, während, wenn sie häßlich war, sie hoffnungslos, endlos weiter träumen würde.

Sobald die beiden Damen eingetreten waren, sagte Olivier, sich die Hände reibend:

— Nun, Fräulein Annchen, wir wollen also zusammen arbeiten!

Die Gräfin schien nachdenklich. Sie setzte sich in einen Fauteuil und sah zu, wie Olivier einen eisernen Gartenstuhl in die Beleuchtung, die er brauchte,

rückte. Dann ging er an den Bücherschrank, um ein Buch zu suchen, und sagte zögernd:

— Was darf denn Ihre Tochter lesen?

— Gott, was Sie wollen. Geben Sie ihr einen Band Victor Hugo.

— Die Legende der Jahrhunderte?

— Gut!

Da sagte er:

— So, Kleine, nun setz Dich mal dahin und nimm dieses Gedichtbuch in die Hand, schlag mal die Seite auf, — die Seite 336, da findest Du ein Gedicht: „Die armen Leute“. Vertiefe Dich ganz allmählich hinein, als tränkest Du den besten Wein, Wort um Wort, und laß Dich ganz davon gefangen nehmen, ganz bewegen. Hör auf Dein Herz! Dann mach das Buch zu, blicke etwas auf, denke nach und träume. Ich will mein Arbeitszeug während der Zeit zurecht machen.

Dann ging er in eine Ecke, um die Palette herzurichten. Aber während er auf dem dünnen Holzbrettchen die Bleituben ausdrückte, denen seine Farben-Schlangen in Windungen entquollen, drehte er sich ab und zu um, das junge Mädchen zu betrachten, das ganz in seine Lektüre vertieft war. Sein Herz klopfte, seine Finger zitterten, er wußte nicht mehr was er that, während er die kleinen Farbenhäufchen mischte, so sehr bewegte ihn diese Aufrechterhaltung, diese Erscheinung an diesem selben Fleck nach zwölf Jahren.

Nun hatte sie fertig gelesen und blickte vor sich hin. Er war näher getreten und sah in ihren Augen zwei helle Tropfen glänzen, die sich lösten und langsam die Wangen hinabließen. Da zitterte er, er war nicht Herr seiner selbst, und er flüsterte, indem er sich zur Gräfin wandte:

— Gott, ist sie schön!

Aber er war entsezt, als er das fahle, verzerrte Gesicht der Gräfin sah. Mit aufgerissenen Augen, aus denen das Entsezen sprach, betrachtete sie ihn und ihre Tochter. Er wurde unruhig und näherte sich ihr:

— Was fehlt Ihnen denn?

— Ich muß Sie sprechen.

Sie stand auf und sagte schnell zu Annchen:

— Warte einen Augenblick, mein Kind. Ich muß Herrn Bertin etwas sagen.

Dann trat sie schnell in den kleinen benachbarten Salon, wo er öfters seine Besucher warten ließ. Er folgte ihr ganz verstört, er begriff nicht was sie wollte. Sobald sie allein waren, nahm sie seine beiden Hände und stammelte:

— Olivier, Olivier, bitte lassen Sie sie nicht mehr sitzen!

Er flüsterte erstaunt:

— Warum denn?

Da sprach sie mit überstürzenden Worten:

— Warum? Warum? Das fragt er! Fühlen Sie denn nicht, Sie, warum. O, das hätte ich früher ahnen sollen! Aber ich habe es eben erst bemerkt. . . . Ich kann Ihnen jetzt nichts mehr sagen . . nichts! . . . Holen Sie meine Tochter her, sagen Sie ihr, ich bin unwohl, lassen Sie eine Droschke rufen, und nach einer Stunde kommen Sie zu uns und fragen Sie nach. Ich werde Sie allein empfangen.

— Aber was haben Sie denn?

Sie schien eine Nervenkrise bekommen zu sollen:

— Lassen Sie mich. Hier kann ich es Ihnen nicht sagen. Holen Sie meine Tochter, und lassen Sie eine Droschke kommen.

Er mußte gehorchen und trat ins Atelier zurück. Annchen hatte ganz harmlos wieder angefangen zu lesen, noch ganz traurig über die poetische, rührende

Geschichte, in die sie sich eben vertieft. Olivier sagte ihr:

— Deine Mutter ist nicht wohl; ihr ist schlecht geworden, als sie eben in den kleinen Salon trat. Geh einmal hinein, ich will Äther holen.

Er eilte hinaus und holte aus dem Schlafzimmer ein Fläschchen.

Er fand sie weinend einander in den Armen liegen. Annchen war weich gestimmt, durch „die armen Leute“ und überließ sich ihren Thränen, und die Gräfin erleichterte sich etwas, indem sie ein wenig ihr Leid mit jenem süßen Schmerz, ihre Thränen mit denen der Tochter mischte. Er wartete einen Augenblick; er wagte nicht zu sprechen, und blickte sie an, selber von unbegreiflicher Schwermut gepackt.

Endlich sagte er:

— Nun geht's besser?

Die Gräfin antwortete:

— Ja, ein wenig, — es wird weiter nichts sein. Haben Sie einen Wagen bestellt?

— Ja, er wird gleich kommen.

— Danke, lieber Freund! Es ist wirklich weiter nichts. Ich habe seit einiger Zeit zu viel durchgemacht.

— Der Wagen ist da, meldete kurz darauf der Diener.

Und Bertin, voll geheimer Beklemmung, stützte bis an die Hausthür die bleiche noch schwankende Freundin, deren Herz er schlagen fühlte.

Als er allein war, fragte er sich: „Was hat sie denn nur, was soll dieser Anfall?“ Und er suchte nach dem Grunde und konnte sich doch nicht entschließen, ihm offen in's Auge zu sehen, obgleich er um die Wahrheit dicht herumging. Endlich kam er ihr nahe und sagte sich: „Sollte sie etwa meinen, ich mache ihrer Tochter den Hof? Nein, das wäre doch zu stark!“ Und indem er nun mit ganz geist-

reichen und aufrichtig gemeinten Gründen diese etwaige Erklärung bekämpfte, war er empört, daß sie seiner natürlichen, beinah väterlichen Zuneigung zu dem jungen Mädchen auch nur einen Augenblick solche Beweggründe unterschieben könnte. Allmählich ward er böse gegen die Gräfin. Er wollte es nicht leiden, daß sie etwas so Häßliches von ihm dächte, eine solche gar nicht zu bezeichnende Insamie. Und er nahm sich vor, wenn er sie nachher sprechen würde, ihr gründlich die Meinung zu sagen.

Bald ging er zu ihr, denn er war ungeduldig, eine Aufklärung herbeizuführen. Während des ganzen Weges legte er sich mit steigender Erregung Worte und Gründe auseinander, um sich gegen solchen Verdacht zu rechtfertigen.

Er fand sie mit leidendem Ausdruck auf der Chaiselongue liegen.

Nun sagte er in trockenem Ton: — Jetzt, bitte, erklären Sie mir mal, liebe Freundin, was diese seltsame Szene vorhin bedeuten sollte.

Sie antwortete mit gebrochener Stimme:

— Das haben Sie noch nicht verstanden?

— Nein. Allerdings nicht!

— Nun, Olivier, prüfen Sie einmal Ihr Herz.

— Mein Herz?

— Ja, das Innerste Ihres Herzens!

— Das verstehe ich nicht, das müssen Sie mir deutlicher erklären.

— Prüfen Sie einmal das Innerste Ihres Herzens, ob Sie keine Gefahr für sich und mich finden!

— Ich wiederhole Ihnen, daß ich Sie nicht verstehe. Ich errate wohl, daß in Ihrer Phantasie irgend etwas vor sich geht, aber mein Gewissen ist rein.

— Ich spreche nicht von Ihrem Gewissen, ich spreche von Ihrem Herzen.

— Ich kann keine Rätsel lösen, bitte erklären Sie mir das deutlicher!

Da hob sie beide Hände des Malers, hielt sie fest und sagte als ob jedes Wort ihr Inneres zerrisse:

— Hüten Sie sich, mein Freund, Sie verlieben sich in meine Tochter!

Jäh zog er die Hände zurück und ereiferte sich mit der Leidenschaftlichkeit eines Unschuldigen, der sich gegen einen schmachvollen Verdacht mit steigender Lebhaftigkeit, mit energischen Bewegungen verteidigt, und klagte sie seinerseits an, ihn so verdächtig zu haben.

Sie ließ ihn lange Zeit sprechen. Sie glaubte ihm nicht, sie war ihrer Sache gewiß und sagte immer wieder:

— Aber ich verdächtige Sie gar nicht, lieber Freund. Sie wissen selbst nicht, was in Ihnen vorgeht, wie ich es nicht wußte bis heute morgen. Sie thun ja, als hätte ich Ihnen vorgeworfen, daß Sie Anochen verführen wollten! Nein, nein, nein! Ich weiß ja, wie anständig Sie sind, wie man Ihnen blind vertrauen kann, vollkommen vertrauen. Ich bitte Sie nur eins, prüfen Sie einmal Herz und Nieren, ob die Zuneigung, die ohne Ihr Wissen und Wollen in Ihrem Herzen keimt, doch nicht etwas Anderes ist, als eine einfache Freundschaft.

Er ärgerte sich, wurde immer erregter und beteuerte wieder seine Unschuld, wie er es vor sich selbst unterwegs gethan, als er zu ihr gegangen.

Sie wartete, bis er zu Ende war. Dann flüsterte sie ohne Born, aber ohne in ihrer Überzeugung erschüttert zu sein, totenbleich:

— Olivier, ich weiß das alles, was Sie mir sagen, und ich denke ebenso wie Sie; aber ich irre mich bestimmt nicht. Hören Sie zu, denken Sie einmal nach, begreifen Sie, überlegen Sie sich, meine

Tochter ist mir zu ähnlich, sie ist zu sehr so, wie ich früher war, im Anfang unsrer Liebe. Sie müssen sie auch lieben!

— Also Sie wagen, mir so etwas ins Gesicht zu sagen, — rief er, — bloß auf Grund einer einfachen Hypothese und in Folge der lächerlichen Schlußfolgerung? Er liebt mich, meine Tochter gleicht mir, — folglich wird er sie auch lieben.

Aber da er sah, daß das Gesicht der Gräfin einen immer verzweifelteren Ausdruck annahm, fuhr er in weicherem Ton fort:

— Aber liebe Any, die Kleine gefällt mir doch nur deshalb, weil ich Sie in ihr wiederfinde. Wenn ich sie ansehe, liebe ich Sie, Sie allein!

— Ja, darunter leide ich ja eben gerade so, das fürchte ich ja so! Sie wissen noch gar nicht recht, was Sie empfinden, aber bald wird Ihnen das klar sein.

— Any! Sie reden ja irre!

— Soll ich's Ihnen beweisen?

— Jawohl!

— Sie waren trotz meiner flehentlichsten Bitten seit drei Jahren nicht mehr in Roncières gewesen; als Ihnen aber jetzt der Vorschlag gemacht wurde, uns zu holen, kamen sie gleich, sofort!

— Das ist noch besser! Jetzt werfen Sie mir vor, daß ich Sie dort nicht allein gelassen habe, wo ich mußte, daß Sie krank waren nach dem Tode Ihrer Mutter.

— Gut, das will ich zugeben! Aber nun hören Sie. Sie haben ein solches Bedürfnis, Annähen zu sehen, daß Sie den Tag heute nicht verstreichen lassen konnten, ohne mich zu bitten, mit ihr zu Ihnen zu kommen, unter dem Vorwande, Sie wollten sie malen.

— Und Sie nehmen gar nicht an, daß ich Sie sehen wollte?

— Damit widerlegen Sie sich ja selbst! Sie wollen sich selbst überreden, aber Sie machen mich nicht irre. Hören Sie weiter. Warum sind Sie vorgestern abend, als der Marquis Farandal kam, so plötzlich fortgegangen? Wissen Sie das?

Er zögerte, sehr erstaunt, beunruhigt, durch diesen Einwurf aus der Fassung gebracht. Dann sagte er langsam: — Ja, ich weiß nicht, — weiß nicht . . . ich war müde, und dann, offen gesagt, macht mich dieser Schafskopf nervös.

— Seit wann?

— Schon immer.

— Verzeihen Sie, früher sprachen Sie gut von ihm, früher gefiel er Ihnen. Olivier, seien Sie ganz ehrlich!

Er überlegte ein paar Augenblicke und mußte die Worte suchen:

— Ja, es ist möglich, daß die große Zuneigung, die ich zu Ihnen habe, sodaß ich alles gern mag was zu Ihnen gehört, meine Meinung über diese Null etwas verändert haben könnte, diesen Fakle, der mir gleichgiltig ist, wenn ich ihn ab und zu sehe, aber den täglich bei Ihnen zu finden mir eben unangenehm ist.

— Das Haus meiner Tochter wird ja nicht meines sein. Aber genug davon. Ich weiß, daß Ihr Herz ehrlich und gerade ist; ich weiß, daß Sie darüber nachdenken werden, was ich Ihnen jetzt gesagt habe, und wenn Sie nachgedacht haben, werden Sie einsehen, daß ich Sie auf eine große Gefahr aufmerksam gemacht habe, zu einer Zeit, wo sie noch zu vermeiden ist. Und Sie werden sich in Acht nehmen. Und nun sprechen wir von anderen Dingen.

Er antwortete nichts. Er fühlte sich nicht angenehm berührt und wußte nicht recht, was er eigentlich denken sollte. Da er wirklich das Bedürfnis fühlte,

sich mit sich selbst auseinanderzusetzen, ging er nach einem gleichgiltigen Gespräch, ein paar Minuten später, davon.

 IV

Olivier kehrte mit kurzen Schritten nach Haus zurück, verwirrt, als hätte er ein schimpfliches Familiengeheimnis erfahren. Er suchte sein Herz zu prüfen, klar über sich selbst zu werden, jene intimen Blätter des inneren Herzens zu lesen, die eins am anderen zu hängen scheinen, und die nur manchmal eine fremde Hand umwenden kann, indem sie sie auseinander reißt. Er glaubte wirklich nicht, Anochen zu lieben. Die Gräfin, deren Eifersucht immer wach war, hatte von weitem die Gefahr entdeckt und ihn darauf aufmerksam gemacht, ehe sie wirklich bestand. Aber konnte diese Gefahr wirklich morgen, in einem Monat da sein? Er suchte auf diese Frage sich selbst eine Antwort zu geben. Gewiß erregte die Kleine in ihm etwas wie Härte. Aber im Menschen liegen so viel solche Strömungen, daß man die unschuldigen nicht mit den bedenklichen verwechseln durfte. So liebte er Tiere, vor allem Katzen, und konnte ihr weiches Fell nicht sehen, ohne daß ihn eine sinnliche Lust packte, den buckligen Rücken zu streicheln und ihr elektrisches Fell zu küssen. In der Anziehungskraft, die das junge Mädchen auf ihn übte, lag etwas von jenen unbewußten, unschuldigen Wünschen, die all die unaufhörlichen, ruhelosen Vibrationen menschlicher Nerven verursachen. Sein künstlerisches Auge und sein Blick als Mann wurden gefesselt durch

ihre Frische, durch das junge blühende Leben, durch das Erwachen in ihr, und sein Herz, in dem all die Erinnerungen seiner langjährigen Beziehungen zur Gräfin wieder auflebten, fand in der außergewöhnlichen Ähnlichkeit Annehmens mit ihrer Mutter einen Anflug an einstige Herzenskämpfe, an Gefühle wieder, die seit den ersten Zeiten seiner Liebe geschlummert hatten. Und sein Herz hatte vielleicht in Gedanken an eine Wiederbelebung stärker geschlagen. Eine Wiederlegung? Ja, das war es, der Gedanke regte ihn an. Er fühlte sich erwacht, nachdem er Jahre geschlummert. Wenn er wirklich, ohne es zu ahnen, die Kleine liebte, hätte er in ihrer Nähe die Verjüngung gefühlt, eine Verjüngung die einen ganz neuen Menschen schafft, indem sie eine neue Leidenschaft in ihm entzündet. Nein, dieses Kind hatte nur das erloschene Feuer wieder angefaßt, er liebte immer noch die Mutter, aber wegen ihrer Tochter, in der er sie verjüngt wiederfand, wahrscheinlich etwas mehr als früher. Und diese Entdeckung formulierte er in folgendem beruhigenden Sophismus: Man liebt nur einmal. Das Herz kann öfters entflammen, wenn man ein anderes Wesen trifft, denn jeder übt auf den anderen eine anziehende oder abstoßende Wirkung aus. All diese Wirkungen erzeugen die Freundschaft, die Begeisterung, den Wunsch zu besitzen, die Leidenschaft, die aufflammt und schnell verraucht, aber nicht die wahre Liebe. Wenn die Liebe entstehen soll, so müssen die beiden Wesen eins für das andere geboren sein und so viel gemeinsame Berührungspunkte haben, den gleichen Geschmack, Verwandtschaft des Leibes, des Geistes, des Charakters, so viel Dinge aller Art müssen sie aneinander fesseln, sie miteinander verbinden, daß ein ganzes Bündel von Fesseln da ist. Und was man im übrigen liebt, ist nicht Frau K. oder Herr B., sondern ein Weib oder ein Mann, ein namenloses

Geschöpf, von der großen Mutter Natur geboren mit Organen, Gestalt, Herz, Geist, ein Wesen, das wie ein Magnet unsere Organe, unsere Augen, unsere Lippen, unser Herz, unsere Gedanken und all unsere sinnlichen und geistigen Begierden an sich zieht. Man liebt einen Typus, das heißt in einem Einzigen die Verkörperung aller menschlichen Eigenschaften, die uns einzeln bei den Anderen fesseln können.

Für ihn war Gräfin Guilleroy dieser Typus gewesen, und die Dauer ihres Verhältnisses zu einander, das er nicht satt bekam, bewies ihm das aufs sicherste. Und da nun Annschen körperlich genau so aussah, wie ihre Mutter einst gewesen, daß man sie hätte verwechseln können, lag doch nichts Erstaunliches darin, daß sein Männerherz etwas stutzig geworden war, ohne sich doch in Fesseln schlagen zu lassen. Er hatte eine Frau geliebt. Eine andere Frau, beinahe die gleiche, ward von ihr geboren. Er konnte sich doch nicht dagegen schützen, daß er auf die zweite einen leichten Rest von Liebe und Zuneigung, die er einst für die erste gehabt, übertrug. Darin lag nichts Böses und keine Gefahr. Nur sein Blick, sein Gedächtnis nahm Teil an dieser Auferstehung. Aber sein natürliches Empfinden geriet nicht auf Abwege, denn niemals hatte er dem jungen Mädchen gegenüber, die geringste sinnliche Begierde gehabt.

Und doch warf ihm die Gräfin vor, daß er auf den Marquis eifersüchtig wäre! War das richtig? Er prüfte sich noch einmal ernstlich und fand, daß er wirklich etwas eifersüchtig war. Aber war das nach all dem zu verwundern? Ist man nicht alle Augenblicke eifersüchtig auf irgend einen Mann, der irgend einer Frau den Hof macht. Empfindet man nicht auf der Straße, im Restaurant, im Theater eine kleine, feindliche Regung gegen den Herrn, der mit einem schönen Mädchen vorübergeht oder eintritt. Jeder,

der eine Frau besitzt, ist ein Nebenbuhler. Ein Mann, der sein Ziel erreicht hat, ist ein Sieger, den die anderen Männer beneiden. Und dann, ohne sich auf psychologische Betrachtungen einzulassen, war es ganz natürlich, daß er für Annchen eine etwas lebhaftere Sympathie wegen ihrer Mutter empfand. War es nicht ganz natürlich, daß er ein kleines bißchen tierischen Haß gegen den zukünftigen Gemahl empfand. Dieses häßliche Gefühl würde er bald überwinden.

Und doch blieb in seiner Seele eine Bitterkeit und Unzufriedenheit gegen sich selbst und gegen die Gräfin zurück. Würden ihre täglichen Beziehungen nicht durch den Verdacht, den er in ihr wach fühlte, getrübt werden?

Mußte er nun nicht mit peinlicher, ermüdender Sorgfalt auf jedes Wort, auf jede That, auf jeden Blick, auf jede Kleinigkeit im Benehmen dem jungen Mädchen gegenüber aufpassen, denn alles, was er that und sagte, konnte der Mutter Verdacht vermehren. Schlechter Laune lehrte er heim und rauchte Cigaretten mit der Nervosität eines Menschen, der geärgert worden ist, und zehn Streichhölzer braucht, um seinen Tabak in Brand zu setzen. Vergebens versuchte er zu arbeiten. Hand, Auge, Geist schienen das Malen nicht mehr gewöhnt zu sein, als ob sie es vergessen hätten, als ob er niemals seine Kunst gekannt und geübt. Er hatte ein kleineres angefangenes Bild vorgenommen, um es zu vollenden. Eine Straßenecke, an der ein armer Blinder sang. Und mit unwiderstehlicher Gleichgiltigkeit, mit einer solchen Unfähigkeit, weiter zu arbeiten, blickte er sein Werk an, daß er, die Palette in der Hand, starr und zerstreut sitzen blieb und es ganz vergaß.

Dann wurde er plötzlich ungeduldig, die Zeit schlich so langsam hin, unerträgliche Minuten. Was sollte er anfangen bis zur Essensstunde im Klub, da er nicht arbeiten konnte. Der Gedanke, in die Stadt zu gehen, machte ihn schon müde. Er ekelte sich vor

den Bürgersteigen, den Vorübergehenden, den Wagen und Buden, und die Idee, Besuche zu machen, an diesem Tage irgend jemand zu treffen, versetzte ihn in eine Art Haß gegen alle seine Bekannten.

Was sollte er also anfangen? Sollte er in seinem Atelier auf und ablaufen und immer nach der Uhr blicken, deren Zeiger ein paar Sekunden vorrückte? O, er kannte diese Wanderungen von der Thür bis hinüber zu dem Schrank, auf dem tausenderlei Krimskrans stand. Zu Zeiten, wo er leicht arbeitete, in Schwung kam, in Wärme, schöpferisch gestimmt war, war es ihm eine köstliche Erholung, durch das hohe, belebte, von der Arbeit warme Zimmer hin und her zugehen. Aber zu Stunden, wo er nicht vorwärts kam, zu jenen elenden Stunden, wo ihm nichts auch nur der Mühe wert zu sein schien, es zu versuchen, war das wie der eintönige, fürchterliche Spaziergang eines Gefangenen in seinem Verließ. Wenn er nur hätte schlafen können, nur eine Stunde auf dem Sofa. Aber nein, er würde doch nicht schlafen, er würde sich aufregen, bis er vor Verzweiflung zitterte. Woher kam nur plötzlich diese schwarze Stimmung. Er dachte, ich muß jetzt doch sehr nervös sein, wenn mich eine solche Kleinigkeit in einen derartigen Zustand versetzt.

Da wollte er ein Buch vornehmen. Die Legende der Jahrhunderte war auf dem Gartenstuhl liegen geblieben, wo Annschen gefessen. Er schlug sie auf, las zwei Seiten Verse und verstand sie nicht. Er begriff nicht mehr davon, als wenn sie in einer fremden Sprache geschrieben wären. Aber er zwang sich dazu und fing wieder an, um festzustellen, daß er es wirklich nicht kapieren könne.

„Manu,“ sagte er sich, „ich scheine abwesend zu sein.“ Aber ein plötzlicher Gedanke beruhigte ihn über die beiden Stunden, die er noch bis zum Essen totschlagen mußte. Er ließ ein Bad machen und blieb

darin, träumend, durch das warme Wasser beruhigt, bis der Diener mit der Wäsche kam und ihn aus dem Halbschlaf rüttelte. Nun ging er in den Klub, wo seine gewöhnlichen Gesährten schon versammelt waren; mit offenen Armen wurde er empfangen, mit allerlei Zurufen, denn seit ein paar Tagen hatte er sich nicht blicken lassen.

— Ich komme vom Land zurück, sagte er.

Alle die Herren hatten, bis auf den Landschaftler Maldant, eine tiefe Verachtung für das Landleben. Rocdiane und Landa gingen wohl dahin zur Jagd, aber es machte ihnen auf Feld und Wald nur Spaß Fasane, Rebhühner und Wachteln von ihrem Blei getroffen wie ein Federbündel niedersinken zu sehen, oder die Purzelbäume der Kaninchen zu beobachten, die sich wie Clowns fünf oder sechsmal überschlugen, daß man jedesmal die helle Bauchdecke sah. Außer diesen Herbst- oder Wintervergnügen fanden sie das Land fürchterlich. Rocdiane sagte:

— Mir sind junge Mädchen lieber, wie junge Schoten.

Das Diner war, wie immer, laut, gemüthlich, allerlei Diskussionen wurden geführt, aber nichts Ungeöhnliches geschah. Bertin sprach viel, um in gute Laune zu kommen. Man amüsierte sich über ihn, aber sowie er Kaffee getrunken und mit dem Bankier Liverdy eine Partie Billard gespielt hatte, ging er fort, bummelte von der Madeleine bis zur Rue Taitbout, lief dreimal am Vaudeville vorüber, mit sich uneins, ob er hineingehen oder eine Droschke nehmen sollte, um zum Hippodrom zu fahren, ward wieder anderer Ansicht, lief zum neuen Circus und machte dann ohne Grund, ohne daß er wußte warum, wozu, kehrt, ging den Boulevard Malesherbes zurück, verlangsamte seinen Schritt, als er an Gräfin Guillerons Haus kam, und dachte, sie findet es am Ende eigen-

tümlisch, wenn ich heute abend wiederkomme, beruhigte sich aber dann und überlegte, es sei doch eigentlich nichts dabei, wenn er sich ein zweites Mal nach ihr erkundigte.

Sie war allein im kleinen Salon mit Annchen und arbeitete immer noch an der Decke für die Armen.

Als sie ihn eintreten sah, sagte sie einfach:

— Nun, Sie, lieber Freund?

— Ja, ich wollte doch noch einmal sehen, wie's Ihnen geht.

— Ach, ganz gut!

Sie zögerte einen Augenblick, dann fügte sie mit Bedeutung hinzu:

— Und Ihnen?

Er lachte und gab zurück:

— O, mir geht's sehr, sehr gut. Ihre Befürchtung hatte nicht den mindesten Grund.

Sie sah auf, hörte auf zu arbeiten und sah ihn langsam mit einem Blick voll Bitte und Zweifel an.

— Es ist wirklich wahr, — sagte er.

— Desto besser — sagte sie, etwas gezwungen lächelnd.

Er setzte sich, und zum ersten Mal war ihm in diesem Haus nicht angenehm zu Mute. Eine Art Lähmung der Gedanken überfiel ihn, noch stärker als vorher vor seiner Leinwand.

Die Gräfin sagte zu ihrer Tochter:

— Du kannst fortfahren, liebes Kind, es stört nicht.

Er fragte:

— Was that sie denn?

— Sie übte eine Phantasie.

Annchen stand auf und ging ans Clavier; er folgte ihr unwillkürlich, wie immer, mit den Blicken, und sie gefiel ihm. Da fühlte er das Auge ihrer Mutter, drehte sich schnell herum und that, als hätte er in der dunklen Ecke des Salons nach etwas geguckt.

Die Gräfin nahm von ihrem Arbeitstisch ein goldenes Cigarettenetui, das sie einst von ihm bekommen, öffnete es und hielt es ihm hin:

— Rauchen Sie, mein Freund, Sie wissen, daß ich das gern habe, wenn wir hier allein sind.

Er gehorchte, und das Clavier erklang. Es war eine Musik aus alter Zeit, leicht und grazios, eines jener Stücke, die den Eindruck machen, als hätte ein milder Mondschein-Frühlingsabend sie dem Komponisten eingegeben.

Olivier fragte:

— Von wem ist denn das?

Die Gräfin antwortete:

— Von Schumann, es ist nicht sehr bekannt, aber reizend.

Die Lust wuchs in ihm, Annchen anzusehen, aber er wagte es nicht. Er brauchte sich nur ein wenig herumzudrehen, um von der Seite die Flammen der beiden Lichter, die die Noten erhellten, zu sehen. Aber er ahnte so sehr den spähenden Blick der Gräfin, daß er unbeweglich sitzen blieb, vor sich hinsah, scheinbar mit den Rauchwolken seiner Cigarette beschäftigt.

Gräfin Guilleroy flüsterte:

— Haben Sie mir nicht etwas zu sagen?

Er lächelte:

— Seien Sie nicht böse, Sie wissen, die Musik hypnotisiert mich, sie verschluckt meine Gedanken. Einen Augenblick noch, dann werde ich sprechen.

— Hören Sie mal — sagte sie — ich hatte für Sie etwas eingeübt, ehe die Mama starb. Sie haben es nie gehört, ich werde es Ihnen nachher vorspielen, wenn die Kleine fertig ist. Sie sollen mal sehen, wie seltsam das klingt.

Sie hatte wirklich Talent und ein feines Gefühl für alles das, was in den Tönen liegt. Das war

fogar eine der feinsten Anziehungskräfte, die sie auf den Maler übte.

Sobald Annchen die ländliche Symphonie von Méhul beendet, stand die Gräfin auf, setzte sich ans Clavier, und unter ihren Händen ertönte eine seltsame Melodie, deren Harmonien wie Klagen erklangen, wechselnde, zahlreiche Klagen immer von einem einzigen Ton unterbrochen, der unausgesetzt wiederkehrte, mitten in den Melodien erklang, sie durchschnitt, zerriß wie ein Schrei, immerfort der gleiche durchdringende Schrei, der gellende Angstschrei einer Verfolgten.

Aber Olivier blickte Annchen an, die sich ihm gegenüber gesetzt, hörte nicht und verstand nicht.

Er sah das Mädchen gedankenlos an und sättigte sich an ihrem Anblick, wie an einem liebgewordenen Gegenstand, den er zu entbehren gezwungen war, trank sich an ihrem Anblick gesund, wie man Wasser trinkt, wenn man Durst hat.

Nun fragte die Gräfin: — Ist das nicht schön?

Er fuhr auf und rief:

— Ja, wundervoll! Von wem ist denn das?

— Wissen Sie es nicht?

— Nein.

— Was, Sie wissen es nicht?

— Nein, wirklich.

— Von Schubert.

Er sagte scheinbar mit tiefster Überzeugung:

— Das wundert mich nicht, es ist prachtvoll! Ach bitte, spielen Sie es doch noch einmal.

Sie begann von neuem. Er wendete den Kopf, betrachtete wieder Annchen, hörte aber zu gleicher Zeit die Melodie, um beides zu genießen.

Als die Gräfin dann wieder sich auf ihren Platz gesetzt hatte, blickte er, einfach aus natürlicher männlicher Schlaueit, das blonde Profil des jungen Mäd-

chens, daß der Mutter gegenüber auf der anderen Seite der Lampe flüchte, nicht mehr an.

Aber wenn er sie auch nicht mehr sah, so genoß er doch ihre Gegenwart, wie man die Nähe des warmen Ofens fühlt; und die Lust, sie flüchtig anzublicken, um dann wieder zur Gräfin hinzusehen, quälte ihn fortwährend, wie einen Schuljungen, der zum Fenster hinausblickt, sobald der Lehrer nicht hinsieht.

Er ging zeitig fort, denn seine Zunge war ihm eben so gelähmt wie sein Gehirn, und sein unausgesprochenes Schweigen konnte wieder auffallen.

Sobald er auf der Straße stand, packte ihn die Lust umherzustreifen, denn immer wenn er Musik gehört hatte, erklang sie noch lange in ihm nach und versenkte ihn in Träume, in denen er die Melodien immer weiter und eindringlicher fortführte. Die Töne kamen wieder, ab und zu, flüchtig, von weitem her, abgerissen, schwach, entfernt wie ein Echo, dann schwiegen sie ganz, als wollten sie es den Gedanken überlassen, den Harmonien einen Sinn unterzulegen und auf die Suche zu gehen nach einem, den süßen Tönen angepaßten Idealbild.

Er ging den Boulevard links herab, da er die feenhaft beleuchtete Park Monceau sah, und trat in die Hauptallee, die sich in der Beleuchtung der elektrischen Bogenlampen hinzog. Ein Gartenwächter ging langsam auf und ab, ab und zu kam eine verspätete Droschke vorüber, auf einer Bank saß ein Mann und las, von dem hellblauen Licht überflutet, zu Füßen des Broncemastes, der die Bogenlampe trug, seine Zeitung. Andere Laternen erhoben sich mitten zwischen den Bäumen auf dem Rasen und warfen ihr mächtiges Licht auf die grünen Flächen, belebten mit bleichem Schein den großen öffentlichen Garten.

Bertin ging, die Hände auf dem Rücken ver-

schränkt, das Trottoir hinab und dachte an seinen Spaziergang mit Annchen in diesem selben Park, als er die Stimme ihrer Mutter zum ersten Mal in ihrer Stimme erkannt.

Er ließ sich auf eine Bank fallen, atmete den frischen Hauch des nassen Rasens ein und fühlte sich ergriffen von der ganzen leidenschaftlichen Erwartung, die in Jünglingsseelen das erste zusammenhangslose Kapitel eines unendlichen Liebesromanes zu bilden pflegt. Früher hatte er solche Abende gekannt, Abende, an denen seine Gedanken umherschweiften, wo denen er seine Phantasie sich in eingebildeten Abenteueru verlieren ließ, und es war ihm ganz eigen, Gefühle wieder in sich aufleben zu sehen, die seinem Alter nicht mehr zukamen.

Aber beharrlich, wie der eine Ton in dem Schubertschen Musikstück, packte ihn immerfort der Gedanke an Annchen, die er vor sich sah, wie sie sich beim Licht der Lampe auf die Arbeit beugte, und der seltsame Verdacht der Gräfin. — Ohne daß er es wollte, beschäftigte er sich fortwährend damit, suchte in die Tiefen der Seele einzudringen, wo die menschlichen Gefühle schlummern, ehe sie erwachen. Diese unausgesetzte Beschäftigung erregte ihn, und in seiner Seele erwachten zarte, süße Träume. Er konnte das junge Mädchen aus seinen Sinnen nicht mehr bannen. Er trug ihr Bild in sich, wie er früher, wenn die Gräfin bei ihm gewesen war, das seltsame Gefühl behielt, als sei sie noch da zwischen den Wänden seines Ateliers.

Plötzlich sagte er sich, weil ihn die fortwährende quälende Erinnerung erregte:

— Es ist doch zu dumm, daß Ann mir das gesagt hat, jetzt muß ich wirklich fortwährend an die Kleine denken.

Er lehrte jetzt, beunruhigt über sich selbst, heim.

Als er sich zu Bett legte, fühlte er, daß er nicht schlafen konnte; ein Fieber lief durch seine Adern, erwachende Träume stiegen in seinem Herzen empor. Er fürchtete die Schlaflosigkeit, jene entnervende Schlaflosigkeit, die durch große Seelenerregung entsteht, und wollte versuchen etwas zu lesen. Wie oft hatte ihm eine kurze Lektüre als Schlafmittel gedient. Er stand auf, ging in die Bibliothek, um irgend ein gut geschriebenes Buch zu suchen, aber seine erregten Gedanken führten ihn wider Willen dazu, irgend etwas zu nehmen, was ihn erregte, und er suchte einen Namen, der seiner Aufregung und Stimmung entsprach. Balzac, den er sonst überaus liebte, sprach heute nicht zu ihm, er fand Hugo schrecklich, wollte von Lamartine, der ihn doch immer noch gerührt, nichts wissen, und griff gierig nach Musset, dem Dichter der Jugend. Er nahm einen Band mit zu Bett, um darin zu blättern.

Sobald er wieder lag, genoß er gierig, wie ein Trinker, diese leichten Verse eines Gottbegnadeten, der, wie ein Vogel, die Morgenröthe des Lebens besungen und nur Töne hatte für den frühen Morgen, dem aber die Stimme versagt war für den grellen Tag, diese Verse eines Dichters, der trunken war vom Leben und seine Trunkenheit ausströmen ließ in leidenschaftlichen und naiven Liebesgefängen, ein Echo aller jungen liebeglühenden Herzen.

Bertin hatte noch nie den physischen Reiz dieser Gedichte so empfunden, die die Sinne gefangen nehmen, doch kaum den Verstand. Das Auge auf die glühenden Verse gerichtet, fühlte er sich wieder zwanzig Jahre alt, voller Hoffnung, und las in jugendlicher Begeisterung beinah den ganzen Band durch. Als es drei Uhr schlug, war er ganz erstaunt, noch nicht müde zu sein. Er stand auf, um das offene Fenster zu schließen und das Buch auf den Tisch mitten im Zimmer zu

legen. Aber als ihn die frische Nachtlust traf, fühlte er längs der Schenkel einen Schmerz, sein altes Leiden, für das er immer in den Bädern von Aix Heilung gefunden — wie ein Ruf, ein deutlicher Wink. Und er warf den Dichter ungeduldig fort und flüsterte: „Alter Esel!“ Dann legte er sich zu Bett und löschte sein Licht.

Am nächsten Tag ging er nicht zur Gräfin und nahm sich sogar energisch vor, sie zwei Tage nicht wieder zu besuchen. Aber was er auch anfang, wie er auch sich bemühte zu malen, wenn er spazieren ging oder von einem Haus zum andern seine Schwermut schleppte, überall quälte ihn unausgesetzt das Bild der beiden Frauen.

Da er es sich selbst verboten, sie zu sehen, erleichterte es ihn, wenn er an sie dachte, und nun ließ er seine Gedanken schweifen, sein Herz sich sättigen in der Erinnerung an sie. Nun geschah es ihm häufig, daß in den Phantasiegebilden, die seine Einsamkeit erschuf, die beiden Gesichter sich näherten, verschieden, wie er sie kannte, aneinander vorüberglitten, sich mischten, sich einten, nur noch ein Antlitz in etwas unbestimmten Zügen wurden, nicht das der Mutter und nicht ganz das der Tochter, aber das einer Frau, die er bis zum Wahnsinn liebte einst, jetzt, immer.

Dann bekam er Gewissensbisse, sich so in diesen Gefühlen gehen zu lassen, deren gefährliche Macht er fühlte. Und um ihnen zu entgehen, sie von sich zu weisen, den süßen fesselnden Rausch abzuschütteln, richtete er seinen Geist auf alle möglichen Gedanken. Alles vergeblich. Alle Versuche, sich zu zerstreuen, führten ihn wieder auf denselben Punkt zurück, wo er ein junges blondes Antlitz vor sich sah, das sich dort versteckt zu haben schien, ihn zu erwarten. Es war eine unbestimmte, unvermeidbare Erscheinung, die auf ihn zu schwebte, um ihn herum wirbelte, ihn

packte, wie sehr er sich auch mühte, ihr zu entfliehen.

Sobald er aufhörte, nachzudenken und zu überlegen, und an sie dachte, um sich klar zu machen, welche seltsame Leidenschaft in ihm kochte, begannen wieder die beiden Wesen ineinander überzugehen, was ihn am Abend im Park von Roncières so erregt. Er fragte sich: „Empfinde ich für Annchen mehr als ich darf?“ Er prüfte sein Herz, — er fand, daß er in Flammen stand für eine ganz junge Frau, die alles von Annchen hatte, aber doch nicht sie war, und feig beruhigte er sich mit dem Gedanken: „Nein, ich liebe die Kleine nicht, ich bin nur ein Opfer der Ähnlichkeit.“

Aber die beiden Tage, die er in Roncières verlebte, blieben in seiner Seele haften als eine Quelle von Wärme, von Glück und Trunkenheit. Die kleinsten Kleinigkeiten kamen ihm nacheinander wieder zu Sinn. Deutlicher greifbar, köstlicher als damals, wie sie geschehen. Plötzlich, als er seinen Erinnerungen folgte, sah er wieder den Weg vor sich, den sie gingen, als sie vom Kirchhof kamen, als das junge Mädchen Blumen pflückte, und plötzlich fiel ihm ein, daß er ihr doch eine Kornblume aus Saphiren versprochen, sobald sie wieder in Paris wären.

Jetzt gab er alle guten Vorsätze auf, kämpfte nicht gegen sich an, nahm den Hut und ging aus, glückselig über die Freude, die er ihr machen würde.

Bei Guilleroy's sagte der Diener, als er erschien:

— Frau Gräfin ist ausgegangen, aber die junge Gräfin ist zu Haus.

Er war glücklich.

— Melden Sie ihr doch, ich möchte sie gern sprechen.

Dann schlich er mit leichten Schritten in den Salon, als fürchte er, gehört zu werden.

Annchen erschien einen Augenblick darauf.

— Guten Morgen, teurer Meister, — sagte sie würdevoll.

Er lachte, gab ihr die Hand und setzte sich an ihre Seite:

— Jetzt rat mal, warum ich hier bin!

Sie überlegte ein paar Sekunden:

— Ich weiß nicht.

— Um mit Dir und der Mama zum Juwelier zu gehen, damit Du die Kornblume in Saphiren aussuchen kannst, die ich Dir in Roncières versprochen habe.

Das junge Mädchen strahlte vor Glück:

— Ach, — sagte sie, — und Mama ist fort. Aber sie wird bald wiederkommen. Nicht wahr, Sie warten, bis sie kommt?

— Wenn's nicht zu lange dauert!

— O, das ist aber häßlich, zu lange, mit mir! Sie behandeln mich ja wie ein Kind.

— Nein, — sagte er, — nicht so sehr wie Du glaubst.

Er fühlte das lebhafteste Bedürfnis ihr zu gefallen, geistreich, galant zu sein, wie in den lebhaftesten Tagen seiner Jugend, eine jener instinktiven Verwandlungen, in denen man alle Mienen der Verführung springen läßt, wie ein Pfau ein Rad schlägt und ein Dichter Verse macht. Redensarten kamen ihm auf die Lippen, schnell und flink, er sprach leicht wie in seinen besten Momenten, und die Kleine, die sein Redefluß hinriß, antwortete mit aller Feinheit und Bosheit, die sich in ihr entwickelten.

Als er eine ihrer Ansichten bekämpfte, sagte er plötzlich:

— Aber das haben Sie mir schon oft gesagt, und ich habe Ihnen geantwortet . . .

Sie unterbrach ihn laut lachend:

— Sehen Sie, Sie nennen mich nicht mehr Du. Jetzt denken Sie, Sie sprechen mit Mama!

Er errötete, schwieg und stammelte: — Ja, die Mama hat mir das schon tausendmal gesagt.

Seine Beredtsamkeit war zu Ende, er wußte nicht mehr, was er hatte sagen wollen, und er hatte jetzt plötzlich Angst, eine unbegreifliche Angst vor dem jungen Mädchen.

— Da ist Mama, sagte sie.

Sie hatte die Thür des ersten Salons gehen hören, und Olivier war verlegen, als hätte man ihn bei etwas Unrechtem ertappt; er erklärte, wie er sich plötzlich seines Versprechens erinnert und hergekommen sei, um sie beide zum Juwelier mitzunehmen.

— Ich habe ein Coupé hier, — sagte er, — ich setze mich auf den Vorderstiz.

Sie fuhren fort und traten ein paar Minuten später bei Montara ein.

Da er sein ganzes Leben im Verkehr mit Frauen zugebracht, sie beobachtet, studiert und gern gehabt, sich immer mit ihnen beschäftigt hatte, da er ihren Geschmack, ihre Art und Weise hatte studieren, sich auf die Toiletten verstehen müssen wie sie, auf alle gesellschaftlichen Fragen, alle verschiedenen Kleinigkeiten ihrer intimen Existenz, so war er allmählich dahin gelangt, manche ihrer Empfindungen zu teilen. Und so empfand er auch, wenn er in einen jener Läden trat, in denen reizender, zarter Schmuck für ihre Schönheit verkauft wurde, ein Vergnügen, beinahe so wie sie selbst. Wie sie, interessierte er sich für all die kleinen koletten Nichte, mit denen sie sich schmücken; Stoffe thaten seinen Augen wohl, Spitzen lockten ihn, sie zu betasten, der unbedeutendste, elegante Krimskrans zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Für die Schaufenster der Juwelierläden empfand er eine Art religiöser Ehrfurcht wie vor dem größten Heiligtum,

und der dunkle Ladentisch, auf dem die feinen Finger des Juweliers die Steine mit den wunderbaren Reflexen hin und herbewegen, flößte ihm eine gewisse Achtung ein.

Sobald die Gräfin und ihre Tochter sich vor diesen wichtigen Tisch gesetzt hatten, auf den beide mit einer natürlichen Bewegung eine Hand legten, sagte er was er zu sehen wünschte, und es wurden ihm ein paar Zeichnungen von Blumen vorgelegt.

Dann brachte man Saphire zur Auswahl, von denen vier gebraucht wurden. Das Wählen dauerte lange; die beiden Damen drehten sie auf dem tuchüberzogenen Tisch hin und her, nahmen sie in die Hand, ließen das Licht durchscheinen und beobachteten sie leidenschaftlich, mit Kennermiene. Nachdem man die gewählten bei Seite gelegt, mußten sie drei Smaragde aussuchen für die Blätter, und dann einen winzigen Brillant, der in der Mitte ruhen sollte wie ein Taupfen.

Olivier, den die Freude, die er am Schenken empfand, hinriß, sagte zur Gräfin:

— Machen Sie mir das Vergnügen, und suchen Sie zwei Ringe aus.

— Ich?

— Jawohl! Einen für Sie, einen für Annschen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen diese als Andenken an die beiden Tage in Roncières gebe.

Sie wollte nicht, er bat, und ein längerer Kampf mit Worten und Gründen folgte, aus dem er nicht ohne Mühe als Sieger hervorging. Ringe wurden gebracht, die schönsten in besonderen Etuis, die anderen, je nach der Art, in großen, viereckigen Kästen vereinigt, wo sie auf dem Sammt in ihrem ganzen Reiz erschienen. Der Maler hatte zwischen den beiden Damen Platz genommen, und, wie sie, griff er aus den schmalen Spalten, die die Ringe trugen, einen nach dem andern

heraus. Dann legte er sie vor sich auf den Tuchüberzug des Ladentisches, wo sich bald zwei Haufen bildeten, von denen, die sofort verworfen wurden, und denen, die in Frage kamen.

Ohne daß sie es merkten, verstrich die Zeit bei dieser Auswahl, die süßer war als irgend etwas auf der Welt, zerstreut und Spaß macht wie ein Schauspiel, fast sinnlich erregt und für ein Frauenherz die köstlichste Wonne bedeutet.

Dann verglich man, stritt sich dabei, und die drei Richter einigten sich nach einigem Zögern auf eine kleine, goldene Schlange, die zwischen dem schmalen Rachen und dem gewundenen Schwanz einen schönen Rubin hielt.

Olivier stand strahlend auf:

— Ich überlasse Ihnen meinen Wagen, sagte er, ich habe noch Besorgungen zu machen, ich muß fort.

Aber Annchen bat ihre Mutter, zu Fuß heimzugehen, da es so schön war. Die Gräfin willigte ein, und nachdem sie Bertin gedankt, ging sie mit ihrer Tochter durch die Straßen davon.

Sie schritten eine Zeit lang schweigend und freuten sich über die Geschenke, die sie erhalten. Dann sprachen sie über all die Edelsteine, die sie gesehen und in der Hand gehabt. Es war ihnen davon wie ein Spiegeln und Glimmern, eine heitere Stimmung zurückgeblieben. Sie gingen schnell durch die große Menschenmenge, die sich gegen fünf Uhr an einem Sommerabend auf den Bürgersteigen hin- und herschiebt.

Herrn drehten sich um und blickten Annchen nach, indem sie im Vorübergehen ein paar bewundernde Worte fallen ließen. Es war das erste Mal, seitdem sie in Trauer waren, seitdem das Schwarz ihrer Tochter strahlende Schönheit hob, daß die Gräfin mit ihr in Paris ausging, und das Gefühl,

daß sie auf der Straße Sensation erregte, die Aufmerksamkeit der Herren auf sich zog, daß über sie geflüstert wurde, jene ganze schmeichelhafte Erregung, die eine hübsche Frau, wenn sie durch eine Menge Herren geht, verursacht, machte ihr allmählich Beklemmung, flößte ihr peinliche Empfindungen ein, wie neulich abend, als man die Kleine mit ihrem eigenen Bildnis verglich. Ohne es zu wollen, beobachtete sie die Blicke, die man Annchen zuwarf, sie fühlte sie von weitem ihr eigenes Gesicht streifen, ohne daß sie haften blieben, und dann plötzlich auf dem blonden Kopf neben ihr ruhen. Sie erriet und sah in den Augen die plötzliche stumme Huldigung für die aufgeblühte Schönheit, für den ganzen Reiz ihrer Frische und dachte: „So war ich auch, wenn nicht hübscher.“ Plötzlich dachte sie an Olivier, und wie in Roncières packte sie eine unbezwingbare Lust, zu entfliehen.

Sie wollte in dem hellen Licht nicht länger bleiben, in der Menschenmenge, wo sie all diese Männer sah, die sie nicht anblickten. Die Zeit lag weit zurück und doch nah, wo sie einen Vergleich mit ihrer Tochter suchte, ja herausforderte. Wer verglich sie wohl heute noch unter all den Leuten, die da vorübergingen? Ein einziger vielleicht hatte vorhin beim Juwelier daran gedacht, — er. O, welche Qual! Mußte er nicht fortwährend diese Vergleiche anstellen. Er konnte sie ja nicht zusammen sehen, ohne daran zu denken, ohne sich der Zeit zu erinnern, wo sie, so frisch und schön, gewiß geliebt zu werden, zu ihm kam.

— Ich fühle mich nicht wohl, — sagte sie, — wir wollen eine Droschke nehmen, liebes Kind.

Annchen fragte erschrocken:

— Was hast Du denn, Mama?

— Nichts. Du weißt, daß ich seit Großmamas Tode manchmal so etwas habe.

V

Fixe Ideen bleiben haften und fressen weiter, wie unheilbare Krankheiten. Wenn sie einmal in eine Seele Eingang gefunden haben, zerstören sie sie, lassen ihr keine Freiheit mehr, an irgend etwas zu denken, sich für irgend etwas zu interessieren, an irgend etwas Geschmack zu finden. Wo die Gräfin auch war, bei sich oder auswärts, allein oder in Gesellschaft, nirgends konnte sie mehr jenen Gedanken loswerden, der sie gepackt, als sie mit ihrer Tochter heimgekehrt: „Musste nicht Olivier, wenn er sie beinah täglich sah, geradezu gezwungen sein, sie zu vergleichen.“

Gewiß mußte er es unwillkürlich immerfort. Auch ihn mußte diese Ähnlichkeit, die er nicht einen Augenblick vergessen konnte, quälen, die noch gesteigert wurde durch die ungesuchte Ähnlichkeit der Bewegungen und der Sprache, und jedesmal, wenn er kam, dachte sie sofort daran, las es in seinem Blick, erriet es und bewegte es in Herz und Gehirn. Dann überkam sie das Bedürfnis, sich zu verstecken, zu verschwinden, sich ihm neben ihrer Tochter nicht mehr zu zeigen.

Alles Erdenkliche machte sie leiden. Sie fühlte sich nicht mehr zuhaus in ihrem Hause. Dieses Gefühl, daß sie entthront sei, das sie eines Abends, als neben dem Bild alles Annschen betrachtete, empfunden, machte Fortschritte und brachte sie manchmal zur Verzweiflung. Unausgesetzt warf sie sich den heimlichen Wunsch, von ihr befreit zu sein, vor, diesen Wunsch, den sie sich nicht eingestand, ihre Tochter aus dem Haus zu entfernen, wie einen lästigen zu ausdauernden Gast. Und mit unbewußter Geschicklichkeit arbeitete sie an diesem Plan immer wieder, von dem Bedürfnis gepackt, trotz all dem noch zu kämpfen, um sich den Mann zu bewahren, den sie liebte.

Da sie die Verlobung Annchens, die durch die augenblickliche Trauer noch dazu etwas aufgeschoben wurde, nicht zu sehr beeilen konnte, überkam sie eine unbestimmte starke Angst, es könnte irgend etwas dazwischen kommen. Und unbewußt suchte sie im Herzen Annchens Liebe für den Marquis zu entzünden. Alle Schlaueit, die sie angewendet seit so langer Zeit, um Olivier an sich zu fesseln, nahm plötzlich eine neue geheime Form an, indem sie jetzt versuchte, die beiden jungen Leute zusammen zu bringen, ohne daß die beiden Männer sich trafen.

Da der Maler tagsüber zu arbeiten pflegte und niemals auswärts frühstückte, so daß er für gewöhnlich nur die Abende seinen Freunden schenkte, lud sie häufig den Marquis zum Frühstück ein. Er kam und verbreitete um sich die Frische eines Spazierrittes, etwas wie Morgenluft. Weiter sprach er über alle möglichen Dinge der Gesellschaft, die täglich die Reiterwelt in den Alleen des Bois de Boulogne beschäftigten. Es machte Annchen Spaß, ihm zuzuhören, und sie nahm Teil an all den frischen, so vielen Dingen, die er ihr berichtete. Eine jugendliche Intimität ward zwischen ihnen wach, eine gute Kameradschaft, die gemeinsame Leidenschaft für Sport und Pferde ganz natürlich erweckt hatte. Wenn er fort war, wußten Graf und Gräfin auf geschickte Weise sein Lob zu singen, sagten von ihm, was man eben sagen mußte, damit das junge Mädchen einsähe, daß sie ihn sofort haben konnte, wenn sie nur wollte.

Das hatte sie übrigens sehr schnell verstanden, und sie war ganz einverstanden, den hübschen Kerl zum Mann zu nehmen, der ihr außer anderen Dingen das verschaffen würde, was sie am meisten liebte, jeden Morgen an seiner Seite auf einem Vollblut dahinzujagen.

Eines Tages waren sie verlobt. Die natürlichste

Sache von der Welt, indem sie sich lächelnd die Hand reichten und von dieser Hochzeit wie von einer längst abgemachten Sache sprachen. Da begann der Marquis Geschenke zu bringen. Die Herzogin behandelte Annschen wie ihre eigene Tochter. Die ganze Sache war nach Übereinkommen während der ruhigen Tagesstunden auf einen intimen Fuß gestellt, und der Marquis, der viel andere Dinge vor hatte, Bekannte, Gewohnheiten und Pflichten, kam abends sehr selten.

Dafür erschien Olivier. Er aß regelmäßig in der Woche bei seinen Freunden und erschien auch unerwartet immer einmal abends, um zwischen zehn Uhr und Mitternacht eine Tasse Thee zu trinken.

Sobald er eintrat, blickte ihn die Gräfin forschend an, mit dem Wunsch, zu erspähen, was in seinem Herzen vorging. Er konnte keinen Blick werfen, keine Bewegung machen, ohne daß sie sofort daraus ihre Schlüsse zog, und immer quälte sie der Gedanke: „Es ist ganz unmöglich, daß er sie nicht liebt, wenn er uns nebeneinander erblickt.“

Auch er machte Geschenke. Es verging kaum eine Woche, ohne daß er mit zwei kleinen Paketen in der Hand gekommen wäre, von denen er eines der Mutter und eines der Tochter gab, und die Gräfin öffnete jedesmal die Schachteln, die oft kostbare Gegenstände enthielten, mit Herzklopfen. Sie kannte wohl diese Lust am Schenken, die sie, als Frau, nie hatte befriedigen können, diese Lust, etwas mitzubringen, eine Freude zu machen, für jemanden etwas auszufuchen im Laden, eine Kleinigkeit zu finden, die ihm gefallen würde.

Schon früher hatte der Maler diese Lust gehabt, und oft hatte sie ihn eintreten sehen mit demselben Lächeln, derselben Bewegung, ein Paket in der Hand. Dann hatte sich das beruhigt, und nun fing es wieder

an. Für wen? Sie wußte es wohl. Es war nicht ihretwegen.

Er schien ihr müde, abgemagert. Sie schloß daraus, daß er litt. Sie verglich seine Art und Weise, einzutreten, seinen Ausdruck, sein Benehmen, mit dem des Marquis, den Annschens Liebreiz auch aufing zu gewinnen. Es war sehr verschieden davon: Farandal war verliebt, Olivier Bertin liebte. Während dieser selbstquälerischen Stunden glaubte sie es wenigstens; wenn sie dann ruhig wurde, hoffte sie noch, sie könnte sich getäuscht haben. Oft war sie nahe daran, ihn zu bitten, wenn sie mit ihm allein war, ihn zu fragen, anzusehen, mit ihr zu sprechen, ihr alles einzugestehen, nichts zu verbergen. Es war ihr lieber, die Wahrheit zu wissen und in der Gewißheit Thränen zu vergießen, als so im Zweifel zu leiden, und in diesem verschlossenen Herzen, in dem sie eine andere Liebe keimen sah, nicht lesen zu können.

Dieses Herz, an dem sie mehr hing, wie an ihrem Leben, über das sie ihre Hand gehalten, das sie mit ihrer Härlichkeit erwärmt und beschattet zwölf Jahre lang, dessen sie sicher zu sein gemeint, das sie hoffte ein für alle Mal gefangen, erobert, sich unterjocht, in Fesseln geschlagen zu haben, bis an das Ende ihrer Tage, entging ihr durch einen unbegreiflich fürchterlichen, schrecklichen Zufall. Ja es hatte sich plötzlich mit einem Geheimnis vor ihr verschlossen. Sie konnte nicht mehr durch ein Wort der Liebe eindringen. Wozu die Liebe, wozu die Hingebung, wenn plötzlich der, dem man sein ganzes Wesen, sein ganzes Dasein alles, was es auf dieser Welt giebt, geschenkt, untreu wird, weil ein anderes Menschenangeßicht ihm gefallen und er einem nun im Lauf von ein paar Tagen fast ein Fremder wird.

Ein Fremder? Er, Olivier? Er sprach zu ihr, wie früher, mit denselben Worten, derselben Stimme,

dem gleichen Ton. Und doch war etwas zwischen ihnen, etwas Unerklärliches, Unfaßbares, Unbesiegliches, fast nichts, — dieses Nichts, das ein Segel davontreibt, wenn der Wind umschlägt.

Und er trieb in der That davon. Er entfernte sich von ihr täglich ein wenig mehr durch jeden Blick, den er auf Annchen warf.

Er suchte selbst nicht, sich klar zu werden. Er fühlte wohl jenes Aufsteigen der Liebe, jene unwiderstehliche Anziehungskraft, aber er wollte es nicht begreifen, er ließ sich von den Dingen treiben, vom Zufall des Lebens.

Er wollte nur noch eins, bei Tisch und abends mit den beiden Frauen zusammen sein, die wegen ihrer Trauer nicht in Gesellschaft gehen konnten. Da er bei ihnen nur gleichgiltige Gesichter traf, am häufigsten die Corbelle's und Musadieu, konnte er sich mit ihnen fast allein auf der Welt glauben, und da er die Herzogin und den Marquis, denen der Tag aufgehoben ward, kaum mehr sah, wollte er sie vergessen, da er glaubte, die Hochzeit wäre auf unbestimmte Zeit verschoben.

Übrigens sprach Annchen nie in seiner Gegenwart vom Marquis Farandal. War es vielleicht aus instinktivem Schamgefühl oder in Folge jenes geheimen Scharfblicks des Frauenherzens, das alles vorher ahnt, was es noch nicht weiß.

Die Wochen folgten aufeinander, nichts änderte sich in diesem Leben; der Herbst kam, und die Kammern wurden wegen politischer Verwicklungen früher als sonst einberufen.

Am Tag der Kammereröffnung sollte Graf Guilleroy nach einem Frühstück in seinem Hause die Herzogin von Mortemain, den Marquis und Annchen ins Parlament mitnehmen. Nur die Gräfin, die mit ihrem stets wachsenden Kummer gern allein blieb, hatte erklärt, sie wollte zu Haus bleiben.

Man war aufgestanden und trank im großen Salon den Kaffee, in bester Laune. Der Graf war glücklich über die Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeit, sein einziges Vergnügen, und er sprach nun fast mit Geist über die herrschende Lage und die Schwierigkeiten, die der Republik drohten. Der Marquis, der nun schon ganz verliebt war, antwortete ihm lebhaft, indem er Annschen anblickte; und die Herzogin war über das Glück ihres Neffen beinahe ebenso glücklich, wie über die Schwierigkeiten der Republik. Es war warm im Salon, wie es zu sein pflegt, wenn die Öfen zum ersten Mal wieder angesteckt werden. Und dieser Raum, in dem der Kaffee duftete, hatte etwas Intimes, Gemütliches, Zufriedenes. Da ging plötzlich die Thür auf, und Olivier Bertin trat ein.

Er blieb so erschrocken auf der Schwelle stehen, daß er zögerte, einzutreten, überrascht wie ein betrogener Mann, der seine Frau bei einer Untreue ertappt. Ein plötzlicher Zorn und solche Erregung packte ihn, daß er in einem Augenblick fühlte, wie er liebte. Alles, was man ihm verborgen gehalten, und was er vor sich selbst versteckte, ward ihm in einem Augenblick klar, als er den Marquis hier im Haus sah wie einen Bräutigam.

Er ahnte in einem Anfall von Verzweiflung alles, was er nicht wissen sollte, was man ihm nicht zu sagen wagte. Aber er fragte sich nicht, warum man ihm die bevorstehende Hochzeit eigentlich verborgen, er erriet es, sein Blick wurde hart und traf den der Gräfin, die errötete. Sie hatten sich verstanden.

Als er sich gesetzt hatte, schwieg die Unterhaltung einen Augenblick, da sein plötzliches Erscheinen das Gespräch unterbrochen hatte. Dann begann die Gräfin sich mit ihm zu unterhalten. Er antwortete kurz, mit fremdem Ton, plötzlich ganz verändert.

Er sah um sich herum alle diese Leute, die wieder angefangen hatten, zu sprechen, und er sagte sich: „Sie haben mich hinter's Licht geführt, aber das soll ihnen teuer zu stehen kommen.“ Nun meinten verdachte er es der Gräfin und Annchen, deren unschuldige Heuchelei er erriet. Da sah der Graf nach der Uhr und rief:

— Es ist Zeit zu gehen. — Dann wendete er sich zum Maler:

— Wir wollen zur Kammereröffnung, meine Frau bleibt allein hier. Wollen Sie mit uns kommen, das würde mir eine große Freude machen?

Olivier antwortete trocken:

— Nein. Danke! Ihre Kammer reizt mich nicht.

Da näherte sich ihm Annchen und sagte in ihrer schmeichelnden Art:

— O, kommen Sie doch, großer Meister, ich glaube, daß Sie uns viel besser unterhalten werden, als die Abgeordneten!

— Nein, wirklich nicht. Sie werden sich schon ohne mich amüsieren.

Da fühlte sie, daß er unzufrieden war und traurig, und sie bat noch einmal, um nett zu sein:

— Kommen Sie doch, Herr Maler, ich versichere, ich kann nicht ohne Sie sein!

Ein paar Worte entflohen ihm, so lebhaft, daß er sie nicht hemmen, noch ihnen einen anderen Ton verleihen konnte:

— Ach was, Sie kommen auch ohne mich aus, wie alle!

Etwas erstaunt über den Ton rief sie:

— Nun, nun! Nun werde ich wiederum nicht ‚Du‘ genannt!

Nun seinen Mund lag ein bittres Lächeln, das allen Schmerz seiner Seele zeigte, und er verneigte sich:

— Ich muß mich schon heute oder morgen daran gewöhnen.

— Warum?

— Weil Sie sich verheiraten, und Ihr Mann, wer es auch sei, das Recht hätte, es nicht sehr schicklich zu finden, wenn ich Sie ‚Du‘ nenne.

Die Gräfin sagte schnell:

— Daran können wir ja später denken. Aber ich hoffe, daß Annchen nicht einen Mann heiraten wird, der an der Vertraulichkeit eines alten Freundes Anstoß nimmt.

Der Graf rief:

— Nun schnell, schnell, wir müssen fort, wir kommen zu spät!

Und alle, die ihn begleiten wollten, waren aufgestanden, gingen mit ihm davon, nachdem sie die üblichen Händedrücke getauscht, und die Gräfin und ihre Tochter sich, wie sie es beim Kommen und Gehen zu thun pflegten, geküßt hatten.

Sie blieben allein, er und sie, hinter der geschlossenen Thür.

— Setzen Sie sich, mein Freund, — sagte sie weich.

Aber er antwortete fast heftig:

— Nein. Ich gehe auch.

Sie flüsterte bittend:

— Warum denn?

— Weil das jetzt nicht meine Stunde ist, wie es scheint! Ich bitte um Verzeihung, daß ich mich nicht vorher angemeldet habe.

— Olivier, was haben Sie denn?

— Nichts! Es thut mir bloß leid, daß ich die lustige Gesellschaft, die Sie sich zusammengeladen, gestört habe.

Sie nahm seine Hand:

— Was soll denn das heißen? Sie mußten ge-

rade fort, da sie zur Kammereröffnung wollten. Ich wollte bleiben. Es war im Gegenteil eine ausgezeichnete Idee, daß Sie heute gekommen sind, wo ich allein bin.

Er lachte: — Ausgezeichnete Idee. Jawohl!

Sie nahm ihn bei beiden Händen, blickte ihm in die Augen und flüsterte leise:

— Gestehe Sie mir, daß Sie sie lieben!

Er machte sich los, denn er konnte seiner Ungeduld nicht mehr Herr werden:

— Aber Sie sind ja verrückt mit diesem Gedanken!

Sie zog ihn wieder an sich, krampfte die Finger an seinen Armel und flehte:

— Olivier! Gestehe Sie, gestehen Sie! Mir ist es lieber, ich weiß es; ich bin sicher, es ist besser, ich weiß es. Sie ahnen ja nicht, was aus meinem Leben geworden ist!

Er zuckte die Achseln:

— Was soll ich da thun, kann ich denn dafür, wenn Sie den Kopf verlieren?

Sie zog ihn in den anderen Salon nebenan, damit man sie nicht belauschen konnte, sie zerrte ihn an seinem Jackett, an ihm festgekrampft, atemlos. Als sie vor dem kleinen runden Divan stand, zwang sie ihn dort nieder und nahm an seiner Seite Platz:

— Olivier, mein Freund, mein einziger Freund! Ich bitte Sie, sagen Sie, daß Sie sie lieben! Ich weiß es, ich fühle es an allem, was Sie thun, ich kann gar nicht daran zweifeln. Es ist mein Tod, aber ich will es aus Ihrem eigenen Munde hören.

Da er sich noch wehrte, kniete sie zu seinen Füßen nieder und sagte leuchend:

— O, mein Freund, mein Freund! Mein einziger Freund! Lieben Sie sie wirklich?

Er rief, indem er versuchte, sie aufzurichten:

— Aber nein, nein, ich schwöre Ihnen, nein!
 Sie streckte die Hand gegen ihn aus, um seinen Mund zu schließen und stammelte: — Lügen Sie nicht, es thut mir zu weh!

Dann ließ sie den Kopf auf seine Kniee niedersinken und schluchzte.

Er sah nur noch ihren Nacken. Eine dicke Menge blonder Haare mit weißen Strähnen untermischt, und ein unendliches Mitleid, dann ein unendlicher Schmerz durchzuckte ihn.

Er griff mit den fünf Fingern in ihr schweres Gelock, richtete ihren Kopf auf und blickte in ihre verzweifeltsten Augen, denen die Thränen entströmten, und dann preßte er einmal nach dem anderen auf diese thränengebäderten Augen seine Lippen:

— Any! Any! Meine liebe, liebe Any!

Da versuchte sie zu lächeln und sagte mit der schluchzenden Stimme eines Kindes, das der Schmerz erstickt:

— Ach, lieber Freund, sagen Sie mir nur, daß Sie mich noch ein bißchen lieb haben!

Er begann wieder Sie zu küssen:

— Ja, ich liebe Sie, meine geliebte Any!

Sie stand auf, setzte sich wieder neben ihn, nahm seine Hand und sagte zärtlich:

— Wir lieben uns so lange Zeit, das sollte doch nicht so enden!

Er preßte sie an sich und fragte: — Warum soll das denn enden?

— Weil ich alt bin und Annchen zu sehr mir ähnlich sieht, wie ich früher war, als Sie mich kennen lernten!

Nun schloß er ihr mit der Hand den Mund, diesen leidensvollen Mund, und sagte:

— Aber bitte, bitte, sprechen Sie nicht davon! Ich schwöre, daß es nicht wahr ist!

Sie flehte wieder:

— Wenn Sie mich nur ein bißchen, ein bißchen lieben wollten!

Er sagte von neuem:

— Ja, ich liebe Sie!

Dann blieben sie lange Zeit schweigend, Hand in Hand, sitzen, tief bewegt und tief traurig. Endlich unterbrach sie die Stille und flüsterte:

— O, ich habe kein Glück mehr auf der Erde.

— Ich will mir ja Mühe geben, Sie glücklich zu machen!

Die allmähliche Dunkelheit, die zwei Stunden vor Einbruch der Dämmerung eintritt, wenn Wolken am Himmel stehen, legte sich über den Salon und umgab sie nach und nach mit dem grauen Dunkel des Herbstabends.

Die Uhr schlug.

— Wir sind so lange schon hier, — sagte sie, — gehen Sie lieber fort. Es könnte jemand kommen, und wir sind nicht gefaßt genug.

Er erhob sich, umarmte sie und küßte wie einst ihren halb offenen Mund, dann gingen sie durch die beiden Salons zurück, Arm in Arm, wie zwei Gatten.

— Adieu, mein Freund!

— Adieu, meine Freundin!

Die Thür schloß sich hinter ihm.

Er ging die Treppe hinunter nach der Madeleine zu, lief davon, ohne zu wissen wohin, ganz verstört, wie nach einem Unglücksfall, unsicher auf den Füßen, mit bebendem Herzen. Und zwei Stunden oder drei, vielleicht sogar vier, ging er so spazieren in einer Art völligem moralischem Niederbruch und einer körperlichen Lähmung, die ihm nur gerade gestattete einen Fuß vor den anderen zu setzen. Dann kehrte er heim, um nachzudenken.

Er liebte also dies kleine Mädchen! Jetzt be-

griff er alles, was er in ihrer Gegenwart empfunden, seitdem er im Park Monceau aus ihrem Munde den Ton einer Lieben, kaum wiedererkannten Stimme gehört, einer Stimme, die einst sein Herz erweckt. Und nun kam es ihm auch zum Bewußtsein dieses allmähliche, unabänderliche Wiedererwachen einer schlecht gelöschten, noch nicht erkalteten Glut, das einzugestehen er sich bisher gewehrt hatte.

Was sollte er thun, ja, was konnte er thun! Er würde versuchen, sie nach ihrer Verheiratung möglichst wenig zu sehen. Das war alles. Bis dahin wollte er immer ruhig in das Haus der Eltern gehen, damit niemand Verdacht schöpfe, und sein Geheimnis vor aller Welt verbergen.

Er aß zu Haus, was er sonst nie that. Dann ließ er im Atelier den großen Ofen heizen, denn die Nacht wurde wahrscheinlich eisig. Zu gleicher Zeit befahl er, den Kronleuchter anzustecken, als fürchte er sich vor dunklen Ecken, und schloß sich ein. Welch seltsame, gewaltige, unaussprechlich traurige Bewegung erschütterte ihn. Er fühlte sie in der Kehle, in der Brust, in den schlaff gewordenen Muskeln, wie in seiner zusammenbrechenden Seele. Die Wände des Zimmers schienen ihn zu erdrücken; hier lag all sein Leben darin, sein Leben als Künstler und als Mensch. Jede Studie, die hier hing, erinnerte ihn an einen Erfolg, jedes Möbel hatte eine Erinnerung für ihn. Aber Erfolg und Erinnerung waren vorbei, wie sein Leben ihm kurz, öde und leer erschien. Er hatte Bilder gemalt, immer wieder Bilder und wieder Bilder, und eine Frau geliebt. Er dachte an Abende übermenschlicher Erregung nach den Rendezvous in diesem selben Atelier. Nächte durch war er, Fieber in allen Adern, hier auf und abgelaufen: das Glück über die Liebe, das Glück über den Erfolg in der Welt, das ganz einzige Glück des Ruhmes hatten

ihm unvergeßliche Stunden geheimen Triumphes bereitet.

Er hatte eine Frau geliebt und diese Frau ihn. Durch sie hatte er jene Taufe empfangen, durch die dem Mann die geheimnisvolle Welt der Gemütsbewegung und der Zärtlichkeit erschlossen wird. Sie hatte sein Herz beinah mit Gewalt geöffnet und nun konnte er es nicht mehr zuschließen. Eine andere Liebe schlich sich gegen seinen Willen zu der Öffnung herein, eine andere oder vielmehr dieselbe, nur neu entfacht durch ein neues Gesicht, dieselbe Liebe, nur noch gesteigert durch das mit dem Alter zunehmende Bedürfnis zu verehren. Er liebte also das junge Mädchen. Dagegen konnte er nicht mehr ankämpfen, er konnte nicht mehr widerstehen, es nicht mehr leugnen. Er liebte es mit der Verzweiflung, zu wissen, daß sie nie mit ihm Erbarmen haben würde, daß sie nie auch nur ahnen würde, welche Qualen er um sie litt, und daß ein anderer sie heimführte. Bei diesem Gedanken, der ihm unausgesetzt wiederkam, den er nicht zu bannen vermochte, packte ihn eine tierische Lust zu heulen, wie ein Hund an der Kette, denn er fühlte sich waffen- und wehrlos, wie dieser. Je mehr er nachdachte, desto nervöser wurde er. Mit großen Schritten eilte er durch den wie zu einer Festlichkeit erhellten Raum. Als er endlich den Schmerz, den ihm die offene Wunde bereitete, nicht mehr aushalten konnte, wollte er ihn betäuben durch die Erinnerung an vergangene Zärtlichkeit, ihn ertränken, indem er seine erste, große Leidenschaft wieder aufleben ließ. Er holte aus einem Schrank, wo er sie aufhob, die Copie, die er früher vom Bildnis der Gräfin für sich gemacht, stellte sie auf die Staffelei und setzte sich gegenüber. Er suchte sie zu beleben, sie wieder zu sehen, wie er sie früher geliebt, aber immer wieder sprang Anochen aus der Leinwand heraus. Die Mutter war verschwunden,

verflossen, und an ihrer Stelle erschien dieses andere Antlitz, das jenem seltsam ähnlich sah. Das war die Kleine mit ihren etwas helleren Haaren, ihrem etwas übermütigeren Lächeln, das etwas Moquantes hatte, und er fühlte, daß er an Leib und Seele, als hätte er nie jener andern gehört, diesem jungen Wesen da gehörte, wie ein steuerloses Schiff den Wellen.

Da stand er auf, um die Erscheinung nicht mehr vor sich zu sehen und drehte das Bild herum. Und in seiner Traurigkeit ging er in sein Wohnzimmer hinüber, um das Fach seines Schreibtisches, wo alle Briefe der Geliebten lagen, in das Atelier zu holen. Sie schlummerten dort, wie in einem Bett, einer neben dem andren, und bildeten eine dicke Schicht dümmer Papierblätter. Er steckte die Hände hinein, in dieses Meer von Worten, das von ihnen redete, in dem ihre alte Liebe schwamm. Er sah den schmalen Brettersarg an, in dem diese Menge Briefe gehäuft lagen, auf denen allen sein Name, immer nur sein Name stand. Er dachte daran, daß die Liebe, daß die zärtliche Verknüpfung zweier Wesen, daß die Geschichte zweier Herzen darin erzählt ward, in dieser Flut vergilbter Papiere mit ihren roten Siegeln. Er beugte sich darüber, und ein Hauch von Alter, ein melancholischer Hauch verschlossener Brieffschaften wehte ihm daraus entgegen.

Er wollte sie wieder lesen, suchte in dem Fach und holte ein Pack der erst geschriebenen heraus. Je mehr er öffnete, desto mehr stiegen Erinnerungen daraus auf, bestimmte Erinnerungen, die seine Seele bewegten. Er erkannte Briefe wieder, die er lange Wochen hindurch bei sich getragen, und überall fand er die zierliche Handschrift wieder, die ihm so süße Zeiten wieder in die Erinnerung rief, längst vergessene Träume von einst. Plötzlich fühlte er ein feines gesticktes Taschentuch in der Hand. Was war das? Einen Augenblick über-

legte er, dann erinnerte er sich. Ja, eines Tages hatte sie hier bei ihm geweint, weil sie ein wenig eifersüchtig war, und er hatte ihr das thränengetränkte Taschentuch weggenommen, um es aufzuheben.

Traurige Erinnerungen! Traurige Erinnerungen!
Die arme Frau!

Aus der Tiefe der Schublade, aus der Tiefe seiner Vergangenheit stiegen alle Erinnerungen auf, wie ein Duft: Es war ja nur der seine Duft einer vergangenen Wirklichkeit. Aber er litt darunter doch und weinte, während er die Briefe las, wie man Tote beweint, weil sie nicht mehr sind.

Aber all die alte Liebe, die er in sich wieder zu erwecken suchte, ließ eine neue, junge in ihm sprießen, eine unwiderstehliche, süße Zärtlichkeit, die der Gedanke an Nunchens strahlendes Gesicht in ihm wachrief. Er hatte die Mutter in freiwilliger leidenschaftlicher Hingabe geliebt, und jetzt begann er das junge Mädchen zu lieben als ein Slave, als ein alter zitternder Selave, dem man Ketten angelegt, die er nicht mehr brechen kann.

Er fühlte alles das in tiefster Seele und war entsetzt über sich selbst.

Er suchte sich klar zu machen, wie und warum sie ihn so in Fesseln geschlagen. Er kannte sie so wenig, sie, deren Herz und Seele noch im Jugendtraum schlief, war ja kaum Weib geworden.

Und er stand jetzt beinahe am Ende seines Lebens! Wie hatte ihn nur dieses Kind gefangen mit dem Lächeln und dem blondgelockten Haar. Ach, dieses Lächeln, das Haar dieses kleinen blonden Dings flößten ihm die Lust ein, sich zu Boden zu werfen und mit der Stirn die Erde zu schlagen.

Weiß man es, wird man es je ergründen, warum plötzlich ein Frauenangezicht auf uns wirkt wie ein süßes Gift? Es ist, als hätte man es mit den Augen

getrunken und als wäre es so in Hirn und Leib übergegangen, man ist trunken, toll, man lebt für dieses Bild, das einen ganz gefangen hat, und möchte daran sterben. Wie leidet man oft unter dieser entsetzlichen, unbegreiflichen Macht, die die Züge eines Antlitzes auf ein Männerherz üben.

Olivier Bertin ging wieder auf und ab. Es wurde immer später in der Nacht. Das Feuer war im Ofen ausgegangen, durch die großen Glasscheiben drang von draußen die Kälte herein. Da suchte er sein Bett auf und träumte weiter und litt bis Tagesanbruch.

Zeitig stand er auf, ohne zu wissen warum, noch ohne zu wissen, was er thun sollte, nervös, unentschlossen, wie eine sich hin und her drehende Wetterfahne. Er suchte eine Zerstreuung für seinen Geist, eine Beschäftigung für seinen Körper, und erinnerte sich, daß an diesem Tage jeder Woche die Herren seines Klubs sich im türkischen Bade trafen, wo sie nach der Massage frühstückten. So kleidete er sich denn schnell an, in der Hoffnung, Schwitzbad und Brause würden ihn beruhigen, und ging aus.

Sobald er draußen stand, traf ihn schneidende Kälte. Jene scharfe Kälte des ersten Frostes, die in einer Nacht alles wegfeht, was noch vom Sommer geblieben ist.

Die ganzen Boulevards hinunter rieselten die großen, gelben Blätter herab und fielen mit trockenem Rascheln nieder. Wohin man sah, sanken sie, von einer Seite der breiten Straße bis zur andern, zwischen den hohen Häusern, als ob durch den Schnitt eines feinen Eismessers alle Stiele zu gleicher Zeit von den Zweigen getrennt worden. Fahrdaum und Bürgersteig waren schon ganz damit bedeckt und sahen einige Stunden hindurch wie Waldwege bei Wintersonbruch aus. Das welke Laub raschelte unter den Schritten

und wurde hier und da wie in Wolken bei Windstößen zusammengetrieben.

Es war einer jener Übergangstage, die das Ende einer Jahreszeit und den Beginn der andern bedeuten, die eine ganz besondere Ruhe oder Traurigkeit haben, die Traurigkeit des Sterbens oder die Lustigkeit des jungen Saftes, der wieder aufsteigt.

Als er in das türkische Bad eintrat, überlief Olivier bei dem Gedanken an die Wärme, die ihn durchströmen sollte, nach dem Gang durch die eisige Luft der Straßen, ein Schauer der Befriedigung. Eiligst zog er sich aus, legte das leichte Lendentuch an, das ein Knabe ihm gab, und verschwand hinter der großen Thür, die man vor ihm öffnete.

Ein erstickend heißer Luftstrom, wie von einem fernen Hochofen, schlug ihm entgegen, so daß er nach Luft schnappte, als wenn ihm der Atem verginge, während er durch eine maurische Galerie schritt, die zwei orientalische Laternen erhellten. Ein stämmiger Neger, nur mit einer Badehose bekleidet, mit glänzendem Oberkörper, muskulösen Gliedern, eilte voraus, schlug auf der anderen Seite einen Vorhang zurück, und Bertin trat in das große, hohe, runde, schweigende Bad, das etwas Mystisches hatte, wie ein Tempel. Das Licht fiel durch die Kuppel und die fleeblatzförmigen Fenster von buntem Glas in den fliesenbelegten, riesigen, runden Saal, dessen Wände nach arabischer Sitte mit Kacheln bedeckt waren.

Langsam, würdevoll, ohne ein Wort zu sprechen, gingen Männer jeden Alters, beinah unbekleidet, auf und ab, andere saßen mit gekreuzten Armen auf Marmorbänken, wieder andere sprachen leise.

In der heißen Luft mußte man nach Luft schnappen, sobald man eintrat. Dieser erstickende, dekorativ aussehende Cirkus, in dem das Menschenfleisch erwärmt wurde, wo die Masseur, Neger und Mauren, mit

ihrem broncefarbenen Teint hin und herliefen, hatte etwas Antikes und Geheimnisvolles.

Der erste Bekannte, den er sah, war Graf Landa. Wie ein römischer Ringkämpfer stolz auf seinen gewaltigen Brustkasten und die mächtigen, gekreuzten Arme, schritt er einher. Er war immer hier, und fühlte sich hier wie ein beklatschter Schauspieler auf der Bühne. Als Kenner beurteilte er die Muskulatur aller starken Männer von Paris.

— Guten Morgen, Bertin! — sagte er.

Sie drückten sich die Hand. Landa sagte:

— Heute ist das richtige Wetter für ein Dampfbad.

— Ja. Wundervoll!

— Haben Sie Rocdiane gesehen? Dort drüben ist er. Ich habe ihn aus dem Bett geholt. Da sehen Sie mal das Skelett an.

Ein kleiner Herr mit dünnen Beinen und eingefallenen Rippen, winzigen Armchen, der diesen beiden Mustern männlicher Kraft ein Lächeln abnötigte, kam daher.

Rocdiane näherte sich ihnen, als er den Maler erkannte.

Sie setzten sich an einen langen Marmortisch und fingen an zu schwätzen, wie im Salon. Diener liefen auf und ab und boten Getränke an. Man hörte das Geräusch des Massierens auf dem nackten Fleisch und den plötzlichen Strahl der Brausen. Ein unausgesetztes Wasserrauschen aus allen Ecken des großen Amphitheaters machte den Eindruck, als fielen leiser Regen.

Alle Augenblicke grüßte die drei Freunde ein neuer Ankömmling oder kam heran, ihnen die Hand zu drücken. Es waren der dicke Herzog von Pariffon, der kleine Prinz Epilati, Baron Flach und andere.

Rocdiane sagte plötzlich:

— Da ist Jarandal.

Der Marquis trat ein, die Hände in die Hüften

gestemmt, und ging dahin mit jenem Selbstbewußtsein gut gewachsener Leute, die nichts ansieht.

Landa flüsterte:

— Der Kerl ist der reine Gladiator.

Rocdiane wendete sich zu Bertin:

— Ist es wahr, daß er die Tochter Ihrer Freunde heiraten wird?

— Ich denke! — sagte der Maler.

Aber diese Frage gerade in diesem Augenblick hier, diesem Manne gegenüber, erregte in Bertin Verzweiflung und Empörung. Mit solcher Schärfe erschienen ihm in einem Moment alle die Thatsachen, die bevorstanden, daß er eine Sekunde lang gegen die tierische Lust ankämpfen mußte, sich auf den Marquis zu stürzen.

Dann stand er auf:

— Ich bin müde, ich werde mich gleich massieren lassen.

Ein Araber kam vorüber.

— Achmed, bist du frei?

— Jawohl, Herr Bertin!

Und eiligst ging er davon, um dem Händedruck Farandals, der eben langsam um die Rundung ging, auszuweichen.

Er blieb kaum eine Viertelstunde in dem großen Ruhefaal, wo rund herum in den Zellen die Betten stehen, rings um ein mit exotischen Pflanzen besetztes Beet, aus dessen Mitte ein Springbrunnen steigt. Es war ihm, als würde er verfolgt und bedroht, als folgte ihm der Marquis, und als müßte er ihm nun die Hand geben und ihn wie einen Freund behandeln, den Wunsch ihn totzuschlagen im Herzen.

Und bald stand er wieder auf dem Boulevard, der über und über mit welken Blättern bedeckt war. Die Blätter sanken nicht mehr herab, ein langer Windstoß hatte die letzten heruntergefegt. Ihr rot und

gelber Teppich flatterte hin und her, bewegte sich, ging in Wolken unter den starken Stößen des wachsenden Windes von einem Bürgersteig zum andern.

Plötzlich fuhr etwas wie ein Geheul über die Dächer, das Schnauben des Sturmes, der naht, und in dem Augenblick fing sich ein entsetzlicher Windstoß, der von der Madeleine zu kommen schien, im Boulevard.

Bei seinem Nahen erhoben sich alle Blätter, alle gefallenen Blätter, die ihn zu erwarten schienen. Sie liefen vor ihm her, wirbelten in Haufen durcheinander und stiegen hoch über die Dächer in Spiralen hinauf. Wie eine toll gewordene, davonfliegende Herde jagte er sie vor sich her, und sie flohen hinaus aus Paris in die freie Luft der Vororte. Als die gewaltige Blätter- und Staubwolke oben im Quartier Malesherbes verschwunden war, lagen Straße und Bürgersteig glatt gefegt da, ganz rein.

Bertin dachte: „Was soll denn nun werden, was soll ich anfangen, wo soll ich hingehen?“ Und er kehrte heim, da er keine Antwort fand.

Ein Zeitungskiosk fiel ihm ins Auge. Er kaufte sieben oder acht Blätter, in der Hoffnung, für ein oder zwei Stunden Lesefutter zu haben.

— Ich frühstücke hier, — sagte er, als er heimkehrte, und ging ins Atelier.

Aber er fühlte, als er sich setzte, daß er hier nicht bleiben konnte, denn er empfand in sich die Unruhe eines wilden Tieres.

Nicht eine Minute konnte ihn die Lektüre der Blätter abziehen. Was er las, blieb Augenwerk und ging nicht ins Hirn über. Mitten in einem Artikel, den er garnicht versuchte zu verstehen, zuckte er beim Wort Guilleroy zusammen. Er handelte von der Kammer Sitzung, in der der Graf eine Rede gehalten.

Nun wurde er aufmerksam, stieß dann auf den Namen des berühmten Tenors Montrosé, der gegen

Ende Dezember in der großen Oper eine ganz einzigartige Vorstellung geben wollte. Es sollte, sagte das Blatt, eine wundervolle, musikalische Feier sein, denn der Tenorist Montrose, der seit sechs Jahren nicht mehr in Paris gesungen, hatte in Europa und Amerika noch nie dagewesene Erfolge davongetragen. Außerdem sollte er von der berühmten schwedischen Sängerin Helsing, die sich seit fünf Jahren in Paris nicht hatte hören lassen, begleitet werden.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, der aus dem tiefsten Innern seines Herzens zu kommen schien, Annschen das Vergnügen zu machen, dem beizuwohnen. Dann erinnerte er sich, daß die Trauer der Gräfin dem entgegenstehen würde, und suchte irgend welche Möglichkeit, um trotzdem seinen Wunsch zu erfüllen. Es gab nur eine: er mußte eine Loge auf der Bühne nehmen, wo man beinahe nicht gesehen wurde, und wenn die Gräfin trotzdem nicht kommen wollte, mußte Annschen von ihrem Vater und der Herzogin begleitet sein. In diesem Fall hatte er die Loge der Herzogin anzubieten, aber dann mußte er auch den Marquis einladen.

Er zögerte und dachte lange nach.

Die Heirat war ja beschlossene Sache, sogar der Tag zweifellos schon festgesetzt. Er erriet, daß seine Freundin alles das möglichst zu beschleunigen suchte, und begriff, daß sie die Tochter so bald als möglich Jarandal geben würde. Er konnte es nicht ändern, er konnte es nicht hindern, nicht den furchtbaren Tag hinauschieben. Da es nun einmal sein mußte, war es doch besser, er beherrschte sich, versteckte sein Leiden, setzte eine zufriedene Miene auf und ließ sich nicht mehr wie vorhin durch sein Temperament fortreißen.

Ja, er wollte den Marquis einladen, dadurch den Verdacht der Gräfin einschläfern und sich zugleich als

guter Freund bei dem jungen Paar einen Platz am Kamin sichern.

Sobald er gefrühstückt hatte, ging er zur Oper, um sich eine der Logen, die hinter dem Vorhang liegen, zu bestellen. Sie wurde ihm zugesagt. Da lief er zu Guilleroy's. Sofort erschien die Gräfin und sagte noch ganz bewegt von der weichen Stunde des vergangenen Tages:

— Das ist nett, daß Sie heute gleich wiederkommen.

— Ich bringe Ihnen etwas, murmelte er.

— Was denn?

— Eine Prosceniumsloge in der Oper für das einzige Auftreten der Pelson und Montrosés.

— Ach, lieber Freund, das thut mir aber leid, überlegen Sie doch — meine Trauer.

— Sie sind doch beinah schon vier Monate in Trauer.

— Ja, ich kann wirklich nicht.

— Und Amnchen? Denken Sie doch, so eine Gelegenheit kommt vielleicht nie wieder.

— Ja, mit wem soll sie denn gehen?

— Mit ihrem Vater und der Herzogin, die ich einladen will. Ich will auch dem Marquis einen Platz anbieten.

Sie sah ihn in die Augen, während sie eine tolle Lust überkam, ihn zu umarmen, und sagte dann, als traute sie ihren Ohren nicht:

— Dem Marquis?

— Ja, gewiß!

Und sie war sofort einverstanden.

Er fragte mit gleichgiltiger Miene:

— Haben Sie den Tag der Hochzeit schon festgesetzt?

— Mein Gott, ja, so ziemlich. Wir haben Gründe, die Sache zu beschleunigen, um so mehr, da es ja

schon alles vor dem Tode Mamas verabredet war. Sie wissen doch noch.

— Ja, gewiß. Und wann soll es sein?

— Nun, also Anfang Januar. Verzeihen Sie, daß wir es Ihnen noch nicht gesagt haben.

Annchen kam. Das Herz klopfte ihm in der Brust zum Berspringen, und alle Härlichkeit, die er gegen sie empfand, ward plötzlich bitter und ließ in ihm jene seltsame, leidenschaftliche Feindseligkeit emporsteigen, die aus der Liebe wird, wenn die Eifersucht sie peitscht.

— Ich bringe Ihnen etwas, — sagte er.

Sie antwortete: — Also wir nennen uns jetzt wirklich ,Sie.‘

Er nahm eine väterliche Miene an:

— Hören Sie mal, Kindchen, ich habe gehört, was Ihnen bevorsteht, und ich glaube, später wird es doch nötig sein; es ist also besser, ich nenne Sie jetzt schon ,Sie.‘

Sie zuckte unzufrieden die Achseln, während die Gräfin schweigend ihre Gedanken in die Ferne schweifen ließ.

Annchen fragte: — Was bringen Sie mir denn?

Er erzählte von der Vorstellung, und wen er einladen wollte. Sie war glücklich, fiel ihm wie ein Kind um den Hals und küßte ihn auf beide Wangen.

Er konnte sich kaum aufrecht halten und begriff, als ihn dieser kleine Mund mit seinem frischen Hauch zweimal leicht streifte, daß er nie wieder davon loskommen würde.

Die Gräfin sagte zusammenzuckend zu ihrer Tochter:

— Du weißt doch, daß Papa wartet.

— Ja, Mama, ich gehe gleich!

Sie lief davon und warf ihm mit der Fingerspitze noch Kußhändchen zu.

Sobald sie fort war, fragte Olivier:

— Machen sie eine Hochzeitsreise?

— Jawohl, ein Vierteljahr.

Und er flüsterte unwillkürlich: — Desto besser!

— Wir werden ganz wieder sein, wie früher.

Er stammelte:

— Das hoffe ich wohl.

— Aber bis dahin dürfen Sie mich nicht vernachlässigen.

— Nein, meine Freundin.

Sein Benehmen gestern, als er sie weinen sah, und sein Plan, den Marquis zu der Vorstellung einzuladen, flößten der Gräfin wieder Hoffnung ein.

Das dauerte nicht lange. Kaum war eine Woche vergangen, so verfolgte sie wieder mit quälender Eifersucht auf dem Antlitz dieses Mannes alle seine Leidenstationen. Sie mußte sie alle sehen; ging sie doch selbst durch all diese Leiden hindurch, die sie bei ihm durchschaute, die ihm Annchens beständiger Anblick alle Stunden des Tages verschaffte und seine Ohnmacht.

Alles brach zu gleicher Zeit über sie herein, das Alter und die Trauer. Ihre geschickte, erfinderische, immer wache Kofetterie, die sie während ihres ganzen Lebens über sie triumphieren ließ, war durch diese schwarze Uniform, die ihre bleiche Farbe und das Leiden in ihren Zügen stärker hervortreten ließ und sogar die Jugendfrische ihrer Tochter noch mehr hervorhob, wie gelähmt. Wie lange war es doch schon her und doch erst wie kurze Zeit, als sie bei Annchens Rückkehr nach Paris noch geradezu Ähnlichkeiten in der Toilette suchte, die ihr gut standen. Jetzt wandelte sie die Lust an, wütend diese Todeskleider, die sie häßlich machten und sie quälten, von sich abzureißen. Wenn sie alle Hilfsmittel der Eleganz zu ihrer Verfügung gehabt hätte, wenn sie Stoffe mit matten Farben, die zu ihrem Teint paßten, hätte wählen können, die ihren sterbenden Reizen einen ge-

wissen Stil gegeben hätten, der genau so pachte, wie die Jugendliebllichkeit der Tochter, hätte sie es verstanden, immer noch verführerisch auszusehen. Aber was konnte sie in diesem Totengewand, in dieser Sträflingskleidung, die sie ein ganzes Jahr hindurch tragen mußte, überhaupt versuchen. Ein Jahr, ein Jahr blieb sie gefesselt und besiegt, in dem Schwarz eingeschlossen. Ein Jahr lang würde sie sich altern fühlen von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute in diesen Kreppschleiern. Wie würde sie in einem Jahr aussehen, wenn ihre arme, franke Haut noch weiter unter den Seelenqualen sich veränderte.

All diese Gedanken verließen sie nicht mehr, verdarben ihr alles, was sie genießen wollte, wandelten ihr jede Freude in Schmerz, ließen ihr keinen reinen Genuß, keine Zufriedenheit, kein Lachen. Immer wandelte sie verzweiflungsvoll die Lust an, all das Elend, das sie drückte, von sich abzuschütteln, denn ohne diese fortwährend quälenden Gedanken wäre sie noch glücklich gewesen, frisch und gesund! Sie fühlte in sich noch eine lebendige Frische, ein immer noch junges Herz, die Blut eines Wesens, das zu lieben beginnt, eine nicht zu sättigende Sehnsucht nach Glück, noch dringender als früher, eine verzehrende Liebesglut.

Und nun entschwandn ihr all die süßen, reizenden, köstlichen, poetischen Dinge, die einem das Dasein verschönern und lieb machen, weil sie alt wurde. Es war aus, und doch fühlte sie in sich all die Empfindungen eines jungen Mädchens und alle Leidenschaften der jungen Frau. Nur ihr Leib war alt geworden, ihre elende Haut, der Stoff, über ihrem Knochengerüst war allmählich verwelt, angefressen wie der Überzug eines Möbels. Dieser Verfall quälte sie unausgesetzt, wurde beinah zu körperlichen Schmerzen. Die fixe Idee hatte auf ihrer Haut eine Empfindung

erzeugt, die Empfindung des Altwerdens, unaufhörlich und durchdringend, wie das Gefühl von Kälte oder Hitze. Sie meinte wirklich, wie einen unbestimmten Nitzel, langsam die Falten auf ihrer Stirn sich ein-graben zu fühlen, und wie sich all die unzähligen kleinen Runzeln, die auf der müden Haut erschienen, einbohrten. Wie jemand mit einer Hautkrankheit be-haftet, immer das Bedürfnis hat, sich zu kratzen, so wühlte in ihrer Seele der unwiderstehliche Zwang, im Spiegel das entsetzliche, grauig schnelle Walten der Zeit an sich festzustellen. Sie fühlte sich ge-zwungen, gerufen, angezogen, zu kommen, heran zu treten, mit starren Augen zu sehen, wieder anzu-sehen, unausgesetzt sich zu betrachten, mit dem Finger zu tasten, um sich genau der untilgbaren Spuren der Jahre zu versichern. Zuerst kam ihr der Ge-danke nur ab und zu, wenn sie, sei es bei sich, sei es anderwärts, die polierte Glasfläche sah. Sie blieb auf dem Bürgersteig stehen, um sich in dem Glas der Schaulenster zu betrachten. Das wurde zur Krank-heit, zur fixen Idee. Sie trug eine winzig kleine Puderschachtel aus Elfenbein bei sich, so groß nur wie eine Walnuß, deren innerer Deckel unsichtbar einen Spiegel enthielt, und manchmal öffnete sie sie, in der Hand verborgen, im Gehen und blickte hinein.

Wenn sie sich in den Gobelin-Salon setzte, um zu lesen oder zu schreiben, irrten ihre Gedanken durch die neue Beschäftigung einen Augenblick ab, aber bald kam sie wieder zu ihren Selbstquälereien zurück. Sie kämpfte dagegen an, versuchte sie zu zerstreuen, an anderes zu denken, die Arbeit fortzusetzen, es war vergeblich, der Wunsch quälte sie unausgesetzt, und bald streckte sich ihre Hand, indem sie das Buch oder die Feder losließ, in unwiderstehlicher Bewegung nach dem kleinen Handspiegel aus altem Silber aus, der auf ihrem Schreibtisch lag. In dem ovalen eiselierten

Rahmen erschien ihr ganzes Gesicht, wie ein altes Bild, ein Gemälde aus dem vorigen Jahrhundert, ein einst farbenfrisches Pastell, das durch das Licht verblichen ist. Nachdem sie sich dann lange betrachtet, legte sie mit müder Bewegung den kleinen Gegenstand auf das Möbel zurück, und zwang sich wieder zu ihrer Beschäftigung. Aber sie hatte kaum zwei Seiten gelesen oder zwanzig Zeilen geschrieben, als abermals das Bedürfnis über sie kam, unwiderstehlich und quälend, sich im Spiegel zu besehen, und sie streckte wieder den Arm nach ihm aus.

Sie bewegte ihn jetzt in den Händen, wie ein theures liebesvertrautes Kleinod, das die Hand nur ungern läßt. Alle Augenblicke benutzte sie es, wenn sie ihre Freunde empfing, wurde nervös, daß sie Lust hatte zu schreien, haßte es wie einen Menschen, wenn sie es in den Fingern hielt. Eines Tages, als sie verzweifelt war über diesen Kampf zwischen sich selbst und dem Stück Glas, schleuderte sie es gegen die Wand, wo der Spiegel in Stücke zerbrach.

Aber nach einiger Zeit gab ihr Mann ihr den Spiegel, den er hatte reparieren lassen, klarer und heller zurück, als er je gewesen. Sie mußte ihn nehmen und sich noch dafür bedanken, und ergab sich nun darein, ihn zu behalten. Und jeden Abend und jeden Morgen, wenn sie in ihrem Zimmer war, konnte sie nicht anders, als peinlich ungeduldig festzustellen, wie die Zeit stetig und gefräßig an ihr nagte.

Wenn sie zu Bett lag, konnte sie nicht einschlafen, steckte das Licht wieder an und dachte wachbleibend darüber nach, wie Kummer und Qualen unwiderstehlich das Zerstörungs-Werk der eilenden Zeit förderten. Im Schweigen der Nacht hörte sie den Pendel der Uhr gehen, der mit seinem gleichmäßigen eintönigen Tic-Tac zu sagen schien: „dahin — dahin — dahin!“ — Und ihr Herz krampfte sich in

solchem Schmerz zusammen, daß sie, das Bettlaken zwischen den Zähnen, stöhnte.

Früher hatte sie wie alle Welt das Bewußtsein gehabt, daß die Jahre verfliegen, und daß man eben mit den Jahren sich ändert. Wie alle hatte sie gesagt, sich selbst gesagt, jeden Winter, jedes Frühjahr, jeden Sommer: „Ich habe mich doch sehr verändert seit vorigem Jahr.“ Aber da sie immer schön geblieben war, wenn auch von etwas wechselnder Schönheit, regte sie sich nicht weiter darüber auf. Heute hatte sie nun plötzlich, statt ruhig den langsamen Wechselgang der Jahreszeiten festzustellen, entdeckt und begriffen, wie furchtbar die Zeit eilt. Es war ihr plötzlich klar geworden das Dahingleiten der Stunden in ihrem unaufhaltamen Lauf, der einen verrückt macht, wenn man daran denkt, das endlose Vorwärtsdrängen der sich hastig überstürzenden Sekunden, die Leib und Leben der Menschen zerfressen.

Nach jenen bösen Nächten konnte sie im warmen Bett ruhig träumen, wenn die Jungfer die Vorhänge geöffnet und früh das Feuer angesteckt hatte. Schlaf, halb wach, halb schlafend, wie betäubt blieb sie so in ihren Gedanken, die die unwillkürliche Hoffnung in ihr aufstrahlen ließen, die bis zur letzten Stunde des Menschen Herz erfüllt.

Jeden Morgen jetzt fühlte sie sich, sobald sie aufgestanden war, gedrungen, zu Gott zu beten, von ihm Erleichterung und Trost zu erflehen.

Sie kniete dann vor einem großen eichengeschnittenen Christus nieder, einem Geschenk Oliviers, einem seltenen Kunstwerk, das er entdeckt, und mit geschlossenen Lippen, mit der Seele flehend, wie man zu sich selber spricht, sendete sie ihr schmerzliches Gebet zum Gekreuzigten empor.

Im Bedürfnis, erhört und errettet zu werden, naiv in ihrem Leid wie alle Gläubigen, wenn sie

beten; zweifelte sie nicht daran, daß er sie erhörte, daß er aufmerksam lauschte auf ihr Flehen, und vielleicht Mitleid fühlte mit ihrem Leid. Sie bat ihn nicht, das zu thun, was er nie für einen Menschen gethan, ihr bis zum Tode Reiz, Frische und Schönheit zu lassen, sie bat ihn nur um etwas Ruhe und Aufschub. Sie mußte alt werden, wie sie sterben mußte. Aber warum so schnell? Es gab Frauen, die so lange schön blieben, — konnte er ihre Bitte nicht erfüllen, daß sie eine von diesen würde! Er sollte ihr nur, er, der selbst soviel gelitten, zwei oder drei Jahr lang den Rest von Liebreiz lassen, den sie haben mußte, um zu gefallen.

Sie sagte ihm das nicht, aber sie stöhnte es in der Verwirrung ihrer Seele zu ihm empor.

Nachdem sie dann aufgestanden, setzte sie sich vor den Toilettentisch, und mit genau so großer Inbrunst, wie beim Gebet, nahm sie die Puder und Pasten, Kosken, Bürsten und Instrumente vor, die ihr die täglich gebrechlichere Schönheit wieder verleihen sollten.

VI.

Auf dem Boulevard klangen zwei Namen in aller Mund: Emma Helsing und Montrosé. Je mehr man sich der Oper näherte, desto häufiger hörte man sie. Von den Anschlagssäulen startten sie auf Plakatanzeigen den Vorübergehenden entgegen, und an diesem Abend lag etwas, wie ein besonderes Ereignis in der Luft.

Das massige Gebäude, „Nationale Musik-Akademie“ geheissen, lag unter dem schwarzen Himmel da, der darauf zuströmenden Menschenmenge die prachtvolle weisse Fassade und die Kolonnade von Marmorsäulen zuwendend, die durch unsichtbare elektrische Lampen wie eine Dekoration bestrahlt wurde.

Auf dem Platz ordneten berittene Schutzleute den Verkehr, und von allen Ecken von Paris kamen ungezählte Wagen an, hinter deren offenen Fenstern man duftige Wolken von Kleidern und Stoffen und blasser Gesichter wahrte.

Die Coupés und Landauer ordneten sich an dem reservierten Saaleingang zu langer Kette, hielten einen Augenblick, und dann stiegen jedesmal in den mit Pelz, mit Federn oder mit Spizen von unschätzbarem Wert garnierten Abendmänteln Damen der guten Gesellschaft und andere, in wundervollen Toiletten aus.

Die ganze Breite der berühmten Treppe stiegen, ein märchenhafter Anblick, ununterbrochen, königlich geschmückte Damen empor, an deren Busen und Ohren Diamanten blitzten und deren lange Schleppe über die Stufen glitten.

Der Saal füllte sich bei Zeiten, denn man wollte keinen Ton der berühmten Künstler verlieren, und im weiten Amphitheater wogte es im strahlenden Schein des elektrischen Lichtes, das vom Kronleuchter niederfiel, hin und her, und ein unbestimmtes Summen klang.

Von der Loge auf der Bühne, in der schon die Herzogin, Annschen, der Graf, der Marquis, Bertin und Herr von Musadieu saßen, sah man nichts als die Coulissen, in denen Leute schwatzend standen, hin und herliefen und riefen, Maschinisten in der Bluse, Herren im Frack, Darsteller schon im Kostüm. Aber auf der anderen Seite des riesigen herabgelassenen Vorhangs hörte man schon das dumpfe Gemurmel

der Menge, fühlte man die Anwesenheit von tausend unruhig bewegten Wesen, deren Hin und Her die Leinwand zu durchbrechen schien, um sich auf der Bühne zu verbreiten.

Es sollte „Faust“ gegeben werden.

Musadieu erzählte Anekdoten über die ersten Aufführungen des Werkes im lyrischen Theater. Die Oper errang damals einen phänomenalen Erfolg. Er erzählte von den damaligen Darstellern, über ihre Manier, jede einzelne Nummer vorzutragen. Amnchen hatte sich halb zu ihm gewendet und hörte ihm mit jener Aufmerksamkeit der Jugend zu, mit der sie alles in der Welt erfaßte, und ab und zu warf sie einen zärtlichen Blick auf ihren Verlobten, der in ein paar Tagen ihr Mann sein sollte. Sie liebte ihn jetzt, wie eben ein naives Herz liebt, das heißt, sie liebte in ihm alle ihre Hoffnungen für die Zukunft. Sie zitterte vor Erwartung und Erregung, der Taumel der ersten Feste des Lebens kam über sie und das glühende Bedürfnis, glücklich zu sein.

Und Olivier, der alles sah, alles wußte, der alle Qualen heimlicher Liebe durchkostet, eifersüchtig und nicht imstande war, etwas zu thun, der Menschenleid bis in seine Tiefen ausgeschöpft, wo das Herz zu verbrennen scheint, wie auf einem Scheiterhaufen, stand im Hintergrund der Loge und blickte sie beide qualvoll an. Die drei Schläge klangen und plötzlich der trockene Ton des Aufklopfens des Taktstockes auf dem Dirigentenpult. Sofort war alles still, Husten und Flüstern. Dann nach kurzer, tiefer Pause begannen die ersten Takte der Ouverture und erfüllten den Raum mit dem unsichtbaren, unwiderstehlichen Zauber der Töne, der Nerven und Seelen erfaßt mit poetischem und wirklichem Fieber, indem er die Luft, die man atmet, wie Tonwellen einem zuführt.

Olivier saß im Hintergrund der Loge, schmerz-

lich bewegt, als ob die Wunden seines Herzens durch die Töne aufgerissen würden. Aber als der Vorhang aufgegangen war, erhob er sich ein wenig und erblickte als Dekoration ein Laboratorium, in dem Doktor Faust sinnend saß.

Er hatte die Oper schon zwanzigmal gehört, kannte sie beinah auswendig, und seine Aufmerksamkeit flog vom Stück fort in den Zuschauerraum hinüber. Er konnte nur zwischen den Coulissen, hinter denen die Loge versteckt lag, ein kleines Stück übersehen. Aber dieser Ausschnitt, der vom Orchester bis zum obersten Rang hinaufging, zeigte ihm ein Stück des Publikums, in dem er eine Menge Bekannte sah. Im Parkett saßen die Herren in Frack und weißen Cravatten, einer neben dem anderen, wie eine ganze Sammlung von bekannten Gesichtern, Leute der großen Welt, Künstler, Journalisten, alle die, die dort nie fehlen, wo alle Welt hingeht. Im ersten Rang, Balkon und Logen konnte er die einzelnen Damen bei Namen nennen. Die Gräfin Lochrist saß in einer Proceniumsloge, wirklich reizend, während ein Stück weiter entfernt sich eine jung verheiratete Frau befand, die Marquise von Ebelin. Sie hob das Opernglas. „Ihr erstes Auftreten ist ganz nett,“ sagte sich Bertin.

Man hörte aufmerksam zu, mit augenscheinlicher Teilnahme, wie der Tenor Montrosé seine Klagen über das Dasein hinausendete.

Olivier dachte: „Solch ein Unsinn. Faust, der göttliche Faust singt hier die Nichtigkeit und den Stel des Lebens in die Welt hinaus, und das Publikum fragt sich ängstlich, ob Montrosés Stimme nicht gelitten hat.“ Nun hörte er zu, wie die anderen, und hinter den banalen Worten des Textbuches tauchte ihm durch die Musik, die in den Seelen Träume erweckt, ein Begriff von dem auf, wie sich Goethe Fausts Seele gedacht.

Er hatte früher die Dichtung gelesen, die er sehr schön fand, ohne doch besonders erschüttert zu sein, und nun plötzlich fühlte er ihre unergründliche Tiefe, denn es war ihm, als würde er an diesem Abend selbst Faust.

Annchen hatte sich auf die Logenbrüstung gestützt und hörte angespannt zu. Und beifälliges Gemurmel ging durch das Publikum, denn die Stimme Montrosés war sogar ausgeglichener und runder geworden als früher.

Bertin hatte die Augen geschlossen. Er setzte seit einem Monat alles, was er empfand, was er sah, was ihm im Leben begegnete, in Beziehung zu seiner Leidenschaft. Alles was er Schönes, Seltenes erblickte, was er sich Reizendes dachte, brachte er sofort in Beziehung zu seiner kleinen Freundin. Er hatte keinen Gedanken mehr, der nicht mit seiner Liebe zusammengehangen hätte.

Jetzt hörte er im Innern seines Herzens Fausts Klagen, und in ihm stieg der Wunsch auf, zu sterben, der Wunsch, all sein Leid zu enden, all das Elend, all das endlose Leiden seiner Liebe. Er betrachtete Annchens feingeschnittenes Profil und dann den Marquis Farandal, der hinter ihr saß und sie auch besah. Er fühlte sich alt, abgethan, ein verlorener Mann. Welche Qual, nichts mehr zu erwarten, keine Hoffnung zu haben, nicht einmal das Recht zu besitzen, etwas zu wünschen, sich deklassiert fühlen, am Abend seines Lebens. Wie ein Beamter, der die Altersgrenze überschritten hat, dessen Laufbahn zu Ende geht.

Beifall klang. Montrosé hatte schon gesiegt und Mephisto-Labarrière tauchte aus der Versenkung auf. Olivier, der ihn in dieser Rolle niemals gehört hatte, merkte wieder auf. Die Erinnerung an Rubin mit seinem dramatischen Wuß, an Faure mit seiner wundervollen Baritonstimme, brachte ihn einen Augenblick auf andere Gedanken.

Aber plötzlich erschütterten ihn zwei Verse, die Montrosé mit unwiderstehlicher Gewalt hinausschleuderte, bis ins tiefste Herz. Faust sagte zu Mephisto:

„Gieb mir den Schatz, der alle andern in sich schließt,
Gieb mir die Jugend wieder.“

Und der Tenor erschien im Seidenkleid, das Schwert an der Seite, einen Federhut auf dem Kopf, elegant, jung, hübsch in seiner etwas gezierten Sängerschönheit.

Ein Murmeln ging durch die Reihen, er sah famos aus und gefiel den Damen.

Olivier überließ es im Gegenteil wie Verzweiflung, denn das Bild von Goethes seelenzwingendem Drama verschwand bei dieser Verwandlung. Von nun ab sah er vor sich nichts, als eine Feerie mit einzelnen hübschen Gesangsummern, und talentvolle Sänger, bei denen er nur noch auf die Stimme achtete. Dieser Mann da im Seidenwams, der hübsche Kerl, der dort trillerte und seine Beine und Töne zeigte, mißfiel ihm. Das war nicht der wahre, unwiderstehliche Faust, der Gretchen verführen sollte.

Er setzte sich wieder, und die beiden Verse, die er vorhin gehört, kehrten in sein Gedächtnis zurück:

„Gieb mir den Schatz, der alle andern in sich schließt,
Gieb mir die Jugend wieder.“

Er sumnte sie zwischen den Zähnen, sang sie schmerzlich in tiefster Seele und, den Blick immer auf den blonden Nacken Annchens gerichtet, der in dem viereckigen Ausschnitt der Loge austauchte, fühlte er in sich die ganze Bitterkeit dieses nie zu verwirklichenden Wunsches.

Aber Montrosé hatte eben die Schlußnoten des ersten Aktes so wunderbar gesungen, daß die Begeisterung losbrach; wie ein Ungewitter tobte ein paar

Minuten lang das Klatschen, Trampeln und Bravorufen durch den Saal. In allen Logen sah man die Frauen die Handschuhe aufeinander schlagen, während die Männer hinter ihnen standen und klatschten und riefen.

Der Vorhang fiel und hob sich zweimal hintereinander, ohne daß der Beifall nachgelassen hätte. Als er aber dann das dritte Mal gesunken war, vom Publikum die Bühne und die Logen auf der Bühne scheidend, klatschten die Herzogin und Annchen noch immer ein paar Augenblicke weiter und bekamen durch eine kleine, diskrete Verbeugung einen besonderen Dank vom Tenor.

— Ah, er hat uns gesehen! — sagte Annchen.

— Welch wunderbarer Künstler! — rief die Herzogin. Und Bertin, der sich vorgebeugt hatte, sah mit einem unbestimmten Gefühl von Erregung und Verachtung zu, wie der gerufene Schauspieler zwischen zwei Thüren verschwand, das Bein ausgestreckt, die Hand in die Hüften gestemmt, immer noch in Theaterpose. Man sprach von ihm. Seine Erfolge machten ebenso viel Aufsehen wie sein Talent. Er hatte alle Hauptstädte Europas besucht, begeistert von den Frauen aufgenommen, die mit Herzklopfen ihn auf die Bühne kommen sahen, da sie wußten, daß er unwiderstehlich war. Übrigens schien er, hieß es, sich wenig um diese sentimentale Begeisterung zu kümmern und begnügte sich mit musikalischen Erfolgen. Musadieu erzählte mit vorsichtigen Worten, wegen Annchens Anwesenheit, von dem Dasein, das der schöne Sänger führte, und die Herzogin, die ganz weg war, begriff und billigte sehr wohl alle Verrücktheiten, deren Veranlassung er gewesen, — so verführerisch, elegant, vornehm und wahrhaft künstlerisch fand sie ihn. Lächelnd schloß sie:

— Wie soll man einer solchen Stimme widerstehen!

Olivier ärgerte sich und ward bitter. Er ver-

stand absolut nicht, wie man an einem Mimen Geschmack finden konnte, an jener fortwährenden Darstellung von Menschen und Charakteren, die niemals er selbst sind, an diesem eingebildeten Darsteller von Phantasiefiguren, an diesem geschminkten Kerl, der für so und so viel den Abend alle Rollen herunterzingt.

— Sie sind eifersüchtig, — sagte die Herzogin.
— Ihr Herren von der Gesellschaft und ihr Künstler seid alle auf die Schauspieler nicht gut zu sprechen, weil sie mehr Erfolg haben wie ihr.

Dann wendete sie sich zu Annchen:

— Nun sag mal Kleine, Du, die Du erst ins Leben trittst und mit gesunden Augen um Dich blickst, wie findest Du denn den Tenor?

Annchen antwortete mit überzeugter Miene:

— Ich finde ihn großartig! — Die drei Schläge zum zweiten Akt erklangen, und der Vorhang hob sich.

Es war wundervoll, wie die Helson über die Bühne schritt. Auch sie schien mehr Stimme zu haben, wie früher, und sie noch mit größerer Sicherheit zu beherrschen. Sie war wirklich die große, ausgezeichnete, unvergleichliche Sängerin geworden, deren Weltruf dem Bismarcks und Lesseps' gleichkam.

Als Faust auf sie zutrat und die reizende Stelle mit seiner verführerischen Stimme sang:

— Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit ihr anzutragen?

und als das blonde, schöne Gretchen ihm antwortete:

— Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn,

ließ es wie ein Kauschen von Vergnügen durch den Saal.

Als der Vorhang fiel, klang gewaltiger Beifall, und Annchen klatschte so lange, daß Bertin die Lust ankam, ihre Hände festzuhalten, damit sie aufhörten

sollte. Eine neue Qual bedrückte ihn. Er sprach nicht während des Zwischenaktes, denn er verfolgte in Gedanken zwischen den Couliſſen, wie in einer fixen Idee, die fast etwas von Haß bekommen hatte, den gräßlichen Kerl von Sänger, der das Kind so begeisterte, wie er in seine Garderobe ging und weiß auflegte.

Dann kam die Gartenscene.

Sofort verbreitete sich etwas, wie ein Liebesfieber im Hause. Denn diese Musik, die nur wie ein Hauch von Küſſen scheint, war noch nie von zwei solchen Künstlern gesungen worden. Es waren nicht mehr zwei berühmte Sänger, nicht mehr Montrose und die Pelsſon, sondern zwei Idealwesen, kaum zwei Wesen, eigentlich nur zwei Stimmen, die ewige Stimme des Mannes, der liebt, die ewige Stimme der Frau, die sich hingiebt. Und zusammen seufzten sie allen Zauber der Liebe, die dem Menschen gegeben ist, hinaus.

Als Faust sang:

— Laß mich Dein Antlitz schauen —

Klang aus den Tönen eine solche Anbetung, solches Flehen, daß wirklich eine Liebessehnsucht einen Augenblick in aller Herzen drang.

Olivier erinnerte sich, daß er selbst im Park von Roncières unter den Fenstern des Schlosses die Worte gesungen. Er hatte sie bis dahin für ein bißchen banal gehalten, aber jetzt kamen sie ihm auf die Lippen, wie ein letzter Schrei der Leidenschaft, ein letztes Gebet, die letzte Hoffnung, die letzte Gunst, die er vom Leben erwarten durfte.

Dann hörte er nicht mehr zu, vernahm nichts mehr. Fürchterliche Eifersucht zerriß sein Herz, denn er hatte eben gesehen, wie Annchen das Taschentuch an die Augen gedrückt.

Sie weinte. Ihr Herz erwachte also, regte sich, schlug, ihr kleines Mädchenherz, das noch von nichts.

wußte. Hier, ganz nahe von ihm, ohne daß sie an ihn dachte, sah sie, wie die Liebe ein Menschenherz erschütterern kann. Und diese Enthüllung kam ihr von dem elenden, singenden Mimen da.

Ach, er war gar nicht mehr böß auf den Marquis Farandal, diesen Dummkopf, der nichts sah, nichts merkte, nichts fühlte. Aber er haßte diesen Mann im engen Trikot, der diese Mädchenseele bezauberte.

Es kam ihm die Lust an, sich auf sie zu stürzen, wie man sich auf jemand wirft, den ein durchgehendes Pferd niederreißen wird. Er wollte sie beim Arm packen, sie fortziehen und ihr sagen: „Komm' mit mir fort von hier. Ich stehe Dich an, komm' mit mir!“

Wie sie zuhörte, wie sie zitterte, und wie er litt; er hatte schon sehr gelitten, aber so schmerzlich doch noch nicht. Und er dachte wieder an frühere Augenblicke, alle Qualen der Eifersucht kamen wieder, wie sich Wunden wieder öffnen. In Roncières war es, als sie vom Kirchhof zurückkamen, da fühlte er zum ersten Mal, daß ihre Seele ihm entwichte, daß er keine Macht über sie hatte, über dieses kleine Mädchen das frei umher lief, wie ein junges Tier! Aber dort empfand er, als sie forttrante, um Blumen zu pflücken, hauptsächlich die brutale Lust, sie zurückzuhalten, ihren Körper an seiner Seite. Heute aber war es ihre Seele, die ihm unwiederbringlich entfloß. Er erinnerte sich an all die verschiedenen Stiche der Eifersucht, die ihn allmählich getroffen. Jedesmal, wenn sie etwas gesehen, bewundert, geliebt, gewünscht, war er eifersüchtig gewesen. Eifersüchtig über alles, unausgesetzt eifersüchtig auf alles, was Annchens Zeit, Blick, Aufmerksamkeit, Lachen, Staunen erregte, denn alles das nahm ihm etwas, das ihm gehörte. Er war eifersüchtig gewesen auf alles, was sie ohne ihn that, auf alles, wovon er nichts wußte, ihre Spaziergänge, ihre Bel-

türe, auf alles, was ihr zu gefallen schien. Eifersüchtig auf einen Offizier, der in Afrika nach heldenmütigem Kampf gefallen und von dem man in Paris acht Tage lang sprach; eifersüchtig auf den Verfasser eines Romans, der sehr gerühmt ward; eifersüchtig auf einen unbekanntem jungen Dichter, den sie nie gesehen, aber dessen Verse Musadieu vorgetragen; eifersüchtig auf alle Männer, die man in ihrer Gegenwart lobte; eifersüchtig auf ganz banale Art, denn wenn man eine Frau liebt, kann man es nicht vertragen, daß sie mit Interesse an jemand anderes zu denken scheint, da man das unwiderstehliche Bedürfnis fühlt, ganz allein vor ihren Augen zu stehn. Man will, sie soll niemand sehen, niemand kennen, niemand anderes schätzen. Wenn sie sich nur umblickt, um jemand zu betrachten, zu erkennen, stellt man sich zwischen ihre Blicke, und wenn man ihr Auge nicht abwenden und ganz auf sich ziehen kann, schmerzt es einen bis in die tiefste Seele.

So litt Olivier durch diesen Sänger, der ihm im Saale Liebe zu verbreiten und entgegenzunehmen schien, und war wütend auf alle Welt wegen des Beifalls, den der Tenor fand, wütend auf die Frauen, die er erregt in den Logen sah, auf die Männer, diese albernen Gecken, die diesem Jagde da eine Apotheose bereiteten.

Ein Künstler! Sie nannten ihn einen Künstler, einen großen Künstler. Und er hatte Erfolg, dieser Einfaltspinsel, der nur der Dolmetsch der Gefühle eines Fremden war. Einen Erfolg, wie ihn nie ein Schöpfer selbst gehabt. Darin zeigte sich das Gerechtigkeitsgefühl, die Intelligenz dieser Leute der Gesellschaft, dieser unwissenden, präntiösen Dilettanten, für die die Meister der Kunst bis zu ihrem Tode arbeiten. Er sah sie klatschen, rufen, sich begeistern, und jene alte Feindseligkeit, die immer in der Tiefe seines ehrgeizigen,

erfolgstolzen Herzens geschlummert, ward zur Verzweiflung, zu einer widersinnigen Wut gegen diese Dummköpfe, die die Macht hatten, allein durch Geburt und Geld.

Bis zum Ende der Vorstellung schwieg er, mit seinen Gedanken beschäftigt. Als dann der Orkan der Begeisterung am Schluß sich gelegt hatte, bot er der Herzogin den Arm, während München den des Marquis nahm. In dem Gewirr von Damen und Herren, in einer Art prachtvollen langsamen Wassersturzes von glänzenden Nacken, prachtvollen Kleidern und schwarzen Fräcken, stiegen sie die große Treppe hinab. Dann setzten sich die Herzogin, das junge Mädchen, ihr Vater und der Marquis in denselben Wagen, während Olivier Bertin mit Musadieu allein auf dem Opernplatz stehen blieb.

Plötzlich empfand er etwas wie eine Zuneigung gegen diesen Mann, etwas von jener natürlichen Herzlichkeit, die man gegen einen Landsmann empfindet, wenn man ihn in fremdem Lande trifft. Denn unter diesen gleichgiltigen Menschen fühlte er sich jetzt verloren und fremd, während er mit Musadieu doch wenigstens von ihr sprechen konnte. Er nahm also seinen Arm und sagte:

— Sie gehen doch nicht gleich nach Haus. Es ist so schön, wir wollen noch ein bißchen hummeln.

— Sehr gern! — Und sie schritten zur Madeleine hinunter, durch die nächtliche Menge, in jenem kurz aber gewaltig sich um Mitternacht, nach Theater-schluß, die Boulevards hinunter ergießenden Menschenstrom.

Musadieu hatte tausend Dinge im Kopf, all jenes kleine Geschwätz, das Bertin sein „Tagesmenu“ nannte, und er erschöpfte nun seine Beredsamkeit mit den zwei oder drei Dingen die ihn am meisten augenblicklich interessierten. Der Maler ließ ihn reden,

ohne ihm zuzuhören, hielt ihn beim Arm, indem er bestimmt meinte, er würde ihn dahin bringen, nachher auch von ihr zu sprechen. Und von seiner Liebe ganz gefangen, ging er dahin, ohne irgend etwas um sich herum zu sehen. Er schritt, ganz erschöpft durch den Eifersuchtsanfall, der ihn plötzlich gepackt, seines Weges, vernichtet durch die Gewißheit, daß er nichts mehr auf dieser Welt zu suchen habe.

So würde er mehr und mehr leiden, aber nichts mehr zu erwarten haben, öde Tage würden einander folgen, einer dem anderen. Von weitem sah er Annchen, sah sie glücklich, geliebt, und selbst zweifellos liebend. Ein Liebhaber! Ach Gott, vielleicht würde sie auch einen Liebhaber bekommen, wie ihre Mutter einen gehabt. Er fühlte so namenloses Leid von allen Seiten über sich hereinbrechen, ein solches Zusammenströmen geradezu von Unglück, so viel Kummer, dem er nicht entgehen konnte. Er fühlte sich so unselig, verloren, in unerklärlichem Niedergang, wie ein langsames Sterben, daß er sich nicht denken konnte, es hätte je einer so gelitten wie er. Und plötzlich fiel ihm die kindliche Einfalt der Dichter ein, die des Sisyphus unnütze Arbeit und den unstillbaren Tantalusdurst, die zerfleischte Leber des Prometheus erfunden. Hätten sie etwas geahnt von der verzweiflungsvollen Liebe eines alten Mannes für ein junges Mädchen, wie hätten sie die entsetzliche geheime Qual eines Wesens geschildert, das nicht mehr lieben kann. Den Jammer der ungestillten Begierde, der furchtbarer war als der scharfe Schnabel des Geiers: ein kleines, blondes Angesicht, das ein altes Herz zerfleischte.

Musadieu sprach immer weiter, und Bertin unterbrach ihn, indem er, fast ohne daß er es selbst wollte, ganz von seiner fixen Idee festgehalten, murmelte:

- Annchen war reizend heute abend.
- Jawohl, wunderhübsch.

Der Maler fügte hinzu, um Musadieu daran zu hindern, den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen:

— Sie ist hübscher, als ihre Mutter je gewesen ist.

Der andere stimmte zerstreut bei, indem er ein paar Mal sagte: — Ja, ja, ja — ohne daß er doch bei diesem Gedanken blieb.

Olivier bemühte sich, ihn dabei festzuhalten, und indem er eines der Lieblingsthemata Musadieus aufgriff, sagte er:

— Wenn sie verheiratet ist, wird sie einen der ersten Salons von Paris machen.

Das genügte. Und der überzeugte Gesellschaftsmensch, der der Inspektor der schönen Künste war, begam genau abzuwägen, welche Stellung in der französischen Gesellschaft die Marquise Farandal später einnehmen würde.

Bertin hörte zu und sah Annschen vor sich in einem großen erleuchteten Salon, von Damen und Herren umgeben, und wieder machte ihn dieses Phantasiabild eifersüchtig.

Sie schritten jetzt den Boulevard Malesherbes hinauf. Als sie am Haus der Guilleroy vorüberkamen, blickte der Maler hinauf. Durch einen Vorhangspalt schien Licht zu schimmern. Ihm kam der Verdacht, die Herzogin und ihr Neffe wären vielleicht gebeten worden, noch oben eine Tasse Thee zu trinken, und plötzlich packte ihn eine Wut, daß er fast Schmerzen empfand vor Leid.

Er drückte noch immer Musadieus Arm und suchte ihn ab und zu durch eine Gegenrede dazu zu bringen, immer weiter von der künftigen Marquise zu sprechen. Diese banale Stimme, die von ihr erzählte, zauberte ihm in der Dunkelheit um sie herum ihr Bild vor die Seele.

Als sie an die Thür des Malers kamen, Avenue de Villiers, fragte Bertin:

— Kommen Sie mit?

— Nein, danke. Es ist spät, ich will schlafen gehen.

— Ach, kommen Sie doch eine halbe Stunde mit herauf, wir schwätzen noch ein bißchen.

— Nein, es ist wirklich zu spät.

Der Gedanke, nach den Qualen, die er durchgemacht, jetzt allein zu bleiben, flöste Olivier Entsetzen ein. Jetzt hatte er einmal jemanden, und den wollte er auch festhalten:

— Kommen Sie doch mit hinauf. Sie sollen eine Studie ansuchen, die ich Ihnen schon lange schenken wollte.

Der andere mußte, daß Maler nicht immer in der Gebelauue sind und daß, wenn sie etwas versprochen haben, ihr Gedächtnis oft kurz ist. Die Gelegenheit mußte er fassen. Als Inspektor der schönen Künste besaß er eine geschickt zusammengebrachte Bildersammlung.

— Ich komme mit — sagte er.

Sie traten ein.

Der Diener wurde geweckt und brachte Grog, und eine Zeitlang redeten sie über Malerei. Bertin zeigte Studien und bat Musadien die auszusuchen, die ihm am besten gefiel. Und Musadien zögerte wegen des Gaslichtes, das die Farben nicht gut erkennen ließ. Endlich wählte er eine Gruppe von kleinen Mädchen, die auf dem Trottoir Seil sprangen, und wollte sofort mit seinem neuen Besitz davongehen.

— Ich will es Ihnen schicken, sagte der Maler.

— Nein, ich muß es gleich mitnehmen, damit ich's noch einmal betrachten kann, ehe ich zu Bett gehe.

Er war nicht mehr zurückzuhalten, und wieder war Olivier Bertin in seinem Haus allein, in

diesem Gefängnis seiner Erinnerungen und schmerzlichen Kämpfe.

Als der Diener den andern Morgen mit dem Thee und den Zeitungen kam, fand er seinen Herrn, der im Bett saß, so bleich, daß er einen Schrecken bekam:

- Sind der Herr nicht wohl?
- Es ist nichts, Kopfsweh.
- Soll ich nicht irgend etwas holen?
- Nein. Was ist denn für Wetter?
- Es regnet.
- Gut.

Nachdem der Diener wie gewöhnlich auf den Nachttisch das Theebrett und die Zeitungen gelegt hatte, ging er davon.

Olivier nahm den Figaro zur Hand und entfaltete ihn. Der Leitartikel lautete:

„Moderne Malerei.“

Es war eine Dithyrambe auf vier oder fünf junge Maler, die ein kräftiges koloristisches Talent hatten, das sie auf den Effekt übertrieben, und die sich nun als Revolutionäre und umstürzende Genies gebärdeten.

Wie alle älteren ärgerte sich Bertin über die jungen. Ihr Scherbengericht machte ihn nervös, er bestritt ihre Lehrsätze. Er begann also den Artikel schon zu lesen mit der aufsteigenden Wut des nervös Überreizten. Dann las er ein Stück weiter unten und sah seinen Namen. Und am Ende eines Satzes trafen ihn, wie ein Faustschlag vor die Brust, die paar Worte: „Die veraltete Kunst des Olivier Bertin.“

Er war immer empfindlich gegen Kritiken gewesen und zugänglich für Lob. Aber in der Tiefe seiner Seele, trotz seiner berechtigten Eitelkeit, litt er mehr unter Angriffen, als er sich über Lob zu freuen vermochte, die Folge seiner fortwährenden Unsicherheit

über sich selbst. Früher, als er ganz oben gewesen, war das Lob so häufig, daß er die Nadelstiche darüber vergaß. Heute aber, wo unausgefügt rund herum neue Künstler emportauchten, wurden die Lobsprüche seltener, die Angriffe schärfer. Er fühlte sich jetzt zu den alten gerechnet, die die jungen als Meister gar nicht gelten lassen wollten. Und da er nun ebenso klug wie scharfsinnig war, so litt er bei den geringsten Anspielungen ebenso, wie durch direkten Angriff.

Und doch hatte ihn keine Wunde, die seinem Künstlerehrgiz geschlagen wurde, so getroffen, wie diese. Atemlos las er den Artikel noch einmal, um jede Kleinigkeit zu verstehen. Mit beleidigenden Worten waren er und ein paar Kollegen zum alten Eisen geworfen, und er erhob sich, indem er die Worte vor sich himmelmelte, die ihm im Gedächtnis geblieben waren: „Die veraltete Kunst Olivier Bertins.“

Ihn hatte noch nie eine solche Traurigkeit, eine solche Entmutigung, ein solches Gefühl, es sei nun alles zu Ende, körperlich wie geistig, gepackt und ihn zu solcher Verzweiflung gebracht. Bis zwei Uhr blieb er in einem Lehnstuhl am Kamin sitzen, die Füße gegen das Feuer ausgestreckt. Er hatte keine Kraft mehr, sich zu bewegen, irgend etwas vorzunehmen. Dann packte ihn das Bedürfnis, getröstet zu sein, das Bedürfnis, irgend eine Freundeshand zu drücken, in ein treues Auge zu blicken, bemitleidet zu werden, geliebt mit ein paar lieben Worten. So ging er denn, wie immer, zur Gräfin.

Als er eintrat, war Annchen allein im Salon. Sie stand da, drehte ihm den Rücken und schrieb die Adresse auf einen Brief. Auf dem Tisch neben ihr lag der auseinandergefaltete Figaro. Bertin erblickte das junge Mädchen und die Zeitung zu gleicher Zeit, blieb niedergeschmettert stehen und wagte nicht mehr, einen Schritt zu thun. Wenn sie nun gelesen hatte!

Sehr eilig, beschäftigt, irgend eine kleine Mädchenidee im Kopf, wendete sie sich um und sagte:

— Ah, guten Tag, Herr Maler. Seien Sie nicht böse, wenn ich fortgehe, die Schneiderin ist oben, die nach mir ruft. Wissen Sie, die Schneiderin vor der Hochzeit ist wichtig. Ich schicke Mama, die eben mit meiner Kleiderkünstlerin etwas bespricht. Wenn ich sie brauche, muß sie noch ein paar Minuten zurückkommen.

Und halb laufend, um ihre Eile zu zeigen, ging sie davon.

Ihre plötzliche Flucht, ohne irgend ein liebes Wort, ohne einen lieben Blick zu ihm, der sie so sehr, ach so sehr liebte, machte ihn ganz verstört. Da fiel sein Auge wieder auf den Figaro, und er dachte, sie haben's gelesen. Man vernichtet mich, man beschmutzt mich, sie glaubt nicht mehr an mich, ich bin nichts mehr in ihren Augen.

Er ging auf das Blatt zu, wie auf einen Menschen, dem man eine Ohrseige geben will. Dann sagte er sich: „Vielleicht hat sie's doch nicht gelesen, sie ist heute so beschäftigt. Aber man wird in ihrer Gegenwart davon sprechen, heute abend bei Tisch. Kein Zweifel. Und dann wird sie es lesen wollen.“

Mit plötzlicher Bewegung, ohne nachzudenken, hatte er das Blatt ergriffen, geschlossen, zusammengefaltet und flink, wie ein Dieb, in der Tasche verschwinden lassen.

Die Gräfin trat ein. Sobald sie das verzerrte, blutleere Gesicht Oliviers sah, ahnte sie, daß es mit seinem Kummer bis zum äußersten gekommen. Sie ging auf ihn zu, ihre arme Seele, die auch so zerissen war, ihr armer Leib, der ebenso gequält war, wendeten sich ihm zu. Sie legte ihm den Arm um den Hals, blickte ihm tief in die Augen und sagte:

— O Gott, wie unglücklich Sie sind.

Er leugnete dieses Mal nicht mehr, und fast röchelnd sagte er:

— Ja, ja, ja.

Er fühlte, er würde gleich weinen und zog sie in die dunkelste Ecke des Salons zu zwei Lehnstühlen, die ein Schirm aus alter Seide verbarg. Dort setzten sie sich hinter der dünnen, gestickten Wand, durch die graue Dämmerung des Regentages halb verborgen, und sie sagte, indem sie hauptsächlich ihn beklagte, ganz erstickt in Schmerz:

— Mein armer Olivier, wie Du leidest.

Er lehnte den weißen Kopf an die Schulter seiner Freundin:

— Mehr als Du denkst.

Sie flüsterte traurig:

— O, das wußte ich, ich habe es gefühlt, ich sah es kommen.

Er antwortete, als hätte sie ihn angeklagt:

— Ich kann nichts dafür, Any.

— Das weiß ich wohl, ich mache Dir keinen Vorwurf.

Und leise drückte sie, indem sie sich ein wenig herumdrehte, den Mund auf das eine Auge Oliviers, und schmeckte eine bittere Thräne.

Sie zuckte zusammen, als hätte sie einen Tropfen Verzweiflung getrunken, und wiederholte mehrmals:

— O, armer Freund! Mein armer Freund! Mein armer Freund!

Dann fügte sie nach einem Augenblick Schweigen hinzu:

— Weil unsere Herzen nicht alt geworden sind. Meines fühle ich noch so jung.

Er versuchte zu sprechen, konnte es aber nicht, denn Schluchzen erslickte seine Stimme. Sie lauschte, ohne es zu wollen, auf das Röcheln in seiner Brust, dann packte sie plötzlich die egoistische Angst der Liebe,

die so lange an ihr fraß, und sie sagte mit dem herzzerreißenden Ton, in dem man ein fürchtbares Unglück feststellt:

— Gott, wie Du sie liebst!

Noch einmal gestand er:

— Ja, ich liebe sie.

Sie dachte ein paar Augenblicke nach und sagte wieder:

— Mich hast Du nie so geliebt, — mich.

Er leugnete es nicht, denn er befand sich in einer jener Stimmungen, wo man die ganze Wahrheit sagt, und er flüsterte:

— Nein, ich war damals zu jung.

Sie war erstaunt:

— Zu jung. Warum?

— Weil unser Leben zu leicht dahinflöß. Bis zur Verzweiflung liebt man nur in unserem Alter.

Sie fragte: — Empfindest Du für sie ähnlich, wie einst für mich?

— Ja und nein, — und doch ist es fast dasselbe. Ich habe Dich geliebt, wie man nur eine Frau lieben kann. Ich liebe sie, wie Dich, weil Du es bist. Aber diese Liebe ist etwas Unwiderstehliches, etwas nicht Zerstörendes geworden, das stärker ist als der Tod. Ich höre ihr, wie ein brennendes Haus dem Feuer gehört.

Sie fühlte, wie ihr Mitleid schwand, unter einem Hauch von Eifersucht, und nahm einen tröstenden Ton an:

— Mein armer Freund, in ein paar Tagen ist sie verheiratet und reißt ab. Wenn Du sie nicht mehr siehst, wirst Du gesund werden.

Er schüttelte den Kopf:

— Nein, ich bin verloren, verloren.

— Aber nein, nein. Du siehst sie ein Vierteljahr nicht, das hilft schon. Ein halbes Jahr hast Du nur gebraucht, um sie mehr zu lieben wie mich, die Du doch seit zwölf Jahren kennst.

Da flehte er sie an mit unendlicher Verzweiflung:

— Ang, hilf mir doch!

— Was soll ich thun, mein Freund?

— Laß mich nicht allein.

— Ich will so oft kommen, wie Du willst.

— Nein, ich muß so viel als möglich hier sein.

— Dann wärest Du bei ihr.

— Und bei Dir.

— Du darfst sie vor der Hochzeit nicht wiedersehen.

— O, Ang!

— Oder doch fast nicht.

— Darf ich heute abend hierbleiben?

— Nein, in dem Zustande, in dem Du bist, nicht.

Du mußt Dich zerstreuen. Geh in den Klub, ins Theater, irgend wohin, aber Du darfst nicht hier bleiben.

— Ich bitte Dich.

— Nein, Olivier, das ist unmöglich. Und dann habe ich ein paar Leute zu Tisch, deren Anwesenheit Dich noch mehr erregen würde.

— Die Herzogin und ihn?

— Jawohl.

— Aber ich bin doch gestern mit ihnen zusammen gewesen.

— Jawohl! Und darum bist Du eben heute so elend!

— Ich verspreche Dir, ruhig zu sein.

— Nein, es ist unmöglich.

— Dann gehe ich fort.

— Warum so eilig?

— Ich muß Luft schöpfen.

— Gut, geh spazieren. Geh, bis es dunkel ist, laufe Dich totmüde und dann geh zu Bett.

Er war aufgestanden.

— Adieu Ang.

— Adieu, lieber Freund. Ich komme morgen früh. Soll ich wie früher eine große Unvorsichtigkeit

begehen und so thun, als frühstückte ich um zwölf hier, und in Wirklichkeit frühstückte ich um einviertel zwei mit Dir.

— Schön, Du bist so gut.

— Weil ich Dich liebe.

— Ich liebe Dich auch.

— O, sprich nicht davon.

— Adieu, Any.

— Adieu, lieber Freund. Auf Wiedersehen!

— Adieu!

Er küßte ihr abwechselnd beide Hände, dann die Schläfe und den Mund. Sein Auge war jetzt trocken, er sah entschlossen aus. Im Augenblick, als er hinausging, packte er sie, umschloß sie mit beiden Armen, drückte den Mund auf ihre Stirn, als suche er all die Liebe, die sie für ihn hatte, zu trinken, einzusaugen in seine Seele.

Und schnell, ohne zurück zublicken, ging er davon.

Als sie allein war, ließ sie sich in einen Stuhl fallen und schluchzte. Sie wäre bis zum Abend so sitzen geblieben, wenn nicht plötzlich Annchen gekommen wäre, sie zu rufen. Die Gräfin antwortete, um Zeit zu gewinnen, ihre roten Augen abzuwischen:

— Ich habe noch eine Zeile zu schreiben, mein Kind. Geh nur immer hinauf, ich komme gleich.

Bis zum Abend mußte sie sich mit der wichtigen Frage der Ausstattung beschäftigen.

Die Herzogin und ihr Neffe aßen allein bei den Guilleron.

Als sie sich eben zu Tisch gesetzt und man von der Opernvorstellung am Tag vorher redete, trat der Haushofmeister ein und brachte drei riesige Blumensträuße.

Frau von Mortemain war erstaunt:

— Mein Gott, was ist denn das?

Annchen rief: — Nein, ist das schön! Wer mag denn das schicken?

Die Mutter antwortete:

— Gewiß Olivier Bertin.

Seit er fort war, dachte sie an ihn. Er hatte ihr so düster, so tragisch ausgesehen. Sie sah so deutlich sein unendliches Unglück, sie fühlte so entsetzlich all seinen Schmerz, sie liebte ihn so sehr, so zärtlich, so aus tiefsten Tiefen der Seele, daß etwas wie eine dunkle Ahnung auf ihr lastete.

In der That war an jedem der Blumensträuße eine Karte des Malers; auf jede hatte er mit Bleistift den Namen der Gräfin, der Herzogin und Annehmens geschrieben.

Die Herzogin fragte:

— Ist Ihr Freund Bertin krank? Ich fand, er sah gestern recht schlecht aus.

Und Frau von Guilleroy antwortete:

— Ja, ich habe eigentlich Sorge um ihn, obgleich er nicht klagt.

Ihr Mann fügte hinzu:

— Ach, es geht ihm wie uns, — er wird alt. Er wird jetzt sogar sehr alt. Ich glaube übrigens, die Junggefallen brechen so mit einem Male zusammen, das geht plötzlich bei ihnen wie bei anderen. Er hat sich wirklich sehr verändert.

Die Gräfin seufzte:

— Oh ja.

Jarandal hörte plötzlich auf, mit Annehmen zu flüstern, und sagte:

— Heute früh stand ein Artikel im Figaro, der sehr unangenehm für ihn war.

Jeder Angriff, jede Kritik, jede ungünstige Erwähnung des Talentes ihres Freundes brachte die Gräfin außer sich, und sie sagte:

— O, Leute von solcher Bedeutung, wie Bertin, brauchen sich an solche Anrempelungen nicht zu kehren.

Guilleroy war erstaunt:

— So? Ein für Olivier unangenehmer Artikel?
Auf welche Seite steht er denn?

Der Marquis sagte es ihm:

— Der Leitartikel, überschrieben: Moderne Malerei.

Der Abgeordnete war nicht weiter erstaunt:

— Ah so. Ich habe ihn nicht gelesen, weil er von Malerei handelte.

Man lächelte. Alle wußten, daß der Graf Guilleroy außer Politik und Landwirtschaft keine Interessen hatte.

Dann ging die Unterhaltung auf andere Themata über, bis sie in den Salon hinübergingen, um den Kaffee zu trinken. Die Gräfin hörte nicht zu, antwortete kaum, in Sorge, wie es wohl Olivier ginge. Wo war er, wo hatte er gegessen, wie betäubte er nun sein nicht zu heilendes Herz. Sie fühlte jetzt Gewissensbisse, daß sie ihn fortgehen lassen, ihn nicht dabehalten hatte. Sie ahnte, daß er durch die Straßen irrte, traurig, einsam, auf der Flucht vor seinem Leid.

Bis die Herzogin und ihr Neffe gingen, sprach sie kaum, von allerhand unbestimmter Furcht verfolgt. Dann legte sie sich zu Bett, und in der Dunkelheit blieb sie, in Gedanken an ihn, mit offenen Augen liegen.

Es war lange Zeit vergangen, da war es ihr, als tönte die Hausglocke.

Sie zitterte, richtete sich auf, lauschte, und zum zweiten Mal klang die Glocke in der Nacht.

Sie sprang aus dem Bett und drückte mit aller Kraft die elektrische Klingel, um ihre Jungfer zu wecken. Dann lief sie, ein Licht in der Hand, an die Flurthür und fragte:

— Wer ist da?

Eine unbekannte Stimme antwortete:

— Ein Brief.

— Ein Brief! Von wem?

— Von einem Arzt.

— Was für ein Arzt?

— Ich weiß nicht. Es ist ein Unglück geschehen.

Sie zögerte nicht mehr, öffnete und stand vor einem Droschkenkutscher mit Lachhut. Er hielt ein Papier in der Hand, das er ihr reichte, und sie las:

— Sehr dringend. Herrn Graf Guilleroy.

Sie kannte die Handschrift nicht.

— Bitte kommen Sie herein. Da setzen Sie sich hin und warten Sie.

Am Schlafzimmer ihres Mannes schlug ihr Herz so stark, daß sie ihn nicht rufen konnte. Sie pochte mit dem Metallfuß ihres Leuchters an die Thür, der Graf schlief und hörte nicht.

Da wurde sie ungeduldig, stieß mit den Füßen gegen das Holz, und hörte eine verschlafene Stimme fragen:

— Wer ist denn da? Wieviel Uhr ist es?

Sie antwortete:

— Ich bin's. Ich habe einen dringenden Brief, den ein Kutscher gebracht hat. Es ist ein Unglück geschehen.

Er brummte vom Bett her:

— Einen Augenblick, — ich stehe auf, ich komme.

Und im Schlafrock erschien er eine Minute darauf. Mit ihm zugleich waren zwei Diener herbeigelaufen, die das Klingeln geweckt. Sie waren erschrocken, da sie im Schlafzimmer einen Fremden auf einem Stuhl sitzen gefunden hatten.

Der Graf hielt den Brief in der Hand, drehte ihn in den Fingern und murmelte:

— Was ist denn das, ich habe keine Ahnung.

Sie sagte fiebernd:

— So lies doch.

Er riß das Couvert auf, entfaltete den Briefbogen, stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und sah dann mit verstörten Augen seine Frau an.

— Mein Gott, was ist denn? fragte sie.

Er stammelte und konnte kaum sprechen, so groß war seine Erregung:

— Ein großes Unglück . . . ein großes Unglück. Bertin ist überfahren worden.

Sie rief:

— Tot!

— Nein, nein, — sagte er, — lies selbst.

Sie riß ihm den Brief aus der Hand und las:

„Geehrter Herr Graf! Ein großes Unglück ist geschehen. Unser Freund, der große Künstler Herr Olivier Bertin, ist von einem Omnibus überfahren worden, dessen Räder ihm über den Leib gegangen sind. Ich kann noch nichts Bestimmtes über die wahrscheinlichen Folgen des Unglücks sagen, das vielleicht nicht bedenklich ist, vielleicht aber sofort ernste Folgen haben könnte. Herr Bertin bittet Sie inständigst und fleht Gräfin Guilleroy an, ihn sofort zu besuchen. Ich hoffe, Herr Graf, daß Frau Gräfin und Sie der Bitte unseres gemeinsamen Freundes Folge leisten werden, der vielleicht den Tagesanbruch nicht mehr erleben könnte.

Doktor von Rivil.“

Die Gräfin blickte ihren Mann mit aufgerissenen, entsetzenden, starren Augen an. Da kam über sie wie ein elektrischer Schlag jener plötzliche Mut der Frauen, der sie manchmal, in schrecklichen Momenten, zu den tapfersten Wesen macht.

Sie wendete sich zur Jungfer:

— Schnell anziehen.

Die Jungfer fragte:

— Was zieht Frau Gräfin an?

— Ganz gleich. Was Sie wollen.

Und dem Diener rief sie zu:

— In fünf Minuten müssen Sie bereit sein.

Sie ging in ihr Zimmer, Entsetzen in der Seele

und als sie den Kutscher im Vorübergehen erblickte, der noch immer wartete, fragte sie:

— Sie sind doch mit Ihrem Wagen hier?

— Jawohl.

— Gut. Wir fahren mit Ihnen.

Dann lief sie in ihr Schlafzimmer.

Wie verrückt, mit wahnsinniger Eile warf sie irgend etwas über, heftete, knöpfte, band, schloß irgend welche Kleider, lief vor den Spiegel und steckte sich das Haar zusammen, indem sie, ohne diesmal daran zu denken, ihr bleiches Antlitz, ihre aufgerissenen Augen im Glase sah.

Als sie den Mantel übergeworfen hatte, stürzte sie zum Zimmer ihres Mannes, der noch nicht fertig war und rief ihm zu: — Schnell doch, er kann sterben.

Der Graf folgte ihr, ganz verstört. In der Dunkelheit tasteten sie die Treppe hinunter und suchten die Stufen zu erraten, um nicht zu fallen.

Die Fahrt war kurz und schweigend. Die Gräfin zitterte so sehr, daß ihre Zähne aufeinander schlugen, und durch das Fenster sah sie im Regen die Straßenlaternen vorüberhuschen. Die Trottoirs glänzten, der Boulevard war öde und verlassen, die Nacht traurig. Als sie ankamen, fanden sie die Hausthür offen, in der Portierloge war Licht und niemand darin.

Oben an der Treppe kam der Arzt, Doktor von Nivil, ein kleiner Mann mit grauem Haar, unterseht, rundlich, sehr sorgfältig gekleidet, ihnen entgegen. Er machte der Gräfin eine tiefe Verbeugung und reichte dem Grafen die Hand.

Sie fragte außer Atem, als ob das Erklimmen der Treppe ihr allen Atem genommen:

— Nun Herr Doktor?

— Nun, Frau Gräfin, ich hoffe es wird nicht

so schlimm sein, wie ich im ersten Augenblick annahm.

Sie rief:

— Er wird doch nicht sterben!

— Nein, ich glaube es wenigstens nicht.

— Wissen Sie es bestimmt?

— Nein. Ich sage nur, ich hoffe, es ist nichts weiter, als eine einfache Eingeweidequetschung ohne innere Verletzung.

— Was nennen Sie Verletzung?

— Einrisse.

— Woher wissen Sie, daß das nicht passiert ist?

— Ich denke es.

— Und wenn es doch wäre?

— Dann wärs allerdings sehr ernst.

— Könnte es sein Tod sein?

— Ja.

— Sehr schnell?

— Sehr schnell. In ein paar Minuten, ja vielleicht in ein paar Sekunden. Aber Frau Gräfin, seien Sie nur ruhig, ich glaube, in vierzehn Tagen wird er wieder hergestellt sein.

Sie hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, um alles zu verstehen.

Sie fragte noch einmal:

— Was könnte denn zerrissen sein?

— Die Leber zum Beispiel.

— Wäre das sehr gefährlich?

— Jawohl. Aber es sollte mich wundern, wenn noch eine Komplikation jetzt hinzuträte. Wir wollen zu ihm hineingehen, das wird ihm gut thun, denn er erwartet Sie ungeduldig.

Das erste, was sie beim Eintreten erblickte, war ein totenbleicher Kopf auf dem weißen Kissen. Ein paar brennende Lichter und das Feuer im Kamin beleuchteten ihn, zeichneten das Profil ab, und warfen

Schatten. In diesem blutleeren Angesicht sah die Gräfin zwei Augen, die sie anblickten.

Als ihr Mut, ihre Thakraft, alles brach zusammen, so sehr sah dies halb entstellte Gesicht aus, wie das eines Sterbenden. Er, den sie noch vor wenigen Stunden gesehen, war zu diesem Gespenst geworden. Sie flüsterte:

— O, mein Gott! — ging ihm entgegen, zitternd vor Entsetzen.

Er versuchte zu lächeln, um sie zu beruhigen, und das verzerrte Gesicht dabei war fürchterlich. Als sie ganz nahe am Bett stand, legte sie langsam beide Hände auf die Oliviers, die ausgestreckt waren, und stammelte:

— Ach, mein armer Freund.

— Es ist nichts, — sagte er leise, ohne den Kopf zu bewegen.

Sie betrachtete ihn jetzt, erschrocken über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Er war so bleich, als hätte er nicht mehr einen Tropfen Blut unter der Haut. Seine hohlen Wangen schienen nach innen eingefogen, und auch seine Augen machten den Eindruck, als wären sie an einem Faden in die Höhlen gezogen.

Er sah das Entsetzen seiner Freundin und seufzte:

— Ich sehe gut aus.

Sie sagte, indem sie ihn inuner starr anblickte:

— Wie ist denn das gekommen?

Er gab sich übermenschliche Mühe, zu sprechen, und sein Gesicht zitterte nervös:

— Ich habe nicht auf den Weg geachtet Ich dachte an andere Dinge, — an ganz andere Dinge.

— Ja, ja.

— Ein Omnibus hat mich umgeworfen und ist mir über den Leib gegangen.

Sie hörte ihm zu, sah das Unglück vor sich und sagte mit Entsetzen:

— Haben Sie geblutet?

— Nein. Ich bin nur etwas gequetscht worden.

Sie fragte:

— Wo ist's denn passiert?

Er antwortete leise:

— Ich weiß nicht recht. Weit fort.

Der Arzt rollte einen Lehnstuhl herbei, in dem sich die Gräfin niederließ. Der Graf stand am Fußende des Bettes und sagte:

— O, mein armer Freund, armer Freund, das ist ja ein furchtbares Unglück.

Er empfand wirklich einen tiefen Kummer, denn er hatte Olivier sehr gern.

Die Gräfin fragte weiter:

— Wo ist es denn geschehen?

Der Arzt antwortete:

— Ja, ich weiß selber nicht recht, oder vielmehr, ich verstehe die Geschichte nicht. Es war draußen an der Gobelinfabrik beinahe außerhalb von Paris, wenigstens hat der Droschkentufcher, der ihn hergefahren hat, behauptet, er habe ihn in einer Apotheke dieses Viertels, wohin man ihn gebracht, um neun Uhr abends abgeholt.

Dann beugte er sich zu Olivier:

— Ist's wahr, daß das Unglück bei der Gobelinfabrik geschehen ist.

Bertin schloß die Augen, als wolle er sich besinnen, und flüsterte:

— Ich weiß nicht.

— Aber wo gingen Sie denn hin?

— Daran kann ich mich nicht mehr erinnern, ich ging so für mich.

Die Gräfin konnte einen Seufzer nicht zurückhalten, und nachdem sie ein paar Augenblicke keine

Luft hatte schöpfen können, zog sie ihr Taschentuch, drückte es an die Augen und fing fürchterlich an zu weinen.

Sie wußte es, sie verstand. Etwas Unerhörtes, Vernichtendes hatte ihr Herz getroffen: Gewissensbisse darüber, daß sie Olivier nicht bei sich behalten, daß sie ihn fortgejagt auf die Straße, wo er sinnlos vor Schmerz und Leid unter den Wagen gekommen.

Er sagte mit tonloser Stimme:

— Weinen Sie nicht, das thut mir weh.

Mit gewaltiger Willensanstrengung zwang sie sich, nicht mehr zu schluchzen, nahm das Taschentuch von den Augen, richtete sie groß auf ihn, ohne daß eine Bewegung über ihr Gesicht ging, während langsam die Thränen von ihren Augen niedertropften.

Unbeweglich, die Hände ineinander verschränkt auf dem Bettuch, blickten sie sich an. Sie wußten nicht mehr, daß noch andere da waren, und ihre Blicke gingen in übermenschlicher Bewegung von einem Herzen zum anderen.

Schnell, stumm und schrecklich tauchten zwischen ihnen all die Erinnerungen auf, alles, was sie miteinander gefühlt, alles, was sie verknüpft und in ihrem Leben verbunden hatte, in der Leidenschaft, die sie zueinander zog.

Sie sahen sich an, und das Bedürfnis zu sprechen, von den tausend intimen, traurigen Dingen zu reden, die sie sich noch zu sagen hatten, kam ihnen unwiderstehlich auf die Lippen. Sie fühlte, wie sie um jeden Preis die beiden Männer hinter sich, fortbringen, wie sie ein Mittel finden mußte, eine List, irgend etwas, sie, die Frau, die erfinderisch in solchen Dingen war. Und sie dachte, immer den Blick auf Olivier gerichtet, nach, wie sie es machen könnte.

Ihr Mann und der Doktor sprachen leise über die Vorkehrungen zur Pflege, die zu treffen seien. Da wendete sie den Kopf und fragte den Arzt:

— Haben Sie eine Wärterin hier?

— Nein. Ich möchte einen geprüften Pfleger schicken.

— Schicken Sie beide, zuviel kann nichts schaden. Hoffentlich können Sie sie noch in der Nacht bekommen, denn Sie bleiben doch nicht bis zum Morgen.

— Nein, ich will allerdings nach Hause gehen. Ich bin seit vier Stunden schon hier.

— Aber wenn Sie nach Hause gehen, schicken Sie uns eine Wärterin und den Krankenpfleger.

— Das wird sehr schwer sein, mitten in der Nacht, aber ich will's versuchen.

— Es muß sein.

— Sie werden es vielleicht versprechen, aber ob sie kommen.

— Mein Mann fährt mit Ihnen, und ob sie wollen oder nicht, er muß sie herbringen.

— Sie können nicht allein hier bleiben, Frau Gräfin.

— Ich! — stieß sie hervor, mit einem Schrei der Empörung, daß man sich ihrem Willen widersetzte. Dann erklärte sie mit einer Bestimmtheit, der man nicht zu widersprechen wagte, die Lage erfordere es nun einmal, ehe eine Stunde vorüber, müsse ein Krankenwärter hier sein, um für alle Fälle gesichert zu sein. Um sie aber zu bekommen, müßte man sie wahrscheinlich aus dem Bett holen und herbringen. Das könnte nur ihr Mann. Während dieser Zeit würde sie allein bei dem Kranken bleiben, sie, deren Pflicht und Recht es war. Sie kam einfach ihrer Pflicht als Frau und Freundin nach. Übrigens wollte sie es so, und niemand brächte sie davon ab.

Sie sprach ganz vernünftig. Sie mußten nachgeben und entschlossen sich dazu.

Sie war aufgestanden, nur damit beschäftigt, die beiden möglichst schnell fortzubringen. Sie wollte nur sie möglichst bald fort wissen und allein sein. Und

nun hörte sie, um während ihrer Abwesenheit nichts zu versäumen, genau zu, was der Arzt befahl, und suchte alles sich zu merken, alles zu verstehen, nichts zu vergessen. Der Diener des Malers, der neben ihr stand, hörte gleichfalls zu und hinter ihm seine Frau, die Köchin, die bei dem ersten Verband mitgeholfen, zeigte durch Kopfnicken, daß auch sie alles verstand. Nachdem die Gräfin dann wie ein Schulmädchen ihre Instruktionen wiederholt, bat sie die beiden Herren, so schnell als möglich zu gehen, indem sie ihrem Mann noch sagte:

— Komm nur schnell, schnell wieder.

— Ich nehme Sie in meinem Wagen mit, — sagte der Doktor zum Grafen. — Er bringt Sie schneller zurück, in einer Stunde sind Sie hier.

Der Arzt untersuchte noch einmal, ehe er fortging, lange den Verwundeten, um sicher zu sein, daß sein Zustand zu keiner Besorgnis Veranlassung gäbe.

Graf Guilleroy zögerte noch und sagte:

— Thun wir nicht etwas Unvernünftiges?

— Nein, es ist keine Gefahr. Er braucht nur Ruhe. Gräfin Guilleroy wird gut thun, ihn nicht sprechen zu lassen und so wenig wie möglich mit ihm zu reden.

Die Gräfin war wie niedergedonnert und sagte:

— Ich darf nicht mit ihm sprechen?

— Nein, Frau Gräfin. Nehmen Sie einen Stuhl und setzen Sie sich hierher, dann fühlt er sich nicht allein und es wird ihm angenehm sein. Aber ermüden Sie ihn nicht, nicht durch Worte noch Gedanken. Gegen neun Uhr morgen früh komme ich wieder. Adieu, Frau Gräfin, ich empfehle mich.

Er machte eine tiefe Verbeugung und ging mit dem Grafen, der noch sagte:

— Mach Dir keine Sorgen, liebes Kind, in einer Stunde bin ich zurück, und Du kannst dann nach Haus.

Sobald sie davongegangen waren, hörte sie das Zumachen der Hausthür, die geschlossen ward, und das Fortrollen des Wagens.

Der Diener und die Köchin waren im Zimmer geblieben und warteten auf Befehle. Die Gräfin schickte sie fort:

— Gehen Sie nur. Ich klingele, wenn ich irgend etwas brauche.

Sie gingen und sie blieb nun allein bei ihm. Sie war wieder nahe ans Bett getreten, legte die Hände auf das Kopfkissen zu beiden Seiten des geliebten Angesichtes und beugte sich herab, ihn zu betrachten. Dann fragte sie, so nah an seinem Gesicht, daß es war, als träfen die Worte seine Haut:

— Hast Du Dich absichtlich überfahren lassen?

Er antwortete mit einem Versuch zu lächeln:

— Nein, der Wagen hat mich überfahren.

— Das ist nicht wahr, Du hast es gewollt.

— Nein. Ich versichere Dir, der Wagen hat mich überfahren.

Sie schwieg einen Augenblick, einen jener Augenblicke, wo die Seelen in die Blicke zu steigen scheinen; dann murmelte sie:

— O, mein lieber, lieber Olivier. Und ich habe Dich fortgehen lassen, und ich habe Dich nicht bei mir behalten.

Er antwortete überzeugt:

— Es wäre mir trotzdem passiert, heute oder morgen.

Sie blickten sich noch einmal an und suchten ihre geheimsten Gedanken zu erraten.

Er antwortete:

— Ich glaube nicht, daß ich wieder aufkomme.

— Ich leide zu sehr.

Sie stammelte:

— Schmerzt es sehr?

— O ja.

Sie beugte sich nieder, berührte mit den Lippen seine Stirn, dann seine Augen, seine Wangen mit langsamen, leichten Küffen, zärtlich, wie eine pflegende Hand. Kaum berührten ihn ihre Lippen mit jenem leisen Laut, mit dem Kinder küssen, und es dauerte lange, lange. Er ließ diesen Regen von süßen Zärtlichkeiten über sich ergehen, der ihn zu beruhigen schien, ihm Kraft zu geben schien, denn sein verzerrtes Gesicht zuckte weniger als bisher.

Dann sagte er:

— Any!

Sie küßte ihn nicht mehr, um zuzuhören:

— Was ist?

— Du mußt mir etwas versprechen.

— Ich verspreche Dir, was Du willst.

— Wenn ich nicht tot bin, ehe es Tag wird, schwöre mir, daß Du mir Annychen einen Augenblick herbringst, nur einmal. Ich möchte nicht gern sterben, ehe ich sie wiedergesehen habe, denn schon morgen um diese Zeit habe ich vielleicht die Augen für immer geschlossen. Und ich werde euch nie wiedersehen, nicht Dich, nicht sie.

Sie unterbrach ihn, mit zerrissenem Herzen:

— Schweige doch, schweige doch. Ja, ich verspreche Dir, ich werde sie herführen.

— Schwörst Du es mir?

— Ich schwöre es, mein Freund. Aber schweige nun, sprich nicht mehr. Es thut mir so weh. Schweige doch.

Seine Flügel verzerrten sich; es ging wieder vorüber, dann sagte er:

— Wenn wir nur noch ein paar Augenblicke zusammenbleiben, wollen wir sie nicht verlieren. Wir wollen die Zeit nutzen, um uns Lebewohl zu sagen. Ich habe Dich so sehr geliebt.

Sie seufzte.

— Und ich . . . ich liebe Dich noch immer.

Er sagte noch:

— Nur durch Dich habe ich Glück gehabt. Aber die letzte Zeit war schwer. Du kannst nichts dafür. Ach, meine arme Any, wie traurig ist doch oft das Leben, und wie schwer ist es, zu sterben.

— Schweige, Olivier, bitte!

Er fuhr fort ohne auf sie zu hören:

— Ich wäre so glücklich gewesen, wenn nicht Deine Tochter

— Schweige doch, mein Gott, mein Gott!

Er schien mehr seine Gedanken wiederzugeben, als mit ihr zu sprechen, da er sagte:

— Ach, der, der dieses Leben erfunden hat und die Menschen gemacht, ist recht blind gewesen oder sehr böse.

— Olivier, ich bitte Dich, wenn Du mich je geliebt hast, schweige doch, sprich nicht so.

Er betrachtete sie, wie sie über ihn gebeugt war, selbst so blaß, daß auch sie wie eine Sterbende aussah, und er schwieg.

Sie hatte sich jetzt in den Lehnstuhl gesetzt, dicht an seinem Bett, und nahm seine Hand, die auf der Decke lag:

— Nun darfst Du nicht mehr sprechen, — sagte sie. — Du darfst Dich nicht bewegen. Denke an mich, wie ich an Dich denke.

Sie blickten sich wieder an, unbeweglich, durch die Berührung ihrer heißen Hände miteinander verknüpft, und sie drückte ab und zu die fiebernde Hand, die sie hielt, und er antwortete, indem er ein wenig die Finger schloß. Jeder Druck der Hand sagte ihnen etwas, ließ wieder ein Stück der Vergangenheit, die doch abgeschlossen war, aufleben, erweckte neu in ihrer Erinnerung das Andenken an ihre Zärtlichkeit. Jeder war eine geheime Frage, jeder eine wundersame Ant-

wort, eine traurige Frage, eine traurige Antwort, das ‚Denkst Du noch daran‘ einstiger Liebe.

Und ihre Gedanken stiegen, bei diesem letzten Zusammensein vor dem Tode, Jahre zurück. Die ganze Geschichte ihrer Leidenschaft stand wieder vor ihnen, und man hörte nichts im Zimmer, als das Knistern des Feuers.

Er sagte plötzlich, als wäre er aus einem Traum erwacht, indem er entsezt aufsprang:

— Deine Briefe!

Sie fragte:

— Was? Meine Briefe . . .

— Ich könnte sterben, und sie sind noch nicht verbrannt.

Sie rief:

— Ach, das ist mir gleich. Mag man sie finden, lesen, das ist mir ganz gleich.

Er antwortete:

— Aber ich will das nicht. Steh auf, Any, öffne das unterste Fach meines Schreibtisches, das große. Da liegen sie alle, alle, — nimm sie und wirf sie ins Feuer.

Sie regte sich nicht und blieb in ihren Schmerz versunken, als hätte er ihr eine Feigheit geraten.

Er sagte noch einmal:

— Any, ich bitte Dich! Wenn Du es nicht thust, quält es mich, macht mich nervös, verrückt. Denke doch, sie könnten ja in die Hände von irgend jemand fallen, von einem Advokaten oder Diener oder selbst in die Deines Mannes. Das will ich nicht.

Sie erhob sich, zögerte noch immer und sagte:

— Mein, das ist zu hart, zu grausam. Mir ist es, als verbrennte ich unsere beiden Herzen.

Da sie ihn so leiden sah, gab sie sich einen Stoß und ging zu dem Schreibtisch. Sie öffnete das Fach und nun sah sie es voll bis an den Rand hinauf, ein

dicker Haufen Briefe, einer auf dem anderen und auf allen Couverts sah sie die beiden Zeilen der Adresse, die sie so oft geschrieben. Sie kannte diese beiden Zeilen, der Name eines Mannes, der Name einer Straße, wie ihren eigenen Namen, wie man eben die beiden Worte kennt, die all unsere Hoffnung, all unser Glück im Leben ausgemacht.

Sie blickte sie an, diese viereckigen, kleinen Dinger, die alles enthielten, was sie von ihrer Liebe zu sagen gewußt, alles, was sie von sich hatte losreißen können, ihm zu geben mit einem bißchen Tinte auf ein wenig weißem Papier.

Er hatte versucht, auf dem Kissen den Kopf zu wenden, um sie anzublicken, und sagte noch einmal:

— Verbrenne sie schnell.

Da nahm sie zwei Hände voll, hielt sie einen Augenblick zwischen den Fingern. Es schien ihr schwer, schmerzlich. Leben und Tod, so viel lag darin in diesem Augenblick. So viel Feines, Zartes, das sie gefühlt und geträumt, sie waren die Seele ihrer Seele, das Herz ihres Herzens, all ihre Liebe hielt sie hier in der Hand. Und sie dachte wieder daran, mit welcher Liebesglut sie einzelne dieser Papiere betrißelt, mit welcher Trunkenheit zu leben, einen Menschen anzubeten und es ihm zu sagen.

Olivier wiederholte:

— Verbrennen! Verbrennen! Verbrennen, Amy!

Mit einer Bewegung ihrer beiden Hände warf sie die beiden Papierstücke ins Feuer, die sich verstreuten, als sie auf die Glut fielen.

Dann holte sie andere aus dem Schreibtisch, häufte sie auf, und wieder andere mit schneller Bewegung, bückte sich und erhob sich regelmäßig, um schnell die fürchterliche Arbeit zu beenden.

Als die Feuerstelle des Kamins voll war und das Fach leer, blieb sie wartend stehen, betrachtete die

fast erstickte Flamme, wie sie an den Seiten des Briefberges in die Höhe leckte; an den Ecken saßte sie an, züngelte empor, lief am Papier hin, erlosch, kam wieder, wuchs, und bald hatte sich um die Pyramide weißen Papiere ein glühender Feuergürtel gelegt, der das Zimmer erleuchtete. Und dieses Licht, das die Frau bestrahlte, die dort stand und den Mann, der dort lag, war ihre Liebe, die brannte, ihre Liebe, die in Asche zerfiel.

Die Gräfin wandte sich um, und im hellen Schein des Feuers sah sie ihren Freund, fahl, seitlich über den Bettrand gebeugt.

Er fragte:

— Ist alles fort?

— Alles.

Aber ehe sie zu ihm zurückkehrte, warf sie noch einmal auf ihr Vernichtungswerk einen letzten Blick, und über den Papierhaufen, der schon halb verbrannt war, der sich krümmte und schwarz wurde, sah sie etwas Rotes hinlaufen, als wären es Blutstropfen. Sie schienen aus dem Herzen dieser Briefe zu kommen, aus jedem Brief wie aus einer Wunde, und glitten nun leise der Flamme zu, einen Purpurstreifen hinter sich lassend.

Die Gräfin fühlte im Herzen den Schatten von etwas Übernatürlichem und wich zurück, als sähe sie jemand ermorden, und dann ward ihr plötzlich klar, daß sie einfach das schmelzende Siegellack gesehen.

Schnell ging sie zu dem Verwundeten zurück, hob langsam seinen Kopf, legte ihn sorgfältig mitten auf das Kopfkissen zurück. Aber er hatte sich bewegt und die Schmerzen wurden stärker. Er röchelte jetzt, das Gesicht war durch furchtbare Schmerzen entstellt, er schien nicht mehr zu wissen, daß sie da war.

Sie wartete, daß er sich beruhigte, die geschlossenen Augen öffnete und ihr noch ein Wort sagte.

Endlich fragte sie:

— Thut es sehr weh?

Er antwortete nicht.

Sie beugte sich zu ihm und legte einen Finger auf seine Stirn, um ihn zu zwingen, sie anzusehen. Und da öffnete er die Augen, entsetzt, wie toll.

Sie fragte noch einmal voll Grauen:

— Leidest Du, Olivier? Antworte doch. Soll ich rufen? Sage mir nur noch etwas.

Es war ihr, als stammelte er:

— Bringe sie her . . . Du hast es versprochen . . .

Dann bewegte er sich unter der Decke, sein Leib zuckte, das Gesicht verzerrte sich.

Sie fragte wieder:

— Olivier, mein Gott, Olivier! Soll ich rufen?

Diesmal hatte er verstanden, denn er antwortete:

— Nein . . . es ist nichts.

Er schien in der That ruhiger zu werden, weniger zu leiden, plötzlich in eine Art von Halbschlummer zu verfallen. Sie hoffte, er würde schlafen, setzte sich ans Bett, nahm wieder seine Hand und wartete. Er bewegte sich nicht, das Kinn auf der Brust, den Mund halb offen wegen des kurzen Atems, der die Kehle zusammenzuschneiden schien, beim Aus- und Eintritt. Nur die Finger bewegten sich ab und zu, ohne daß er es wollte, mit leichten Zuckungen, die der Gräfin durch und durch gingen bis zur Wurzel ihres Haares, die sie packten, daß sie hätte schreien mögen. Das war nicht mehr der kleine Fingerdruck, der statt der müden Lippen alle Traurigkeit des Herzens erzählte, das waren unstillbare Krämpfe, die nur vom Leiden des Leibes sprachen.

Sie hatte Angst, eine furchtbare Angst. Die Lust überkam sie, fortzulaufen, jemandem zu klingeln, zu rufen, aber sie wagte es nicht, sich zu bewegen, um seine Ruhe nicht zu stören.

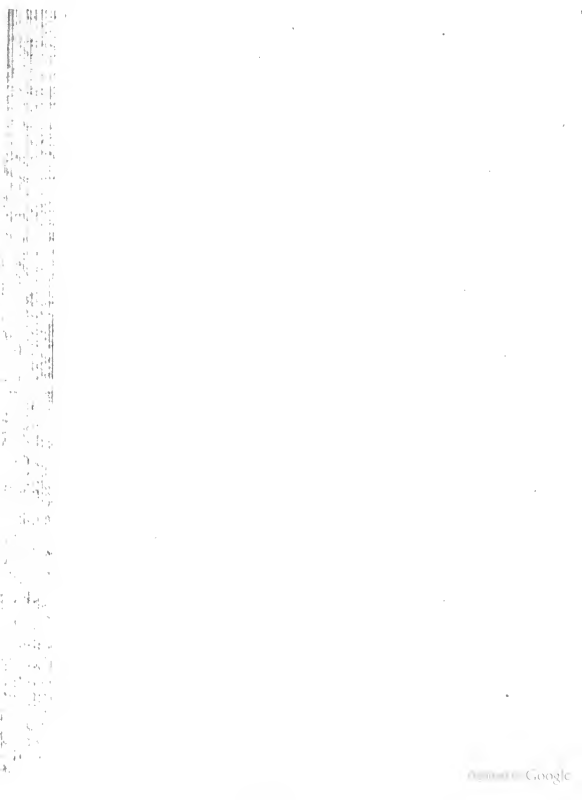
Man hörte von weitem durch die Mauern Wagenlärm auf der Straße, und sie lauschte, ob nicht ein Wagen an der Thür hielt, ob ihr Mann nicht wiederkäme, sie zu befreien, sie endlich herauszureißen aus diesem furchtbaren Alleinsein.

Als sie versuchte, ihre Hand aus der Oliviers loszumachen, drückte er sie und stieß einen langen Seufzer aus. Da überwand sie sich, zu bleiben, um ihn nicht zu erregen.

Das Feuer erstarb im Kamin unter der schwarzen Asche der Briefe, zwei Lichter gingen aus, irgend ein Möbel krachte.

Alles im Hause war still, alles schien tot. Nur die große, vlämische Uhr auf der Treppe, die regelmäßig die Stunden anzeigte, die halben und die viertel, verkündete in der Nacht mit ihren verschiedenen Tönen den Gang der Zeit.

Die Gräfin fühlte, wie in ihrer Seele ein furchtbares Entsetzen aufstieg. Graucnvolle Vorstellungen quälten sie, fürchterliche Gedanken umnachteten ihren Geist. Es war ihr, als würden Oliviers Finger kalt in den ihren. Oder war es Wahrheit? Nein, es konnte nicht sein! Und doch, woher kam ihr dieses Gefühl einer unerklärlichen, eisigen Berührung? Sie erhob sich im Entsetzen, um sein Gesicht anzusehen — er lag da, ausgestreckt, unbeweglich, leblos, allem Glend entrückt. Er hatte Frieden gefunden und ewiges Vergessen.



8

9

3

DATE DUE
NOT LOANED

843.8 M45XG.a 1



3 5556 007 907 264

Annex
843.8
M45XG.a
v.1

G&A 1

